

Besprechungen

VORGESCHICHTE

JEAN COMBIER und ANTA MONTET-WHITE (Hrsg.), **Solutré 1968–1998**. Mémoires de la Société Préhistorique Française, Band 30, Paris 2002. 281 Seiten.

Solutré zählt zu den bedeutendsten altsteinzeitlichen Fundstellen Europas. Im äußersten südlichen Zipfel Burgunds an der Grenze zum Beaujolais gelegen wurde der seit den 1860er Jahren ergrabene Fundplatz Namen gebend für eine jungpaläolithische Kultur, das in die Zeit des zweiten Kältemaximums der letzten Eiszeit datierte Solutréen. Gleichzeitig spielte Solutré zu Beginn des 20. Jhs. eine wichtige Rolle bei der Gliederung des Jungpaläolithikums. Besondere Bedeutung erlangte der Fundplatz weiterhin durch seine in großer Menge überlieferten Knochenreste eiszeitlicher Pferde, die zahlreiche Informationen zur Jagdweise der jungpaläolithischen Menschen ergaben. Die populäre Legende, die steinzeitlichen Menschen hätten die Pferde auf die Spitze des Felsens von Solutré getrieben, um sie von dort in die Tiefe stürzen zu lassen, ist zwar seit Längerem widerlegt, erfreut sich aber ungeachtet dessen in der Öffentlichkeit nach wie vor einer großen Beliebtheit. Mir liegt Solutré aufgrund meiner langjährigen Arbeiten zum Paläolithikum im südlichen Burgund (Varennes-lès-Mâcon, Azé, Germolles, Solutré) besonders am Herzen.

In der jüngeren Forschungsgeschichte ist die Fundstelle Solutré vor allem mit dem Namen Jean Combier verknüpft. Als ehemaliger Wissenschaftler des CNRS und gleichzeitig oberster Denkmalpfleger im östlichen Frankreich gilt Jean Combier als einer der namhaftesten lebenden Vertreter der französischen und auch europäischen Paläolithforschung. In seiner Amtszeit hatte Combier in denkmalpflegerischer Hinsicht ein riesiges Gebiet zu betreuen, das vom Rhônetal im Süden bis in das südliche Pariser Becken im Norden reichte. Neben seinen Forschungen in Solutré ist Combier vor allem für seine zusammenfassenden Arbeiten zum Paläolithikum in der Ardèche, seine Beschäftigung mit paläolithischer Kunst,

durch seine Grabungen in Orgnac, Roanne-Villerest, Azé, Vergisson und vielen anderen Fundstellen bekannt.

Anta Montet-White, emeritierte Professorin an der Universität in Kansas, stammt aus einer Familie des Beaujolais und kehrt damit nach diversen Forschungen zum europäischen Paläolithikum, u. a. im ehemaligen Jugoslawien und in Österreich, zum Ort ihrer familiären Wurzeln zurück.

Ziel des vorliegenden Buches ist es, die Forschungen der jüngeren Grabungsgeschichte Solutrés von 1968 bis 1998 in einer Publikation zusammenzufassen. Während Jean Combier als aktiver Erforscher der Fundstelle im Vordergrund steht, ist es das Verdienst von Anta Montet-White, neben unwesentlichen eigenen Forschungen die Arbeiten zahlreicher Bearbeiter der Fundstelle zusammengetragen und Jean Combier zur Abfassung seiner Beiträge ermutigt zu haben.

Im ersten Kapitel des Buches beschreibt Jean Combier die enorme forschungsgeschichtliche Bedeutung der Fundstelle Solutré mit den ersten Grabungen von Adrien Arcelin und Henri de Ferry im Jahre 1866 sowie dem forschungsgeschichtlich folgenden Abbé Antoine Ducrost. Combier betrachtet dabei die Arbeiten in Solutré nicht isoliert, sondern diskutiert ihre Rolle in der Herausbildungsphase der Urgeschichtsforschung im 19. Jh. Wundervolle Fotografien der frühen Grabungen sowie vom Kongress der Société Préhistorique Française, der im Jahre 1907 nach Solutré kam, illustrieren den Beitrag.

Ab S. 27 fasst Combier in Kapitel 2, ausgehend vom Jahre 1968, dem Beginn seiner eigenen Forschungen, die Grabungsergebnisse der frühen Forschungsphasen zusammen und erklärt die spezifische geographische Situation des Grabungsareals, das zwischen den beiden keilförmigen Felsen Roche de Solutré und Mont de Pouilly liegt und in jagdstrategischer Hinsicht für die paläolithischen Jäger von besonderem Reiz war. Es wird hier ebenfalls deutlich, wie intensiv die Forschungen das

Gelände an der Flanke des Felsen von Solutré seit Beginn der Forschungen im 19. Jh. »durchpflügt« haben, sodass unausgegrabene Teile beinahe bereits den geringeren Teil des relevanten Geländes einnehmen. Combier erläutert hier anhand synthetischer Artefakttafeln die verschiedenen Begehungsphasen vom Beginn bis zum Ende des Jungpaläolithikums und gibt eine idealisierte stratigraphische Abfolge.

In Kapitel 3 beschäftigt sich derselbe Autor ab S. 43 sodann mit seinen eigenen Grabungen aus den 1960er bis 1980er Jahren sowie mit den kurzen Untersuchungen A. Montet-Whites und ihrer Mitarbeiter aus den Jahren 1997–1998. Da das Grabungsareal in 10 m² große Planquadrate eingeteilt wurde mit Buchstaben in der X- und Zahlen in der Y-Achse, erhalten die verschiedenen Grabungsteile Bezeichnungen wie z. B. P 16, M 12 oder J 10.

In Kapitel 4 gibt Combier ab S. 65 einen Überblick über die stratigraphischen Verhältnisse verschiedener Sondagen. Die in bis zu 5 m Mächtigkeit aufgeschlossenen Sedimente wiesen zum Teil erhebliche Anteile von kantigem Hangschutt aus Kalkstein auf. Eine besonders eindrucksvolle Abfolge wurde im Rahmen einer 1987 erschlossenen Sondage angetroffen (Fig. 4–9), die archäologisch vom Gravettien über das Solutréen bis hin zum Magdalénien reicht. Eine sehr große Dichte an pleistozäner Fauna liegt im so genannten »magma de cheval« vor, das in das Gravettien zu datieren ist, in den neueren Grabungen aber nur noch selten in massiver Form angetroffen wurde.

Jean Combier und Anta Montet-White beschäftigen sich sodann in Kapitel 5 mit dem ganz im Osten des Grabungsareals gelegenen Sektor L 13 und M 12, der für das beginnende Jungpaläolithikum (Aurignacien) von besonderer Bedeutung ist. In rot gefärbten Basisschichten gelang es hier zum Beispiel, eine Aschenschicht freizulegen, die sich an mindestens einer Stelle zu einer feuerstellenähnlichen Konzentration verdichtet.

In Kapitel 6 gehen Jean Combier und ein Mitarbeiter Anta Montet-Whites, Jack Hofman, auf das bereits erwähnte »magma de cheval« im Rahmen des Grabungsbereiches J 10 ein. Einregelungen des Knochenmaterials und das Fehlen anthropogener Spuren sprechen in diesem Bereich für eine ganz und gar natürliche Akkumulation im Hangbereich der Fundstelle.

In chronologischer Reihenfolge zum Jüngeren hin fortschreitend, beschäftigt sich Jean Combier unter Mitarbeit von Anta Montet-White und Elaine Turner im folgenden Kapitel 7 ab S. 99 mit den magdalénienzeitlichen Knochenkonzentrationen der Bereiche N 16 und P 16. Zahlreiche bislang unveröffentlichte Farbfotos illustrieren hier die Fundumstände. Auch wenn dies die Ausgräber selbst nur zögernd einsehen, belegen die eingeregelt Ausrichtung des Knochenmaterials und zahlreiche Brüche hier deutliche Verlagerungen entlang einer länglichen Depression. Tierreste in anatomischem Zusammenhang hatten die Ausgräber zunächst dazu bewogen, hier von unverlagerten Hinterlassenschaften auszugehen.

Das folgende Kapitel 8 beschäftigt sich ab S. 117 nicht mehr mit den Funden aus dem zentralen Ausgrabungsbereich, sondern mit verschiedenen Hinweisen auf paläolithische Begehungen aus der Umgebung. Im Mittelpunkt dieses von Jean Combier, Yves Pautrat und Daniel C. Pugh verfassten Beitrages steht der mittelpaläolithische Fundplatz Solutré, cave Denuziller. Hier liegt in denkmalpflegerischer Hinsicht ein Skandal größten Ausmaßes vor. 1997 hatte man im Zentrum des Dorfes Solutré bei Ausschachtungsarbeiten für einen Weinkeller einen bedeutenden moustérienzeitlichen Fundplatz mit exzellent erhaltener Fauna entdeckt, ohne in diesem als archäologisch sensibel ausgewiesenen Bereich Archäologen hinzuzuziehen. Im Ergebnis fand sich dieses außergewöhnliche altsteinzeitliche Inventar auf der örtlichen Mülldeponie wieder. Die Abhandlung der Funde im Rahmen des besprochenen Buches kann damit nur als letzte Rettungsuntersuchung eines weitgehend zerstörten Fundplatzes angesehen werden, für den die in Fig. 8–7 abgebildeten Steingeräte eindrucksvoll die ehemalige Bedeutung beleuchten. Aurignacienzeitliche Funde aus einer weiteren Lokalität im Ortsgebiet von Solutré schließen Kapitel 8 ab. Die in diesem Kapitel behandelten Artefakte belegen, dass sich die paläolithische Besiedlung in Solutré nicht einzig und allein auf die Flanke des Felsens fokussiert, sondern vielschichtiger ist. Ebenfalls löst sich auf diese Weise der Gegensatz ein wenig auf, nach dem in Solutré einzig jungpaläolithische Besiedlungsphasen belegt seien, am zwillingsgleichen Nachbarfelsen von Vergisson dagegen ausschließlich mittelpaläolithische Siedlungsreste.

Der zweite Teil des Buches beschäftigt sich mit Ergebnissen zur Sedimentologie, Umwelt und absoluten Chronologie. Nach einer kurzen Einleitung durch Anta Montet-White handeln Bertrand Kervazo und Stéphane Konik in ihrem Kapitel 9 die Ergebnisse zur Geologie Solutrés ab. Der Beitrag zeigt die Komplexität der sedimentologischen Verhältnisse des Fundplatzes in Zeit und Raum und warnt insofern vor Verallgemeinerungen. Dennoch werden als ein Ergebnis bedeutende Verlagerungsvorgänge im lateralen Hangbereich des Felsens von Solutré deutlich, die große Auswirkungen auf die Erhaltung und Lage der archäologischen Hinterlassenschaften hatten.

In die gleiche Kerbe schlagen die in Kapitel 10 vorgenommenen bodenkundlichen Analysen von Farid Sellami. Von besonderer Bedeutung ist hier der Versuch, die Genese des »magma de cheval« zu erklären. Ein Ergebnis liegt in der Beobachtung, dass sich das Knochenmaterial nicht in primärer Fundlage befindet, sondern dass natürliche, durch Hangfließen bedingte Akkumulationen einen großen Einfluss auf die Gesamtverteilung der Funde ausüben.

Im folgenden Kapitel 11 beschäftigt sich Jacqueline Argant mit den Pollenanalysen. An der Kürze des Beitrages ist bereits ersichtlich, dass die Pollenerhaltung der Fundstelle nicht sehr gut ist. Die Ergebnisse sprechen wie erwartet für einen in Eiszeiten typischen offenen Landschaftstyp, ohne dass einzelne Besiedlungsphasen

mit definierten Klimaschwankungen korreliert werden könnten.

Marcel Jeannet erörtert im folgenden Kapitel 12 die Nagerfauna. Unter den nachgewiesenen Arten sprechen mehrere Typen des Lemmings wie die Pollenanalysen für einen weitestgehend offenen Landschaftstyp, wobei das gravettienzeitliche ›magma de cheval‹ erstaunlicherweise so gut wie keine Kleinsäugerreste enthielt. Auf der Basis der nachgewiesenen Arten versucht Jeannet eine Rekonstruktion der jungpaläolithischen Umwelt. Im Aurignacien und Gravettien weist er einen offenen, an Sibirien erinnernden Landschaftstyp nach. Für das Magdalénien kommt er je nach Fundplatzbereich zu unterschiedlichen Resultaten. Während in P 16 sehr kalte Konditionen belegt sind, finden sich in J 10 bereits Anzeiger eines gemäßigten Klimas.

Kapitel 13 beschäftigt sich ab S. 181 mit den Radiokarbondatierungen. Für jede der großen in Solutré belegten Perioden Aurignacien, Gravettien, Solutré und Magdalénien liegen jeweils mehrere, im Allgemeinen relativ koh erente Datenserien vor. Die in Lyon und in den USA erstellten konventionellen und AMS-Daten zeigen für das Magdalénien der Fundstelle eine Alters-einstufung um 13 500 BP. Mehrere Daten des Solutré kreisen in erwarteter Weise um 19 500 BP. Demgegenüber schwanken die Daten für das gravettienzeitliche ›magma de cheval‹ zwischen 21 600 und 28 240 BP. Für das Aurignacien möchte ich hier zwei nahezu identische, in zwei unterschiedlichen Laboren erstellte Daten um 34 000 BP herausheben, die, verglichen mit den Daten zum Ch atelperronien im Osten Frankreichs, nahezu dasselbe Alter aufweisen. Demgegenüber erachte ich die Daten zum Moustérien aus der Fundstelle Solutré, Ortsmitte, die um 55 000 BP angesiedelt sind, aus methodischen Gründen für problematisch.

Im dritten Teil des Buches beschäftigen sich die Autoren sodann ab S. 193 mit den archäologischen Hinterlassenschaften. Nach einer kurzen Einführung durch Anta Montet-White erörtert Elaine Turner in Kapitel 14 ihre Ergebnisse zur Arch ozoologie des Magdalénien in den Sektoren I 11 und P 16. Diese bedeutende, in jüngerer Vergangenheit durchgeführte Analyse beinhaltet Ergebnisse zur jahreszeitlichen Begehung der Fundstelle, die vornehmlich in den Frühling und in den Herbst fällt. Das dominante Jagdtier ist das Pferd, mit Ausnahme des Solutré, in dem das Ren eine besondere Rolle einnimmt. Aufgrund der großen Menge der den Jägern zur Verfügung stehenden Herdentiere bleibt der Ausnutzungsgrad und dementsprechend die Menge an entdeckten Schnittspuren überschaubar. Solutré ist eine Fundstelle, an der die Tiere unmittelbar getötet und zerlegt wurden. Dabei scheint die Art der Jagdstrategie über die Jahrzehntausende vom Aurignacien bis zum Magdalénien recht einheitlich gewesen zu sein. Vermutlich haben sich die Jäger am Rande der durch den Felsen von Solutré und den Mont de Pouilly gebildeten Schlucht hinter Versturzblocken versteckt und konnten von dort aus Tiere aus randlichen Gruppen der durchziehenden Herden mithilfe der Speerschleuder erlegen.

Auch die Fauna des mittelpal olithischen Fundplatzes Solutré, Ortsmitte wird im folgenden Kapitel 15 von Jeanette M. Blackmar analysiert. Hier überwiegt im Gegensatz zur Hauptfundstelle das Ren, während das Pferd nach der Mindestindividuenzahl an zweiter Stelle rangiert. An Ren- und Pferdeknochen konnten Schnittspuren ermittelt werden, was für einen mittelpal olithischen Kontext durchaus erwähnenswert ist.

Anta Montet-White bearbeitet sodann in Kapitel 16 die lithischen Gerätschaften Solutrés. Nach einleitenden und vergleichenden Er ortierungen zu Steinger atensembles verschiedener pal olithischer Jagdpl atze Europas und Nordamerikas handelt die Autorin in chronologischer Reihenfolge vom Aurignacien bis zum Magdalénien die Ergebnisse zu den Steinartefakten der diversen Besiedlungsphasen ab, wobei sie jeweils zwischen den Funden der Altgrabungen und der neueren Untersuchungen unterscheidet. Dabei fällt die jeweils außerordentlich geringe Fundmenge der einzelnen Phasen auf. So beinhalten die Serien des Aurignacien aus den neueren Grabungen nur knapp 100 Stücke, im Gravettien und Solutré sieht dies nicht sehr viel anders aus. Lediglich im Magdal eniensektor P 16 beobachten wir ein umfangreiches Inventar, in dem Kratzer, Stichel und R uckenmesser dominieren. Trotz der kleinen Fundmengen endet die Autorin mit der Schlussfolgerung, die beschriebenen Inventare fügten sich ohne Probleme in das Spektrum typischer Ger atassoziationen von pal olithischen Jagdpl atzen.

Im folgenden Kapitel 17 beschäftigt sich William Banks mit der Mikrogebrauchsspurenanalyse der aurignacienzeitlichen Steingeräte des Sektors M 12. Das besondere an der Methode ist das Ausführen der Analysen an Abgüssen aus Epoxydharz. Diese Methode wurde erwählt, weil die weiß patinierten, stark reflektierenden Originale das Erkennen von Gebrauchsspuren nicht zuließen und insbesondere deshalb, weil die Analysen in den USA durchgeführt wurden, wohin der Autor keine Originale ausführen durfte. Die geringe Menge der untersuchten Artefakte – es liegen insgesamt nur 42 Stücke vor – lässt Schlussfolgerungen größeren Ausmaßes nicht zu.

Jean Combier führt im folgenden Kapitel 18 seine Ideen zu den von den Jägern Solutrés begangenen Territorien aus. Basierend auf theoretischen Gedanken zur Mobilität von Sammlern und Jägern sowie auf Ergebnissen zur Rohmaterialversorgung kommt er zu dem Schluss, dass die Träger der Fundstelle Solutré entgegen anderer Vermutungen lediglich einen beschränkten Aktionsradius im südlichen Burgund aufwiesen.

In Kapitel 19 bespricht derselbe Autor schließlich die in Solutré gefundenen Kleinkunstwerke und Schmuckobjekte. Für einen derart großen und bedeutenden jungpal olithischen Fundplatz und das ungeheuer große Volumen des untersuchten Sedimentkörpers liegen in Solutré nur relativ wenige und nicht besonders spektakuläre Kunstwerke vor. Dies liegt an der Funktion des Fundplatzes als Jagdstation, in der andere Aktivitäten im Vordergrund standen, als im Rahmen einer längeren

Besiedlung großer zentraler Lagerplätze unter Ausführung diverser Tätigkeiten. Eine Besonderheit der Kleinkunstwerke aus Solutré stellen Skulpturen von Tieren aus verwitterten Hornsteinknollen dar, die in der Nähe des Felsens von Solutré gefunden werden konnten. Gravierte Schieferplatten und Knochen sowie auffällig verzierte Lochstäbe und Schmuckstücke aus aufgelesenen Fossilien ergänzen das belegte Spektrum.

Die Veröffentlichung wird durch eine von Jean Combier und Anta Montet-White verfasste Zusammenfassung und von einer nach Forschungsphasen untergliederten Bibliographie abgeschlossen.

Bei der Gesamtbewertung der Veröffentlichung möchte ich zunächst konstatieren, dass es gut ist, dass es sie gibt. Anta Montet-White gebührt hier das Verdienst, die Zügel eng gehalten und nach vielen Jahrzehnten Grabungen und Forschungen die Beiträge zusammengeführt zu haben. Ich muss bei der Bewertung zunächst ein gewisses Maß an Befangenheit eingestehen, da Jean Combier, auf den der Großteil der neueren Arbeiten zu Solutré zurückgeht, eine Art Mentor für meine wissenschaftliche Präsenz in Frankreich darstellt. Er war es, der mich zu Beginn der 1990er Jahre nach Mâcon berief, um dort Funde seiner Grabungen aus Varennes-lès-Mâcon zu bearbeiten. Andere Aktivitäten, die bis heute andauern, sollten folgen. Meinen anerkannten Forschungsschwerpunkt in Frankreich habe ich somit originär Jean Combier zu verdanken, dem ich hiermit ganz herzlich danken möchte. Trotz dieser Nähe zum Hauptautor des Buches will ich mich dennoch bemühen, zu einem gerechten Urteil zu gelangen. Hier muss dann zunächst gesagt werden, dass zahlreiche Beiträge des Buches nicht wirklich neu sind, sondern bereits an anderer, zugegebenermaßen zum Teil entlegener Stelle publiziert wurden. Dies betrifft zum Beispiel in weiten Teilen die Kapitel eins und zwei, sowie die Kapitel 14, 18 und 19. Ferner ist dem Buch an vielen Stellen anzusehen, dass es, formulieren wir es einmal so, mit heißer Nadel gestrickt wurde. So wurden etwa auf S. 212 die Graphiken von Gravettien und Aurignacien verwechselt, auf S. 213 oben wird die Mindestindividuenzahl des Aurignacien versehentlich mit 1 und nicht 21 angegeben. Auf den Seiten 234 und 235 wurden die Steinartefakte auf den Tafeln abgeschnitten. Im Beitrag Blackmar wird auf S. 219 *Bos primigenius* versehentlich *Bison primigenius* genannt. Auf S. 216 wird die berühmte Magdalénienfundstelle Petersfels bei Engen im Hegau zu »Petersfeld« und der nicht minder bekannte Vogelherd (Kr. Heidenheim) auf S. 258 zum »Vogelheld«. Auf S. 260 heißt der Fotograf einmal richtigerweise Eschmann, einmal Eischmann und auf S. 254 heißt der ehemalige verdienstvolle Mitarbeiter Jean Combiere, Pierre Ayroles, plötzlich »Ayrolek«. Auf den Seiten 151 und 152 sind die Absatz- und Seitenumbrüche fehlerhaft, sodass der Text völlig unverständlich wird. Andere Beispiele könnten folgen. Auch wenn es sich bei den genannten Fehlern meist nur um Kleinigkeiten handelt, so wird doch deutlich, dass die redaktionelle Überarbeitung des Buches zu wünschen übrig lässt. In inhaltlicher Hinsicht gewinnt man

teils den Eindruck, als seien hier unzusammenhängende Einzelbeiträge ohne wirkliche Klammer kompiliert worden. Der anmaßend »Les outillages des chasseurs de Solutré« genannte Beitrag zu den Steinartefakten von Anta Montet-White leidet unter der nur sehr kleinen Menge der de facto analysierten Artefakte, die nur einen verschwindend geringen Anteil der belegten Funde einnehmen. Bei den Steinartefaktzeichnungen hätte man sich durchaus ein bisschen mehr Mühe geben können. Zudem kommt sie zu Fehleinschätzungen, weil z. B. auf S. 231 »lames appointées« mit »lames utilisées« verwechselt werden. Mir erscheinen die lithischen Inventare insgesamt zu insignifikant und zufällig zusammengestellt, um durch sie die zweifellos gegebene Funktion der Fundstelle als Jagdplatz untermauern zu wollen.

Nichtsdestotrotz ist dieses Buch gemeinsam mit der 1956 publizierten Zusammenfassung der Grabungen aus der Anfangsphase des 20. Jhs. durch Jean Combier die bislang beste und vollständigste Abhandlung, die es nach insgesamt 140 Jahren Forschungsgeschichte zu dieser Fundstelle gibt. Solutré ist ohne Zweifel einer der faszinierendsten steinzeitlichen Fundplätze Europas. Trotz kleinerer Mängel sei das vorliegende Buch jedem am europäischen Mittel- und vor allem Jungpaläolithikum Interessierten empfohlen. Es sollte aber auch klar geworden sein, dass die Untersuchungen zu Solutré mit diesem Buch bei weitem noch nicht abgeschlossen sind und gegenwärtigen und künftigen Forschergenerationen noch viel Potential zu weiteren Bearbeitungen verbleibt.

Tübingen

Harald Floss

COLETTE et JEAN-GEORGES ROZOY, **Les camps mésolithiques du Tillet**: Analyses typologique, typométrique, structurelle et spatiale. Travaux, Band 2. Société Préhistorique Française, Paris 2002. 144 Seiten, Illustrationen, graphische Darstellungen, Karten.

Jean-Georges Rozoy, einer der wenigen noch unter uns weilenden Urväter der französischen Urgeschichtsforschung, legt mit diesem 2002 erschienenen Buch gemeinsam mit seiner Ehefrau Colette die mesolithischen Siedlungsreste der nördlich von Paris in der Gemeinde Cires-les-Mello (Oise) gelegenen Station Le Tillet vor. Der 1987 entdeckte in Sanden eingebettete Fundplatz wurde vor allem in den 1990er Jahren im Zuge mehrerer Notgrabungskampagnen erforscht. In taphonomischer Hinsicht müssen wir von einer sehr schwierigen Situation ausgehen, wie wir sie oft im Sand vorfinden. Zudem finden sich im Areal der Fundstelle Begehungen aus zahlreichen archäologischen Phasen und Perioden, die vom Spätpaläolithikum bis in die Römerzeit reichen. Obwohl somit in hohem Maße von Vermischungen des Fundmaterials auszugehen ist, gelang es J.-G. Rozoy im Rahmen seiner Untersuchungen, insgesamt elf eigenständige, in unmittelbarer Nachbarschaft gelegene Sied-

lungskonzentrationen des Mesolithikums freizulegen, die nach einigen Radiokarbonaten in die Zeit des Präboreals und Boreals zu stellen sein dürften. Die Analysen beziehen sich vor allem auf die vorgefundenen Projektilen (Mikrolithen) sowie auf die räumlichen Verteilungen der diversen lithischen Fundkategorien. Dabei scheinen sich im Rahmen der Fundstellen unterschiedliche Aktivitätszonen herauszukristallisieren, die sich u. a. durch unterschiedlich große Fundmengen und durch verschiedenen hohe Anteile der lithischen Bewehrungen auszeichnen. Aufgrund eigener Erfahrungen mit der Analyse von im Sand eingebetteten und nach Quadratmetern ergrabenen Inventaren (Varenes-lès-Mâcon, Saône-et-Loire, Frankreich) möchte ich die Vorgehensweise Rozoys mit Respekt bewerten, da sich auch in einem derart schwierigen, von anderen Forschern als unbearbeitbar angesehenen Milieu durchaus bedeutende Tendenzen ablesen lassen können. Andererseits warne ich angesichts großer fundplatzinterner Probleme aber vor einer Überinterpretation der erzielten Ergebnisse. Ich maße es mir zwar nicht an, in einer mir geographisch nicht unmittelbar vertrauten Region die Einheitlichkeit des Fundmaterials, z. B. im Hinblick auf die vertretenen Mikrolithen in Frage zu stellen, möchte aber Vermischungen dennoch nicht grundsätzlich ausschließen. Im Gesamteindruck haben wir es bei den vorgelegten Funden im weitesten Sinne mit frühmesolithischen Inventaren zu tun, in denen verschiedene Dreiecksmikrolithen und Segmente eine große Rolle spielen. Ob allerdings deren fundplatzinterne Unterschiedlichkeit durch funktionelle oder chronologische Faktoren herzuleiten ist, bleibt offen.

J.-G. Rozoy zählt zweifellos zu den großen zeitgenössischen Prähistorikern unseres westlichen Nachbarlandes. Er blickt auf ein abwechslungsreiches Leben und eine lange Forscherkarriere zurück. Wenn hier nur am Rande erwähnt sei, dass er als Mitglied der französischen Résistance während des Zweiten Weltkrieges nach Dachau deportiert wurde, sagt dies vielleicht schon genug. In fachlicher Hinsicht liegt uns mit seinem 1978 im Selbstverlag erschienenen dreibändigen Werk »Les derniers chasseurs« bis heute eine der umfassendsten Synthesen zum west- und mitteleuropäischen Spätpaläolithikum und Mesolithikum vor. Von Hause aus nicht Archäologe, sondern im sozial schwierigen Charleville-Maizières ansässiger Arbeitsmediziner, hatte es Docteur Rozoy nicht immer leicht, sich in der Welt der Prähistoriker Anerkennung zu verschaffen. Einen Posten in unserem Fach erhielt er nie. Aufgrund seiner Jahrzehnte währenden akribischen Arbeit und seiner Fähigkeit, auch neu entstehende Methoden immer wieder aufzugreifen, gilt er dennoch als anerkannter Fachwissenschaftler. Er ist gleichermaßen wegen seiner scharfen Zunge gefürchtet, wie aufgrund seiner freundlichen, beinahe jugendlich schelmischen Ausstrahlung beliebt. Rozoy war und ist immer an großen Fragestellungen paläoethnologischer Natur interessiert gewesen, jedoch leider festzuhalten, dass viele der von ihm bearbeiteten Fundstellen und so auch das hier vorgelegte Le Tillet nicht über ein ausreichendes Potential verfügen, um die-

sen Fragestellungen adäquat nachzugehen. So komme ich nicht umhin, die vorliegende Arbeit, die zunächst nicht von ungefähr von namhaften französischen Fachorganen zur Drucklegung abgelehnt worden war, als nicht gerade herausragend betrachten zu müssen. Sie ist in methodischer Hinsicht überholt, erörtert nur unzureichend die taphonomischen Faktoren der Fundstellengenese und kommt fast ganz ohne Untersuchungen zur lithischen Technologie aus. Die Steinartefaktzeichnungen sind schlecht, die metrischen Graphiken langatmig und das Literaturverzeichnis sehr übersichtlich. Zudem bleibt es weitgehend unklar, nach welchen Kriterien die innere Untergliederung der Fundstelle in Teilbereiche erfolgte. Die Schlussfolgerung des Autors, die mesolithischen Siedlungsstrukturen unterschieden sich von denen des Magdalénien ist eine Binsenweisheit und nicht wirklich von Relevanz. Abschließend kann dieses Buch somit nur denjenigen empfohlen werden, die sich näher mit mesolithischen Inhalten beschäftigen und hier auch nur denjenigen, die für ihre jeweiligen Bearbeitungen Vergleichsinformationen zur frühen Mittelsteinzeit aus dem Norden des Pariser Beckens benötigen. Diese Kritik sollte aber nur eingebunden in meiner Hochachtung vor dem Lebenswerk des Autors beurteilt werden. Für einige Hinweise zur Vita des Autors danke ich Boris Valentin (Paris).

Tübingen

Harald Floss

MARYLÈNE PATOU-MATHIS (Hrsg.), **Retouchoirs, compresseurs, percuteurs ... Os à impressions et éraillures.** Fiches de la Commission de nomenclature sur l'industrie de l'os préhistorique, Cahier X. Éditions de la Société Préhistorique Française, Paris 2002, 136 Seiten.

Mit dem Buch »Retouchoirs, compresseurs, percuteurs« legen Marylène Patou-Mathis und Mitarbeiter in der Reihe der »fiches typologiques« prähistorischer Knochengeräte den zehnten Band vor. Die vorigen Ausgaben waren unter Beteiligung von drei verschiedenen Herausgebern den Geschosspitzen (1988), Speerschleuderwiderhakenenden (1988), Ahlen und Pfriemen (1990), Schmuckobjekten (1991), Lochstäben (1992), Behältnissen (1993), Widerhakenspitzen (1995), Schneidewerkzeugen (1998) sowie seltenen und verkannten Geräten (2001) gewidmet. Wie in allen vorigen Ausgaben ist es das Ziel der vorliegenden Veröffentlichung, zu einer Vereinheitlichung der Nomenklatur prähistorischer Geräte aus Knochen, Geweih und Elfenbein zu kommen, die oft unrichtigerweise unter dem Begriff »Geräte aus organischen Rohmaterialien« zusammengefasst werden. Unter »retouchoirs, compresseurs, percuteurs« versteht man Geräte, die zur Herstellung bzw. Modifizierung geschlagener Steinartefakte verwendet wurden. All diesen Objekten sind Eindrücke und Narbenfelder (»impressions et éraillures«) gemein, die bei der Verwendung dieser

Werkzeuge, genauer gesagt beim Kontakt mit dem harten Werkstoff Stein, entstanden. Ergänzend sei hierbei erwähnt, dass solche Geräte bei weitem nicht nur aus Knochen und ähnlichen Materialien, sondern auch aus verschiedenen Gesteinen bestehen können.

Das Buch beginnt einleitend mit einem »fiche analytique« genannten Vorschlag, nach welchen Kriterien die besprochene Gerätgruppe analysiert werden sollte. Danach geben M. Patou-Mathis und C. Schwab eine einleitende Darstellung der beschriebenen Geräte unter besonderer Berücksichtigung der diversen Bezeichnungenswesen in der Forschungsgeschichte. Ab S. 21 ff. folgt ein von G. Giacobini und M. Patou-Mathis verfasster, »Fiche rappels taphonomiques« genannter Beitrag, der sich mit natürlich entstandenen Marken auf Knochen beschäftigt, sei es durch geologische Faktoren, Nagerverbiss, Wurzelfraß oder menschliche Trampelaktivitäten. Dieser Beitrag ist auch insofern von Bedeutung, da man die besprochene Artefaktgruppe aufgrund ihrer teils nur diskreten Merkmale leicht mit Stücken verwechseln kann, die durch natürlich entstandene Marken überprägt sind. Bei der Einteilung der besprochenen authentischen Geräte in verschiedene Untergruppen haben sich die Autoren entschieden, diese nach den zugrunde liegenden Geweih- und Knochenpartien vorzunehmen, da sie die Form der Artefakte entscheidend bestimmen. So beschreiben G. Malerba und G. Giacobini in ihrem »fiche éclats diaphysaires avec marques transversales d'utilisation« genannten Beitrag Diaphysenabschläge mit Narbenfeldern, die nach Ansicht der Autoren als aktiv verwendete Retoucheure genutzt wurden. In der Folge analysiert P. Auguste sehr ähnliche Objekte aus mittelpaläolithischem Kontext, genauer aus Biache-Saint-Vaast (Pas-de-Calais) und aus der Kulnahöhle in Mähren. In dieselbe Artefaktkategorie fällt auch der folgende Beitrag C. Schwabs, die solche Stücke mittel- und jungpaläolithischen Alters aus der Höhle Isturitz (Pyrénées-Atlantiques) beschreibt. Gegenüber diesen eher häufig auftretenden Artefakttypen sind die in ähnlicher Verwendung genutzten Humerusgelenkenden großer Huftiere eher selten. Sie werden im Beitrag von P. Valensi (S. 75 ff.) näher erläutert. Die gleiche Autorin beschreibt in der Folge als Retuscheure verwendete Phalangen. Eine besonders spektakuläre Artefaktkategorie sind sodann Retoucheure an Eckzähnen von Raubtieren, die von Ch. Leroy-Prost analysiert werden. Da ich in Tübingen lehre, freut es mich hierbei besonders, dass in dieser Artefaktkategorie auch Funde aus der bedeutenden Höhlenstation Vogelherd (Kreis Heidenheim) berücksichtigt wurden. Eine weitere sehr interessante Gruppe von Objekten wird schließlich durch ovale diskusförmige Scheiben aus dem Rosenbereich von großen Geweihstangen bzw. auch aus Knochen repräsentiert. Diese ebenfalls von Ch. Leroy-Prost beschriebenen Stücke weisen ein klares chronologisches Schwergewicht im frühen Jungpaläolithikum (Aurignacien) auf. Zwei der beschriebenen Artefakte stammen wiederum vom Vogelherd. Eines der beiden Stücke weist eine in Kameentechnik erstellte Darstellung eines Mammuts auf und wurde als

Anhänger genutzt. Das zweite Artefakt wurde in unmittelbarer Nähe des erstgenannten aufgefunden, weist aber keine figürliche Verzierung auf. Das Rohmaterial beider Stücke wurde von G. Riek (Die Eiszeitjägerstation am Vogelherd im Lonetal I. Die Kulturen [Tübingen 1934]), dem Ausgräber des Vogelherds ursprünglich als »Knie-scheiben« angegeben, seither wird neutral von »Knochen eines Großsäugers« gesprochen, um Geweih dürfte es sich aber nicht handeln. Über die basierende Verwendungsweise der genannten ovalen Knochen- und Geweihscheiben besteht Unklarheit. Obwohl hier als mögliche Retoucheure abgehandelt, können diese Stücke als Glätter oder zum Polieren verwendet worden sein. Die Beispiele des Vogelherds lassen keine Verwendung als Retoucheure erkennen, wie es J. Hahn (Kraft und Aggression. Die Botschaft der Eiszeitkunst im Aurignacien Süddeutschlands? Arch. Venatoria 7 [Tübingen 1986]) vermutet hatte. Sie bezeugen vielmehr eine Nutzung als Anhänger. Interessant ist der Umstand, dass sich in Aurignacien-Fundstellen des Périgord, wie beispielsweise im Abri Cellier und im Abri Blanchard (S. 115), quasi identische Objekte finden. Die Publikation schließt sodann mit zwei Beiträgen zum Thema Schlägel zur Grundformerzeugung. Zunächst besprechen A. Averbouh und P. Bodu Geweihschlägel. Die Autoren offenbaren hier ihre gute Literaturkenntnis durch die Nennung eines solchen Stückes aus der Magdalénienstation Andernach am Mittelrhein. Die dargestellten Funde beleuchten in eindrucksvoller Weise ihre Verwendung zur Flächenretusche des Solutréen, aber auch zur Grundformerzeugung in direkt-weicher Schlagtechnik, die offensichtlich in weiten Teilen des Jungpaläolithikums zur Anwendung kam. Abschließend erörtert E. David sodann Schlägel aus Metapodien des Auerochsen, die ganz im Gegensatz zu den vorgenannten Artefaktkategorien vornehmlich im skandinavischen Mesolithikum vorkommen.

Das hier besprochene insgesamt 136 Seiten umfassende Buch gefällt. Die hervorragenden Fotografien, und hier insbesondere die meist gestochen scharfen Vergrößerungen der für die Nutzung der Artefakte relevanten Arbeitsspuren, machen das Buch allein schon zu einem Gewinn. Schade nur und auch unverständlich, dass sich nicht alle Autoren an die einleitend vorgeschlagene Analysestruktur gehalten haben. Wie will man von Dritten eine Akzeptanz des vorgeschlagenen Aufnahmesystems erwarten, wenn sich bereits die Autoren des Buches selbst nicht daran halten? In inhaltlicher Hinsicht hätte man sich vielleicht ein größeres Augenmerk auf aktualistische Versuche mit entsprechenden fotografischen Abbildungen der experimentellen Nutzung dieser Artefakte gewünscht. Alternativ hätten auch Zeichnungen der rekonstruierten bzw. interpretierten Handhabe der Geräte diese Funktion übernehmen können. Auch auf die Gefahr hin, etwas Entscheidendes überlesen zu haben, ist mir zudem nicht klar geworden, welchen der im Titel des Buches genannten Werkzeugkategorien denn die Artefakte der Einzelbeiträge zuzuordnen sind. Es ist schon auffällig, dass die plakativen

Bezeichnungen der Geräteklassen des Buchtitels in den Einzeldarstellungen nicht oder nur an entlegener Stelle wieder zu finden sind. Problematisch bleibt insbesondere die Abgrenzung zwischen ›retouchoirs‹, denen nach allem eine aktive Handhabe beigemessen wird, und den ›compresseurs‹, die im Zusammenhang mit der Druckretusche stehen sollen. Meiner Auffassung nach handelt es sich aber bei vielen dargestellten Gerätklassen des Buches entgegen der Auffassung der Autoren nicht um aktiv genutzte Retuschiergeräte, sondern um Stücke, auf denen in passiver Verwendung Retuschenegative ›abgedrückt‹ wurden. Dafür sprechen die gut definierten, im Inneren und nicht am Rand der Oberflächen gelegenen Narbenfelder.

Ungeachtet dieser kleineren Kritikpunkte liegt uns im Gesamturteil in der vorliegenden Publikation ein gutes Buch vor, das einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis prähistorischer Artefakte darstellt und das, auch aufgrund der ausführlichen Literaturhinweise, jedem an steinzeitlichen Gerätschaften Interessierten als wichtiges Nachschlagewerk empfohlen sei.

Tübingen

Harald Floss

CLEMENS LICHTER, **Untersuchungen zu den Bestattungssitten des südosteuropäischen Neolithikums und Chalkolithikums**. Monographien/Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Internationale Interakademische Kommission für die Erforschung der Vorgeschichte des Balkans. Band 5. Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2001. 474 Seiten, 170 Abbildungen.

In der Neolithikumforschung Südosteuropas hatte Clemens Lichter sich bereits einen Namen gemacht, als er das Vorhaben seiner hier zu besprechenden Dissertation in Angriff nahm. Die ebenfalls als Monographie veröffentlichte Magisterarbeit zum neolithischen Hausbau in Südosteuropa (Untersuchungen zu den Bauten des südosteuropäischen Neolithikums und Chalkolithikums. Internat. Arch. 18 [Buch am Erlbach 1993]) gab ihm bereits die Möglichkeit, sich in den weit gestreuten und diffizilen Fundstoff intensiv einzuarbeiten, was ihm offenkundig zugute kam. So beziehen sich beide Arbeiten nicht von ungefähr auf denselben Raum und Zeitabschnitt bis hin zur einheitlichen Kartenvorlage. Wie spätestens im Verlaufe der Lektüre deutlich wird, sind Siedlungs- und Bestattungswesen im südosteuropäischen Neolithikum eng miteinander verzahnt.

Das Einleitungskapitel (S. 9–13) nutzt der Autor, um terminologische Fragen zu diskutieren, wobei er allzu interpretativen Bezeichnungen eine Absage erteilt. Den Begriff ›Sitten‹ umschreibt er mit Normen, Rechtsvorschriften und Gebräuchen, unter ›Bestattung‹ versteht er die dauerhafte Niederlegung von Toten oder deren Resten im Boden. Der Autor ist sich dabei durchaus im Klaren darüber, dass die eigentliche Bestattung nur einen

unbestimmten Ausschnitt eines aufwendigeren Totenrituals bezeichnet, und dass eine Vielzahl von denkbaren Bestattungsformen sich der archäologischen Nachweisbarkeit entziehen.

Am Ende des Kapitels (S. 13) erfährt man dann die Zielsetzung der Arbeit, die darin liegt, »die Grab- und Bestattungssitten auf ihre spezifischen Ausprägungen zu untersuchen und als Kulturelemente mit gleichzeitigen, vorangegangenen oder nachfolgenden Sitten zu vergleichen«. Dies ist dem Autor in einer soliden und beeindruckenden Weise gelungen, wobei, dort wo die Quellen es erlauben, über die komparative Bearbeitung hinaus zusätzlich sozialgeschichtliche Fragen erörtert werden.

Der den beiden großen Regionalstudien vorangestellte allgemeine Teil beginnt mit einem prägnanten Abriss der Forschungsgeschichte (S. 15–21) zum neolithischen Bestattungsbrauch in Südosteuropa, die mit der Aufdeckung der ersten neolithischen Gräber auf dem westungarischen Fundplatz Lengyel im letzten Viertel des 19. Jhs. ihren Anfang nahm. Während sich die ältere Forschung vor allem die Vorlage von Grabungsergebnissen zur Aufgabe machte, wurden seit den achtziger Jahren des 20. Jhs. verstärkt sozialgeschichtliche und ethnische Fragen an den Gräberbestand herangetragen. Aus der kritischen Einschätzung des gegenwärtigen Forschungsstandes heraus entwickelt Lichter den Ansatz seiner eigenen Vorgehensweise, wobei für ihn zwei bisher nur unzureichend thematisierte Fragen im Vordergrund stehen. Zum einen ist dies die relative Seltenheit von Bestattungen im älteren Neolithikum, zum anderen die Entwicklung von der Siedlungsbestattung zum extramuralen Bestattungsbrauch in Gräberfeldern.

Aus seiner Bilanz der Forschungsgeschichte erwächst unweigerlich die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit quellenkritischen Fragen, die im darauf folgenden Kapitel (S. 21–23) behandelt werden. Hierbei geht es vor allem um die Repräsentanz des greifbaren Fundmaterials. So erlauben die riesige Fundmenge, der oft ungenügende Publikationsstand und die Unzugänglichkeit von Grabungsdokumentationen keine vollständige Berücksichtigung des tatsächlich vorhandenen Fundstoffs. Dennoch dürften nach Lichters Einschätzung die ihm zur Verfügung stehenden Befunde einen mehr oder weniger repräsentativen Querschnitt des bekannten Gesamtmaterials bieten. Eine Aussage, die man angesichts von 5168 berücksichtigten Einzelbefunden, zuzüglich über 2000 weiteren Bestattungen in summarischen Beschreibungen gerne glaubt. Auf einem anderen Blatt steht dagegen die Frage, in wie weit der archäologische Fundbestand überhaupt charakteristisch für das neolithische Bestattungsbrauch ist. So dürften in manchen Regionen und Perioden die dokumentierten Bestattungen als Stichprobe entweder nicht repräsentativ oder zahlenmäßig zu gering für zuverlässige Aussagen sein. Der Autor nennt drei generelle Faktoren für die eingeschränkte Auswertbarkeit eines Fundbestandes (S. 22–23), die auch für andere Fundregionen volle Gültigkeit besitzen: 1) Widrige Umweltbedingungen in Bezug auf

Einlagerung, Überlieferung und Auffindung von Gräbern, 2) die selektive Landnutzung des prähistorischen bis rezenten Menschen mit der Folge eines einseitigen archäologischen Fundbestandes sowie 3) methodische Einschränkungen der archäologischen Forschung im Verlaufe ihrer Geschichte, wie etwa die Fixierung der Ausgrabungstätigkeit auf bestimmte Denkmalgruppen. Während die Wissenschaft auf die ersten beiden Faktoren kaum Einfluss hat, könnte sie dem dritten mindernenden Quellenfaktor mit durchdachten Forschungskonzepten in Zukunft durchaus entgegenreten.

Mehr als akzessorische Bedeutung hat das Kapitel »Naturraum« (S. 24–28), in dem Geomorphologie, Klima und Vegetation sowie Verkehrswege in Kürze abgehandelt werden. Zumindest hier hätte man sich anstelle der schematischen und stummen hydrographischen Karte (Abb. 1) eine detailliertere Topographie mit Namensangabe der wichtigen Flussläufe und Landschaften gewünscht. Denn nicht bei jedem potentiellen Leser sind weitreichende Detailkenntnisse der Geographie Südosteuropas vorzusetzen.

Die substantielle Abhandlung der neolithischen Bestattungssitten gliedert sich in zwei umfangreiche Hauptteile, zum einen die Bestattungen im östlichen Balkanraum (S. 29–153), zum anderen die Gräber im Karpatenbecken und auf dem westlichen Balkan (S. 155–386).

Mit konsequenter Systematik werden die beiden Arbeitsgebiete in jeweils sechs chronologische Horizonte gegliedert und sodann die Gräber nach Kulturgruppen getrennt analysiert. Ohne sich zu sehr auf strittige Detailfragen der chronologischen Diskussion einzulassen, entwirft Lichter ein eigenes Zeitgerüst, das sich vom frühesten Neolithikum des späten 7. Jts. v. Chr. bis in die entwickelte Kupferzeit der ersten Hälfte des 4. Jt. v. Chr. spannt (S. 29–32; 155–160). Die einzelnen Horizonte umfassen dabei absolute Zeiträume von 300–500 Jahren und verlaufen, wie die schematischen Chronologietabellen (Abb. 2; 72; 73) suggerieren, zwischen den beiden Untersuchungsregionen synchron. Der Zeitrahmen wurde mit Absicht so weit vereinfacht, dass sich einerseits auch die Vielzahl der nicht präzise datierbaren Gräber ohne größere Schwierigkeiten einem bestimmten Fundhorizont zuordnen lassen. Andererseits ist das Periodenraster doch so eng gesteckt, dass räumliche Strukturen der Bestattungssitten konkret gefasst und in ihrer zeitlichen Entwicklung verfolgt werden können.

Da eine nähere Bezeichnung der absoluten Zeitanätze in den Chronologietabellen fehlt, sei betont, dass Lichter hierfür ausschließlich kalibrierte Radiokarbonaten hinzugezogen hat; was für Studien zum Neolithikum Südosteuropas nicht immer selbstverständlich ist. Die knappe summarische Abhandlung der in mehrfacher Hinsicht diskussionswürdigen Radiokarbonaten (S. 32; 160) ist zu entschuldigen, da Lichter sie später in seine Befundausswertung und kulturgeschichtliche Synthese nicht weiter einbezieht. So verzichtet er beispielsweise mit gutem Grund auf zeitbezogene demographische Berechnungen.

Auf den ersten Blick lässt die eloquent formulierte und reich illustrierte Studie nicht die zugrunde liegende Arbeitsmethodik erkennen. Wie man von Lichter an versteckter Stelle im Vorwort (S. 8) erfährt, beruht die differenzierte Datenerfassung des Quellenmaterials auf der Verwendung einer Datenbank. Erst die Anwendung einer relationalen Datenbank als Hilfsmittel erlaubt die sichere Verwaltung und vielfältige statistische Auswertung eines so komplexen und umfangreichen Datenbestandes. Der methodisch interessierte Leser hätte sich, etwa in einem separaten Kapitel, aufschlussreiche Angaben zur Datenbankstruktur, Codierung und Erfahrungen im Umgang mit dem in der Urgeschichtsforschung noch keineswegs selbstverständlichen Instrument gewünscht.

Vor diesem Hintergrund ist auch der griffige Fundplatzkatalog im Anhang (S. 391–439) zu verstehen, in dem die Bestattungen von 347 Fundorten in lesenswerter Weise zusammenfassend dargestellt sind. Gerade weil Lichter die vielfältigen Einzelmerkmale der Gräber in einer Datenbank digital verfügbar hat, kann er auf eine raumgreifende Auflistung der Rohdaten in seinem Katalogteil verzichten.

Zur Veranschaulichung seiner Ausführungen bedient sich der Autor regionaler Verbreitungskarten, verschiedener Diagrammart, exemplarischer Befund- und Fundabbildungen und Gräberfeldplänen. Leicht zu übersehen, da im Inhaltsverzeichnis nicht aufgelistet, ist eine Gesamtverbreitungskarte seiner Fundorte im Überformat am Ende des Buches. Zu Beginn eines jeden Themenabschnitts findet sich eine tabellarische Aufstellung der berücksichtigten Fundplätze, am Ende eine Erkenntnissicherung in Tabellenform, die bei längeren Kapiteln durch eine ausführliche Synthese ersetzt sein kann. Die 170 Abbildungen und 24 Tabellen, ebenso wie die konsequent mit Katalogverweisen versehenen Fundplatznamen machen das Werk trotz seines Umfangs und der feinen Gliederung an jeder Stelle transparent.

Die thematisch abgeschlossenen Kapitel behandeln die Einzelelemente der Bestattungen, wobei bereits das detaillierte Inhaltsverzeichnis einen Überblick des verwendeten Begriffsapparates liefert. Behandelt werden »Lage« (innerhalb oder außerhalb von Siedlungen), »anthropologische Daten«, »Grabbau«, »Bestattung« und »Gräberfeldstruktur«, wobei der Begriff »Bestattung« die Aspekte »Bestattungsart« (Körper- oder Brandbestattung), »Totenhaltung« (Strecker oder Hocker, Seitenlage, Bein- und Armhaltung), »Orientierung« und »Grabinventar« umfasst. Innerhalb der Grabinventare unterscheidet Lichter noch einmal zwischen »Gefäßbeigaben«, »Gerätschaften«, »Schmuckausstattung« und »Fleischbeigaben«.

Sofern anthropologische Daten vorliegen, werden Unterschiede der Bestattungselemente innerhalb einer Kultur in ihrem Bezug auf Alter und Geschlecht der Bestatteten diskutiert. Die durch anthropologische Untersuchungen gewonnene Datenbasis nutzt Lichter auch zur Überprüfung der demographischen Repräsentanz. Hierbei setzt er stillschweigend einen Gradmesser vor-

aus, den er allerdings nicht explizit erläutert. So lassen sich Sterbepopulationen hinsichtlich ihrer charakteristischen Altersverteilung statistisch klar von den pyramidal aufgebauten Lebendpopulationen absetzen (S. 65–193; vgl. J. WAHL/H. G. KÖNIG, Anthropologisch-traumatologische Untersuchung der menschlichen Skelettreste aus dem bandkeramischen Massengrab bei Talheim, Kreis Heilbronn. Fundber. Baden-Württemberg 12, 1987, 73 ff.). Als kennzeichnend für die Sterbehäufigkeit in vorindustriellen Gesellschaften muss eine hohe Kindersterblichkeit mit einem Maximum im ersten Lebensjahr gelten. Mit zunehmendem Kindesalter nimmt die Mortalitätsrate dann kontinuierlich ab, um im Jugendalter ein Minimum zu erreichen. Doch schon beim Eintritt ins Erwachsenenalter steigt die Anzahl der Todesfälle von Frauen und Männern erneut rapide an. Diese oszillierende Entwicklung der Mortalitätsrate in ur- und frühgeschichtlichen Gesellschaften ist für die Überprüfung der Repräsentanz von Altersgruppen in den Bestattungsgemeinschaften von zentraler Bedeutung und wird bei der Untersuchung neolithischen Bestattungsbrauchtums auch vereinzelt berücksichtigt (S. 59–66; vgl. H. PETER-RÖCHER, Bestattungssitten oder Opferbrauch? Anmerkungen zu menschlichen Skelettresten des älteren Neolithikums. In: Chronos. Beitr. prähist. Arch. zwischen Nord- u. Südosteuropa. Festschr. Bernhard Hänsel [Espelkamp 1997] 60 ff.).

Als nächstes seien einige wichtige Ergebnisse der Untersuchung herausgestellt. Im ostbalkanischen Raum stammen alle erfassten Gräber des Frühneolithikums (spätes 7. Jt. bis 1. Hälfte 6. Jt. v. Chr.) aus Siedlungszusammenhängen, extramurale Gräberfelder setzen sicher erst seit dem Spätneolithikum (spätes 6. Jt. v. Chr.) und nur in bestimmten Regionen (Dobruđa, Nordostbulgarien und Muntienien) ein. In allen behandelten Zeithorizonten ist als Strukturmerkmal der Siedlungsbestattungen ein gewisses Vorherrschen von Kinder- und Frauengräbern evident. Dieser Umstand darf als Indiz dafür angesehen werden, dass die Sitte der Siedlungsbestattung sich nur auf einen Ausschnitt der jeweiligen Residenzgruppe bezog, wenn nicht gar als eine Form von Sonderbestattung zu verstehen ist. Weitere reguläre Bestattungsformen sind zwingend vorauszusetzen, entziehen sich aber vollständig der archäologischen Erfassung.

Die im Quellenbestand des gesamten Untersuchungszeitraums vorherrschende Bestattungsart ist die Körperbestattung als Hocker oder Strecker, wobei Hockerbestattungen seit Beginn des Frühneolithikums dominieren.

Im Gegensatz zur Auffassung anderer Autoren entdeckt Lichter eine auffällige Koinzidenz zwischen der Verbreitung von Bestattungen in gestreckter Rückenlage und den Regionen, die außerhalb der primären Neolithisierungsräume liegen. Folgerichtig vermutet er in den Rückenstreckern eine Fortführung mesolithischer Kulturtraditionen in autochthonen Bevölkerungsgruppen, die erst in einem sekundären Schritt durch Akkulturation neolithisiert wurden.

Zudem lässt sich die allmähliche Herausbildung eines

Geschlechtsdimorphismus bezüglich Totenhaltung und Orientierung im Grab herausarbeiten, welcher im Zeithorizont 5 zum festen Bestandteil des regionalen Bestattungsbrauchtums wird.

Ebenfalls erst in der entwickelten Kupferzeit (2. Hälfte 5. Jt. v. Chr.) treten mit regelhaften Teilbestattungen als Relikte mehrstufiger Bestattungsrituale in der Cucuteni-Kultur und Gräbern ohne Skelettreste (»Kenotaph«) im Kodžadermen-Gumelni a-Karanovo-VI-Komplex ganz neue Bestattungsformen auf den Plan.

Die goldreiche Nekropole von Varna am Schwarzen Meer zählt Dank mehrerer internationaler Ausstellungen zu den prominentesten urgeschichtlichen Gräberfeldern Europas. Leider wurde bis heute nur ein Bruchteil der rund 300 erfassten Gräber aus der zweiten Hälfte des 5. Jts. v. Chr. katalogmäßig vorgelegt, so dass jeder Versuch einer Auswertung zwangsläufig provisorisch bleiben muss. Der für das frühe Metallikum beispiellose Beigabenreichtum einer Handvoll Gräber hat Autoren wie J. Lichardus, I. Marazov und V. Nikolov zu teils weitreichenden sozialhistorischen Interpretationen beflügelt. Lichter macht es sich bei der Diskussion um die sozialgeschichtliche Wertung von Varna (S. 110–113) dagegen zu einfach, wenn er die hier besonders goldreichen Kenotaphie bei seinen Überlegungen ausblendet, während er sie an anderer Stelle (Devnja, Durankulak) als vollwertige Bestattungen in seine Analysen einbezieht. Seine Deutung der exzeptionellen Ausstattung mancher Gräber als Ausdruck eines »Imponiergehabes« und »Ranggehens« in einer durch Handel reich gewordenen Gesellschaft entspricht zwar dem kleinsten gemeinsamen Nenner der *communis opinio*, doch hätte man sich von einem so profunden Kenner des südosteuropäischen Neolithikums die eine oder andere neue Idee zu dem singulären Sozialphänomen gewünscht. So fällt in Varna auf, dass funktionstüchtige Waffen und monumentaler Grabbau im Vergleich zu Prunkgräbern anderer Epochen auffällig fehlen, stattdessen wurden die meisten Goldobjekte als Bestandteile von Funeraltrachten angefertigt. Unbrauchbare Prunkkeramik, qualitätvolle, aber unbenutzte Werkzeuge sowie Insignien aus Metall und Stein veranschaulichen, dass wir wohl kaum die Widerspiegelung einer weltlichen Herrschaftsideologie oder persönlichen Reichtums vor uns haben. Der kostbare Ornat lässt viel eher an die Manifestation von religiös definierten Statuspositionen denken und war wohl zugleich Kristallisationspunkt der Wirtschaftskraft einer überörtlichen Ritualgemeinschaft.

Obwohl wir mit dem karpatenländisch-westbalkanischen Raum einen eigenen Kulturkreis betreten, fassen wir doch gleichläufige Entwicklungstendenzen. So lässt sich im Karpatenbecken im 6. und 5. Jt. v. Chr. ein allmählicher Wandel von der Siedlungsbestattung zu extramuralen Gräberfeldern feststellen. Im frühneolithischen Starčevo-Körös-Criș-Komplex finden sich Bestattungen noch stets vereinzelt im Zusammenhang mit Siedlungsobjekten. In der Alföld-Linearbandkeramik treten dann erstmals Gräbergruppen im Siedlungsareal

auf, gleichzeitig lassen sich die ersten extramuralen Gräberfelder in der Linienbandkeramik und Vinča-Kultur greifen. Während in der ersten Hälfte des 5. Jts. v. Chr. kleine Gräberfelder innerhalb der Siedlung häufig angegriffen werden, herrschen seit den frühkupferzeitlichen Kulturen in der 2. Hälfte des 5. Jts. v. Chr. dann ausgedehnte extramurale Nekropolen vor.

Von besonderer kulturgeschichtlicher Bedeutung ist auch die allmähliche Ausdifferenzierung von Bestattungsnormen, die in der ersten Hälfte des 4. Jts. v. Chr. sowohl Alter als auch Geschlecht in Grabbau, Totenhaltung und Beigabenausstattung berücksichtigen. Im Früh- und Mittelneolithikum ist die ärmliche Beigabenausstattung noch uneinheitlich, doch kündigt sich in der Mitgabe von Schwergeräten in Männerbestattungen der Linienbandkeramik erstmals eine exklusive Beigabensitte an. Spätestens seit der frühkupferzeitlichen Tiszapolgár-Kultur kristallisieren sich im östlichen Karpatenbecken geschlechtsspezifische Totenhaltungen heraus, ab der mittelkupferzeitlichen Bodrogresztürer Kultur treten vereinzelt Prestigewaffen bei Männern hinzu, die wohl hervorgehobene, aber nicht erbliche Statuspositionen markieren. Die differenzierte Symbolik der Bestattungssitten lässt für das frühe 4. Jt. v. Chr. bereits eine komplexe Gesellschaftsideologie erschließen, nach der Geschlechts- und Altersgruppen sowie lokale Führungspositionen in einer Ranghierarchie ihren festen Platz hatten.

Als kulturgeschichtliches Gesamtergebnis zu beiden Untersuchungsregionen stellt Lichten oft eine klare räumliche Übereinstimmung zwischen keramischen Stilgruppen, mineralischen Rohmaterialzonen und Grabsittenarealen heraus. Das in Zeit und Raum zwar veränderliche, aber innerhalb einer kulturellen Entität stets normierte Bestattungsbrauch darf deshalb als wichtiges Gemeinschaft stiftendes Kulturmerkmal von im weitesten Sinne ethnischen Einheiten im Neolithikum und Chalkolithikum Südosteuropas gelten.

Die gediegene Aufmachung in der Monographienreihe der Balkan-Kommission der Heidelberger Akademie der Wissenschaften darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Werk von Clemens Lichten methodisch als hoch innovativ einzustufen ist. Denn die Arbeitsweise der deskriptiven Auswertung wurde hier durch eine datenbankgestützte statistische Analyse weitgehend ersetzt. Hinsichtlich des bewältigten Fundmaterials, der methodischen Verfahrensweise, aber auch der Ergebnisse und ihrer Anstellung hat die Arbeit über die südosteuropäische Neolithikumforschung hinaus zweifellos Maßstäbe gesetzt.

Heidelberg

Frank Falkenstein

STEFAN SCHWENZER, *Frühbronzezeitliche Vollgriffdolche*. Typologische, chronologische und technische Studien auf der Grundlage einer Materialaufnahme von Hans-Jürgen Hundt. Kataloge vor- und frühgeschichtlicher Altertümer Band 36, Verlag des Römisch-Germanischen

Zentralmuseums, Mainz 2004. In Kommission bei Dr. Rudolf Habelt GmbH Bonn. 386 Seiten, 46 Tabellen. 1 Falttabelle, 149 Abbildungen, 15 Farabbildungen, 130 Tafeln.

Hans-Jürgen Hundt († 1991) befasste sich über Jahrzehnte hinweg immer wieder mit den Vollgriffdolchen der europäischen Frühbronzezeit; er, der sich selbst gerne als »Handlungsreisender in Sachen Vorgeschichte« bezeichnete, trug eine beachtliche Materialsammlung zusammen, einschließlich Röntgenuntersuchungen einiger Stücke. Seine im Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz verwahrte Dokumentation ist Grundlage der Dissertation von Stefan Schwenger, ergänzt durch weitere Materialaufnahmen.

Er befasst sich mit 344 im Katalog aufgeführten Dolchen, wovon 320 »mehr oder minder sicher als frühbronzezeitliche Vollgriffdolche angesprochen werden können« (S. 1). Einige wenige sind im Katalog zwar enthalten, sind aber, da Schwenger erst nach Fertigstellung des Manuskriptes von ihnen Kenntnis erhielt, nicht oder kaum ausgewertet (S. 13).

Es ist dies seit der grundlegenden Monographie von O. Uenze (*Die frühbronzezeitlichen triangulären Vollgriffdolche*. *Vorgesch. Forsch.* 11 [Berlin 1938]) das erste Mal, dass Vollgriffdolche des kontinentalen Europa in ihrer Gesamtheit neu vorgelegt werden, in sehr guten Zeichnungen und mit Röntgen- und einigen Objektfotos. Beigefügt ist eine Liste von Stabdolchen und Dolchklingen mit Verzierungen in Art der Vollgriffdolche, einige mit Textabbildungen. Mutmaßlich hatten diese verzierten Klingen keine Metallgriffe; dass ein solcher aber nur verschwinden könne, »wenn die Niete zuvor entfernt oder verloren gegangen wären« ist angesichts beispielsweise des Dolches von Ingolstadt (Nr. 48, Taf. 17 und 115) gegenstandslos: Teile des Heftes sind abgebrochen, die Niete jedoch noch in situ.

Der Autor geht das komplexe Material systematisch an, beginnend mit Begriffsdefinitionen. Da er offenkundig Wert auf eine exakte Terminologie legt (siehe S. 8 f.), sei hier angemerkt, dass Niete zum unlösbaren Verbinden einzelner Teile dienen, was bei den Nietten der Dolche nicht unbedingt zutrifft (vgl. G. GALLAY, *Zu Fragen bronzezeitlicher Nietung in Nordwestfrankreich*. *Arch. Korrb.* 13, 1983, 49 ff.); tatsächlich benutzt er einmal die umständlichere aber treffendere Bezeichnung »Nietstift« (S. 175).

Für oft schwierige und in Einzelfällen kaum durchführbare Grenzziehung zwischen Langdolch und Kurzsword entscheidet sich Schwenger für 30 cm als ungefähr größte Länge für Dolchklingen (S. 3). Hier wie bei andern Autoren werden für die Frage »Dolch oder Schwert« die Länge und die mögliche Funktion herangezogen, die Stärke der Klinge bzw. die Dicke der Querschnitte bleiben unbeachtet (G. GALLAY, PBF VI 7 S. 3); wohl abhängig von den verfügbaren Vorlagen fehlt bei sonstiger Detailgenauigkeit bei zwei Dritteln der Dolche der Klingenquerschnitt, im Katalog ist jeweils die Form angegeben, aber kein Maß.

Dolche gelten allgemein als Stichwaffe, Schwerter als Hiebwaffe. Schwenzer erwägt den Einsatz selbst kurzer Klingen als Hiebwaffe, »wenn man nur nah genug an den Gegner herankommt« (S. 3), oder auch als Messer (S. 11 und 19); hier fehlen praktische Versuche. Als Funktionsräume nennt er soziale, profane und religiöse Bereiche, letztere auf Grund von Abbildungen auf Steinen und Felsbildern.

Die Forschungsgeschichte listet alle wichtigen Arbeiten und Vorarbeiten zu Vollgriffdolchen auf, natürlich unter Hervorhebung von Uenze. Dessen typologische Ordnung dient Schwenzer als zu modifizierende und zu ergänzende Arbeitsbasis; der Fundbestand hat seit 1938 ja zugenommen. Er stellt neun Typen heraus, vom ›Malchiner Typ‹ bis zum ›Italischen Typ‹ (mit Untergruppen), hinzukommen Kleingruppen und Einzelformen (S. 86 ff.). Der ›Sächsische Typ‹ Uenzes erfährt eine Umbenennung in ›Baltisch-Böhmischer Typ‹, der ›Aunjetitzer Typ‹ in ›Baltisch-Pandanuscher Typ‹. Angehängt ist ein Exkurs zu ›Atlantischen Vollgriffdolchen‹ (S. 94). Hier finden ganz kurz die bretonischen Dolche mit ihren reichlich verzierten Griffen aus organischem Material Erwähnung. Leider verzichtet der Autor auf eine Überlegung, ob man diese Dolche von den Vollgriffdolchen abgrenzen sollte bzw. inwieweit dies sinnvoll oder möglich ist. Dies zu überlegen ist vor allem vor dem Hintergrund der Gesamtverbreitung der Dolche mit Metallgriff sinnvoll (Abb. 4), die von der Ostsee bis zum Mittelmeer vorkommen, deren Verbreitungsareale weder in Einklang mit den klassischen Frühbronzezeitprovinzen noch mit den vertrauten Naturräumen zu bringen sind und bei deren Verbreitung vor allem auch die Regionen auffallen, in denen Vollgriffdolche weitgehend fehlen.

Die typologische Ordnung des Fundmaterials ist ausführlich erläutert, mit detaillierter Ansprache und Auflistung aller Einzelmerkmale, mit Listen, Tabellen, Verbreitungskarten (ohne Fundnummern) und graphischer Darstellung der jeweiligen formalen Beziehungen zu andern Typen. Die Verzierungs-elemente werden getrennt nach Griffen (Knauf – Griffsäule – Heftbogen) und Klingen (Heftausschnitt – Klinge – Mittelrippe) behandelt. Dies ist sinnvoll und notwendig, da die Verzierungen von Griff und Klinge nicht unbedingt kohärent sind, als wären sie nicht jeweils aufeinander abgestimmt (S. 13). Auf der Suche nach einer Herkunft oder dem Ursprung der Verzierungsarten, einschließlich jener der Schwerter vom ›Typ Boiu-Sauerbrunn‹, stellt Schwenzer einen nordöstlichen ›Aunjetitzer Zierstil‹ heraus, in dem er Affinitäten zu Verzierungen der Schnurkeramik sieht, und einen südwestlichen Zierstil mit Glockenbecher-Tradition; hinzu kommen Ziermotive verschiedener Herkunft.

Auf Grund von Röntgenaufnahmen können zur Herstellungstechnik der Vollgriffdolche einige Aussagen gemacht werden, die über das äußere Erscheinungsbild hinausgehen. Schwenzer teilt die Dolche in sieben Gusstechnik-Gruppen ein, zuzüglich Sonderarten (Gruppe VIII) und Untergruppen; es finden sich jeweils Hinweise

auf lokale Werkstattkreise. Die Angaben zur Herstellung von Dolchklingen sind sehr knapp gefasst (»auf einfachste Weise im offenen Herdguss«). Hinweise auf Gussformen finden sich nicht hier, sondern auf S. 5 Anm. 10. Wenn »Röntgenbilder belegen, dass Kanneluren z. T. erst nach dem Guss der Klinge angebracht wurden«, wäre ein Verweis auf ein entsprechendes Bild angebracht ebenso wie eine Erklärung, auf welche Art und Weise dies geschah. Dies gilt auch für die Bemerkung, dass »die restliche Verzierung nach dem Guss erfolgte« (S. 172). Bei den Ausführungen »zu Grundlagen des Bronzegusses« fehlt ein Hinweis auf K. Goldmanns Überlegungen zum Guss in verlorener Sandform (Guss in verlorener Sandform, das Hauptverfahren alt-europäischer Bronze-gießer? Arch. Korrb. 11, 1981, 109–116), wonach Modelle nicht »eventuell aus Holz« (Farbabb. 8), sondern eher aus Blei oder Zinn angefertigt waren (a. a. O. 112 und Anm. 17). Anhand des Dolches von Sigriswil mit abgebrochener Griffhälfte stellt Schwenzer fest, dass die Verzierung nicht am Heftausschnitt endet (Nr. 296, auf der Abb. nicht zu sehen). Auch bei intakten Heften fällt vor allem bei Rhône-Dolchen und solchen des ›Alpinen Typs‹, aber auch bei einigen anderen auf, dass die Heftverzierung offenbar keinen Bezug zu dem dazugehörenden Heftausschnitt hat, sondern weit darunter reicht; auch dies ein Hinweis, dass Griff und Klinge nicht immer als Gesamtheit konzipiert wurden.

Insgesamt aber ergibt sich in den meisten Fällen »eine gute Korrelation zwischen formalem Typ und Gusstechnik« (S. 176); sicher spricht gerade bei Vollgriffdolchen nichts gegen Beziehungen über eine große Distanz hinweg (S. 175).

Aus der SAM-Datenbank stehen 118 Metallanalysen von Vollgriffdolchen zur Verfügung, neun hat der Autor beigetragen, einige weitere stammen aus verschiedenen Quellen. Auffallend ist vor allem die Einheitlichkeit der Oder-Elbe-Dolche und die Verwendung höher legierter Bronzen bei den Dolchen des Südens (siehe hierzu T. L. KIENLEIN, Frühbronzezeitliche Vollgriffdolche und Randleistenbeile: Zur Herstellungstechnik, Zusammensetzung und Materialwahrnehmung. Arch. Korrb. 35, 2005, 175 ff.). Dolche des ›Alpinen Typs‹, die – weit von ihrem Verbreitungszentrum etwa in Mitteldeutschland gefunden – dort als Import gelten müssen, scheinen merkwürdigerweise aus lokalem Material gefertigt zu sein (S. 197).

Die »Vergesellschaftung und Chronologie« (S. 210 ff.) verlangt eine Zusammenschau frühbronzezeitlicher Regionalchronologien quer durch Europa. Der Verfasser handelt die Fundprovinzen im Einzelnen nacheinander ab und fasst sie, gestützt auch auf ¹⁴C-Daten in einer Übersicht zusammen (Tab. 42), wobei sicher viele Detailfragen vernachlässigt werden (müssen). In das konventionelle, dem derzeitigen Publikationsstandard entsprechende Gerüst passt Schwenzer die Vollgriffdolche ein, angesichts wenig zahlreicher Fundvergesellschaftungen ein schwieriges Unterfangen. Einzelne Datierungsversuche mit Hilfe von Neyruzbeilen u. a. können

sicher noch variiert werden, Einzelheiten kommen oft wohl auf Grund der vielfältigen Kulturprovinzen nicht ausreichend zur Sprache. Beispielsweise wird die ›Horkheimer Nadel‹ nicht formdifferenziert (S. 213 und 221), die Frühbronzezeit der Bretagne als chronologisch unempfindliche Gesamtheit nur kurz abgehandelt, auch auf Grund von ¹⁴C-Daten, die Schwenger zu jung oder zu alt erscheinen (S. 226f. mit Anm. 521).

Schließlich datiert Schwenger die Vollgriffdolche in einer Kombination von relativer und absoluter Chronologie an den Übergang von der älteren zur entwickelten Frühbronzezeit (S. 235) und vermutet das Entstehen des Typus Vollgriffdolch im 20. vorchristlichen Jh. in der Westschweiz bzw. Italien, vielleicht auch deshalb, weil es hier einige chronologisch verwertbare Fundvergesellschaftungen gibt.

Die straff gegliederte Monographie lässt zwar viele Fragen offen oder neue entstehen, erlaubt aber eine gute Übersicht über die derzeit bekannten Vollgriffdolche. Interessante Beiträge sind leider oft nicht in den Text integriert, sondern finden sich in den Anmerkungen – beginnend mit Anmerkung 1 und endend mit Anm. 571. Die Durchnummerierung der Dolche im knapp gehaltenen Katalog und ein Fundortverzeichnis erleichtern die Arbeit mit dem Band. Bei der Fülle der Informationen vermisst man etwas ein Sachregister.

Nidderau

Gretel Gally

THOMAS X. SCHUHMACHER und HERMANFRIED SCHUBART, *Fuente Álamo. Die Siedlungskeramik der Grabungen 1985–1991. Untersuchungen zur Chronologie und zum Siedlungsschema der El Argar-Kultur. Stratigraphisch geordnete Keramik der El Argar-Zeit aus den Grabungen 1977–1982*. Iberia Archaeologica Band 4. Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2003. 378 Seiten einschließlich 75 Tafeln, 135 Abbildungen, 1 CD-ROM.

Mit der »Siedlungskeramik der Grabungen 1985–1991« und der »Stratigraphisch geordneten Keramik der El Argar-Zeit« liegt die dritte Monographie zur südostspanischen Bronzezeit-Station Fuente Álamo vor (zur speziellen Bibliographie siehe S. 11 Anm. 1–10). Der in zwei ungleiche Teile aufgegliederte Band hat fast ausschließlich Keramikfunde zum Inhalt: einmal die gesamte Siedlungskeramik aus den Kampagnen 1985–1991 (Thomas X. Schuhmacher, S. 21–247, einschließlich Abbildungstafeln bis S. 295), zum andern stratigraphisch verwertbare Keramik der El Argar-Zeit aus den Grabungen 1977–1982 (Hermanfried Schubart, S. 299–366). Verzeichnisse und die ausführliche Bibliographie (S. 367–378) gehören gemeinsam zu beiden Teilen, ebenso eine beigelegte CD-ROM mit Abkürzungen, Anhängen, Diagrammen und Katalogen.

Bei Teil 1 handelt es sich um die Dissertation des Verfassers. Die Grabungen auf Fuente Álamo begannen im

Jahr 1977 und wurden mit Abständen bis 1999 fortgesetzt; Schuhmacher bearbeitet also nicht die gesamten Keramikfunde der Ausgrabungen, sondern nur einen Teil des Bestandes. Im Vorwort erläutert Schubart die Gründe für diese Beschränkung, wobei deutlich wird, wie schwierig es ist, bei einer derartigen Ausgrabungsunternehmung während und nach den Geländearbeiten die Publikation der Befunde und Funde durchzuführen und nach Möglichkeit auch abzuschließen.

Es steht aber trotz Einschränkung genügend Fundmaterial zur Verfügung: abzüglich der Streufunde sind es 39 524 Keramikfragmente. Nach einer Einleitung zur Station folgen die Forschungsgeschichte, die Erläuterung einzelner Grabungsabschnitte und eine Zusammenfassung der absoluten Chronologie von Fuente Álamo sowie der El Argar-Kultur. Sicher findet sich hier manches aus anderen Publikationen bereits Bekannte wieder. Es sind dies eigentlich Wiederholungen, die aber im Rahmen einer Dissertation angebracht erscheinen, um die Arbeit als Ganzes verständlich und kohärent zu machen.

Schuhmacher untersucht die fast 40 000 Scherben nach allen zur Verfügung stehenden Kriterien in der Ausführlichkeit, die einer Vorlage als Dissertation wohl zukommt. Für die Veröffentlichung hätte man das eine oder andre vielleicht dennoch etwas straffen oder kürzen können, so z. B. die Beschreibung der Ränder-Vermessungsmethode oder jene der Umbrüche (S. 71 ff.), ebenso das wiederholte Abbilden derselben Gefäße bei der Aufgliederung der Verzierungen in Elemente, Typen und Motive (nach Johannes Müller, S. 73 ff.). Eine Beschreibung der Tonqualität (Magerung, Oberflächenbehandlung) findet sich sowohl unter dem Gesamtkapitel »Allgemeine Kennzeichen der Keramik« (S. 87 f.) als auch im Zusammenhang der »Funktionalen Deutung« (S. 176 f.).

Das Fundmaterial wird zwei unterschiedlichen Formklassifikationsmethoden unterzogen, und zwar einer so genannten automatischen Klassifikation mittels Clusteranalyse der an den Gefäßrändern abgenommenen Maße, sowie einer ›impressionistischen‹ Klassifikation nach dem Formgefühl des Betrachters. Obwohl die impressionistische Klassifikation unwissenschaftlicher und wesentlich subjektiver erscheinen mag als die automatische, ist sie ganz offensichtlich jener überlegen (zusammenfassend S. 236). Insgesamt nennt Schuhmacher entsprechend der Typeneinteilung nach Arteaga/Schubart einen Formenbestand von zehn Gefäßtypen mit Variationen (Abb. 45a. b), zusätzlich Gefäßböden und Sonderformen. Der Typ Nr. 8 ist unter seinem Material nicht vertreten, ansonsten ist das Fundgut chronologisch aussagefähig.

Zusätzlich unternimmt Schuhmacher eine Zuordnung der Gefäßtypen zu Funktionstypen A–I (S. 149 Abb. 82), allerdings in geänderter Reihenfolge (1 + 2 = A, 3 nicht vertreten, 4 = E, 5 = B, 6 = G, 7 = H, 8 nicht vertreten, 9 = D, 10 = F, Sonstige = I). Eine Eingrenzung des jeweiligen Typs auf eine ganz bestimmte Funktion scheint aber nicht möglich, auch nicht mit Hilfe ethnoarchäologischer Beobachtungen aus Marokko und

Mexiko, auch in Hinblick auf Bio- bzw. Thanatozönose (S. 175 f., siehe auch S. 191). Dies scheint merkwürdig im Rahmen einer Kultur, die fast sechs Jahrhunderte lang an den gleichen zehn Grundtypen ihrer Gefäße festhält. Die Kartierung der Funktionstypen innerhalb der Station zusammen mit der Verteilung anderer Kleinfunde und botanischer Reste erlaubt es aber, über die Funktion einiger Bereiche der Siedlung zumindest nachzudenken (z. B. S. 197).

Der Vergleich mit ausgewählten El Argar-zeitlichen Stationen im Südosten der Iberischen Halbinsel macht es möglich, die Keramik von Fuente Álamo in größerem Zusammenhang einer eher siedlungsgeschichtlichen Betrachtungsweise zu sehen. Am Beispiel der Getreideverarbeitung (Mahlsteine) kann Schuhmacher eine Art regionaler Arbeitsteilung wahrscheinlich machen. Ein großzügig angelegter Tafelanhang mit ausgewählten Keramikbeispielen und einigen Photos von Fuente Álamo schließt den ersten Teil der Monographie ab.

Schubarts Untersuchung der stratigraphisch geordneten Keramik der El Argar-Zeit aus den Grabungen 1977–1982 auf Fuente Álamo basiert auf Beobachtungen in den Längs- und Querprofilen des Hauptschnittes und dem entsprechenden keramischen Fundgut vor dem Hintergrund der bereits erwähnten Typeneinteilung. Sie basieren auf der Einteilung von Siret und wurden von Arteaga und Schubart ergänzt und differenziert (Abb. 1 u. 2, Schuhmacher Abb. 45a. b). Die Funde sind nach Typ und Schichten geordnet auf den Tafeln 46–75 abgebildet. Zum besseren Verständnis des Kontextes ist die interne Chronologie der Station nochmals als Tabelle abgebildet (Abb. 3, Schuhmacher Abb. 8).

Schubart bespricht Typ für Typ die jeweilige stratigraphische Situation, einschließlich der Tatsache, wie viele Scherben gefunden wurden oder ob sie ganz fehlen. So kann er Entwicklungslinien beobachten und zwar als allgemeine Tendenz, die durch die Schichten und somit auch die Zeitphasen oder -abschnitte hindurch spürbar ist; eine Einteilung in streng getrennte Phasen wird diesem Prozess nicht unbedingt gerecht, da es sich um fließende Vorgänge, nicht um Zäsuren handelt (S. 327). Die jeweils neuesten Gefäßvarianten finden dann auch sofort Eingang in die Grabbräuche. Bei der Keramikentwicklung zeigen auch einfachere Formen eine relativ geringe Neigung zur Veränderung, die gesamte Keramik durchläuft aber eine generelle Stilentwicklung (S. 328 und Abb. 8): Die Formen werden höher und schlanker. Auch die Beobachtung dieser »Stilentfaltung« (S. 328) ermöglicht einen Zugang zur El Argar-Kultur und ist eine nicht zu unterschätzende Hilfe bei dem Versuch, die Bronzezeit im Südosten der Iberischen Halbinsel zu definieren und gegenüber anderen Bronzezeitgruppen abzugrenzen. Schubarts relativ knapp gehaltene Studie erlaubt so auch eine direkte Annäherung an die Keramiktradition der El Argar-Kultur.

Nidderau

Gretel Gally

JUTTA KLUG-TREPPE, **Hallstattzeitliche Höhensiedlungen im Breisgau**. Landesamt Baden-Württemberg, Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Band 73. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2003. 233 Seiten, 99 Tafeln, 77 Abbildungen.

Die in den 1960er und 1970er Jahren durchgeführten großflächigen und im wahrsten Sinne tief greifenden Flurbereinigungen im Kaiserstuhl und im Markgräflerland zwangen die archäologische Denkmalpflege in Freiburg zu umfangreichen Rettungsgrabungen und Prospektionen. Dabei wurden unter mächtigen Löss-Sedimenten u. a. hallstattzeitliche Siedlungen entdeckt, die die Verfasserin 1985 (Hallstattzeitliche Höhensiedlungen im Breisgau. Denkmalpfl. Baden-Württemberg 14, 188 ff.) und 1995 (Das hallstattzeitliche Siedlungsbild im Breisgau. Arch. Inf. Baden-Württemberg 28, 57 ff.) kurz beschrieben hat. Nun liegt eine umfassende Bearbeitung vor, wobei das Manuskript bereits 1994 abgeschlossen war, neue Literatur aber bis 1999 berücksichtigt ist. So existiert eine nahezu aktuelle Publikation, die sich ohnehin in thematisch engerem Sinne mit wenigen anderen Arbeiten auseinander zu setzen hat (H. G. H. HÄRKE, Höhensiedlungen im Westhallstattkreis. Arch. Korrb. 13, 1983, 461 ff.; J. BIEL, Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern 24 [Stuttgart 1987]; H. BENDER/L. PAULI/I. STORK, Der Münsterberg in Breisach II. Veröff. Komm. Arch. Erforsch. Spätrom. Raetien, Bayer. Akad. Wiss. [München 1993]). Von diesen ist die überregional konzipierte Arbeit von Härke kaum, die generelle Arbeit von Biel eher, der Breisacher Münsterberg wegen längerer Laufdauer nur bedingt verwend- bzw. vergleichbar.

Klug-Treppe legt die Befunde und Funde und ihre Auswertung im Textteil in einer gut formulierten, knappen Diktion vor. Sie verfährt quellenkritisch und versiert, wobei vor allem in den auswertenden Passagen manche Wiederholung in Kauf genommen wird. Katalog- und Tafelteil mit vorzüglichen Abbildungen sind aufeinander abgestimmt und folgen wie im beschreibenden Teil (ab S. 25 ff.) der alphabetischen Fundortfolge. Hier fehlen bei den Abb. 18–20, 27, 29, 32–35, 41 und 44–45 in den Übersichts- und Detailplänen genaue Lageangaben. Uneinheitlich sind auch die Tafelunterschriften, denn bei den Taf. 1–15, 58–89 und 94 wird nur die Befundbezeichnung, bei den Taf. 16–57 und 90–93 werden die im Fundkatalog S. 192 ff. angegebenen Befundkategorien vermerkt.

In der üblichen Reihenfolge wird zunächst eine geografische und naturräumliche Gliederung des Arbeitsgebiets »Breisgau« vorgenommen, wird die nach wie vor ungleich gewichtige Kenntnis hallstattzeitlicher Höhensiedlungen dargestellt. Trotz der durch die Flurbereinigungen vorgegebenen Geländeauschnitte und dem Fehlen von zusammenhängenden Siedlungsarealen ist nun ein erheblicher Erkenntniszuwachs möglich, der u. a. die bislang fast ausschließlich durch die Grabfunde bestimmte Typen- und Chronologiediskussion erweitert.

Nach einer klaren Begriffsdefinition der Höhensiedlungen, die im Breisgau mit Ausnahme des Münsterberges ab der späten Urnenfelderzeit keine Platzkontinuität aufweisen, werden die im Umfeld gelegenen »Offensiedlungen« des flachen Geländes wie die bekannten Gräberfelder einbezogen (S. 25 ff.). Hierbei ist es wenig benutzerfreundlich, dass die Fundstellen Abb. 4 und 5 keine identische Nummerierung aufweisen und bei den Abb. 6, 11 und 13 keine Signaturerklärungen existieren. In aller Ausführlichkeit folgt eine Beschreibung der Gruben und Gräben und deren Funktionen, was hier hilfreich ist, aber auch schon öfter in anderem Zusammenhang dargestellt worden ist. Im Hinblick auf die vorliegenden Höhensiedlungen ist relevant, dass die Masse des Fundmaterials aus den Grabenverfüllungen stammt, was aufgrund ihrer Deponierung chronologische Fixpunkte relativiert (S. 45) und die genaue Befundbeschreibung auf 28 Seiten erklärt (S. 47 ff.).

Ebenso akribisch geht die Verfasserin bei der Klassifizierung der Gefäßformen vor, obwohl zu ihrer Gliederung hauptsächlich nur Randstücke überliefert sind. Da es sich um die erstmalige Vorlage von Siedlungsmaterial in größerem Umfang und ohne Auswahlkriterien im Breisgau handelt, ist dieses Vorgehen legitim, und es ist ebenso gerechtfertigt, wenn die Keramikgefäße nur »aus sich heraus gegliedert« werden (S. 80). Außer Sasbach und Munzingen mit zu geringer Fundbasis eignet sich das Gefäßmaterial von Endingen, Hochdorf, Ihringen, Mauchen und Schlatt durchaus hierzu, und es ist schon kurios, dass zur eigentlichen Gefäßansprache das niederrheinische Schema von A. Simons beigezogen wird (Bronze- und eisenzeitliche Besiedlung in den Rheinischen Lössbörden. BAR Internat. Ser. 467 [Oxford 1989]). Erst mit Vorliegen weiterer umfangreicher Siedlungskeramik wird sich erweisen, ob die sehr detaillierte Klassifizierung der Kegelhals-, Trichterrand- und Schrägrandgefäße, der Becher, Schalen und Miniaturgefäße S. 84 ff. Bestand haben wird. Das Gleiche gilt für die Verzierungen und Applikationen (S. 110 ff.), die sich für Vergleichsstudien vorzüglich eignen. Alle sonstigen Funde wie Spinnwirtel, Tonspulen und -scheiben, die Gegenstände aus Metall, Knochen und Stein sind sehr sachkundig beschrieben, aber zu vernachlässigen.

Zwangsläufig münden die vorhergehenden Beschreibungen in Fragen der chronologischen Einordnung der Funde wie der Höhensiedlungen überhaupt. Unter der Prämisse, dass sich anhand des Siedlungsmaterials eine an den Grabfunden ablesbare Abgrenzung zwischen Ha C und Ha D nicht deutlich nachvollziehen lässt und sich hierfür noch eher die Keramik aus den Gruben (z. B. die Kegelhalsgefäße) als aus den Gräben eignet, untersucht Klug-Treppe die jeweiligen Grubeninhalte S. 152 ff. sehr ausführlich. In sich teils wiederholenden und ergänzenden Erörterungen S. 160 ff. kommt sie zu dem richtigen Ergebnis, dass die Höhensiedlungsfunde von einer Spätphase in Ha B bis zu einer Frühphase in Ha D existieren. Ausgenommen ist der Breisacher Münsterberg, der über Ha D3 hinaus bewohnt ist (S. 164). Dabei ist nicht genau definiert, wie die nach B. Grim-

mer-Dehn (Die Urnenfelderkultur im südöstlichen Oberrheingraben. Materialh. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 15 [Stuttgart 1991]) mit Stufe III (Ha B oder Ha B/C) aufgegebenen urnenfelderzeitlichen Höhensiedlungen teils ganz oder vorübergehend aufgegeben (Endingen, Jechtingen, Mauchen) werden, teils weiterlaufen (Ihringen, Schlatt) oder erst mit Ha C (Hochdorf) einsetzen, hier aber auch bis Ha D2 laufen (hierzu auch S. 186!). Richtig ist, diese relativchronologische Abfolge an den durch Grabkeramik belegbaren Verzierungselementen (Bemalung, Stempelung) festzumachen (S. 162 f. mit Abb. 76). Damit ist auch eine Parallelität zu Umlandsiedlungen und Grabfunden gewährleistet (S. 164 ff.).

Das folgende Kapitel zu siedlungsarchäologischen Aspekten wiederholt bereits Gesagtes S. 170 ff. und ist ebenso entbehrlich wie die Aussagen zum hallstattzeitlichen Siedlungsbild S. 183 ff. Fragen zu Siedlungsgröße und Hausbau lassen sich mit Hilfe der Befunde ohnehin kaum klären, wohingegen einige wirtschaftliche Aspekte S. 175 ff. beizusteuern sind.

Als Fazit ist zu konstatieren, dass im Breisgau und im Markgräflerland in der Hallstattzeit ein Nebeneinander von Höhen- und Talsiedlungen mit zugehörigen Gräberfeldern bestand. Es herrschte eine regionalspezifische Prägung vor, und es existierten, was nahe liegend ist, zu Nachbargebieten wie Hegau und Elsass kulturelle Verbindungen. Dass die Höhensiedlungen der Region zudem aber keineswegs einheitlich sind, hat die Arbeit von Klug-Treppe deutlich herausgestellt, was vor generellen Aussagen warnt.

Bonn

Hans-Eckart Joachim

MANUELA WAGNER, **Tierdarstellungen der prähistorischen Metallzeiten in Bayern**. BAR International Series, Band 846. Archaeopress, Oxford 2000. 124, [74] Seiten, Abbildungen und graphische Illustrationen.

Bei dem anzuzeigenden Buch über Tierdarstellungen handelt es sich um eine bemerkenswerte Magisterarbeit der Münchner Universität. Eingegangen wird auf die vorrömischen Metallzeiten, wobei nur vereinzelt einschlägige Motive in die Bronzezeit zurückverfolgbar sind; d. h. es geht um die Urnenfelderperiode, um die Hallstatt- und um die Latènezeit. Das begrenzte Repertoire der Tiersymbole der Urnenfelder- und Hallstattzeit wurde bereits wiederholt behandelt. Ebenso sind aus den entsprechenden Zeiträumen die Szenen, die in Tongefäße geritzt sind, durch Publikationen gut überschaubar, gleichfalls Tonstatuetten und -appliken und schließlich die Stempel von Gürtelblechen. Dagegen sind die varierenden Darstellungen der Latèneperiode weit weniger bekannt. Wie es sich bei einer in der Vorbereitungszeit beschränkten Magisterarbeit ergibt, konnte in dem sorgfältigen Katalog nur das Fundgut aus Bayern systema-

tisch erfasst werden, also aus einem nur teilweise natürlich begrenzten Raum. Doch bietet die Autorin zahlreiche und z. T. auch notwendige Hinweise, die über das Gebiet hinausführen. Sicherlich stellt der große Freistaat vor anderen modernen Ländern für die Arbeit eine glückliche Wahl dar. Wird doch dadurch die Kulturentwicklung nördlich der Donau in ihren lokalen Varianten mit derjenigen südlich des Flusses, die wieder in vielem anders ist, zusammen vorgestellt, so dass sich für die Auswertung eine abwechslungsreiche Grundlage ergibt. Die (gewählte?) Themenstellung will nicht so sehr die Tierbilder selbst analysieren. Vielmehr geht sie immer wieder von Fragen aus, wie weit sich in den Darstellungen die Tiere aus der realen Umwelt des Menschen spiegeln, seien es Wild- oder Haustiere, besondere Jagdbeuten oder solche, die als Grabbeigabe, als besonderes Opfer oder sonst im Kult Verwendung fanden. Konsequenterweise werden deshalb in dem nach den einzelnen Spezies gegliederten Katalog die Tiere zunächst in ihren natürlichen Lebensbereichen vorgestellt. Darauf werden nicht nur die Darstellungen selbst vorgeführt und verglichen, sondern es wird gleichfalls – das Thema erweiternd und anders gewichtend – auf den Tierknochenbestand aus Siedlungen, auf Zeugnisse von Opferhandlungen und dergleichen eingegangen. Bei dieser Vorgehensweise treten Kontinuitäten in der Tierhaltung und überhaupt in der Nutzung von Tieren durch die Menschen, ebenso in den zugehörigen Symbolen stärker hervor als der zu erklärende Wandel im Bildrepertoire. Letzterer wird jedoch in dem auswertenden Teil auch bemerkt.

Behandelt werden Darstellungen von ganzen Tieren oder auch Tierprotomen. Bei letzteren gibt es kaum noch kenntliche, zu Symbolen erstarrte Wiedergaben. Das trifft beispielsweise auf manche ›Hallstattvögel‹ zu, ebenso auf Frühlatènefibeln, deren Füße in an ›Vogelköpfe‹ erinnernde Bildungen auslaufen. Auch wären Vogelköpfe an Schwertortbändern zu nennen, die nur selten, wie bei der verzierten Schwertscheide aus dem einen ›Fürstengrab‹ von Weiskirchen in der Pfalz, deutlich als Wasservogel charakterisiert sind. Dagegen werden Mischwesen generell ausgeklammert. Beiläufig werden z. B. nur die Kreuzungen von Vogel, Pferd und Stier aus der Hallstattzeit erwähnt, ebenso die jüngeren Mischwesen, die wir vor allem in großer Zahl aus dem Frühlatènezusammenhang kennen, geflügelt oder mit menschlichem Kopf oder aus weiteren, oft ineinander übergehenden, unterschiedlichen Geschöpfen kombiniert. Richtig sieht die Autorin, dass deren eingehendere Besprechung ihre Arbeit gesprengt hätte, wobei sie ebenfalls betont, dass sie sich mit dahingehenden Überlegungen keinesfalls in Spekulationen verlieren wolle. Gerade diese latènezeitlichen Mischwesen hätten aber mehr über den Sinn auch von vielen einfachen Tierdarstellungen ausgesagt. Finden wir doch – um hier wieder ein allerdings räumlich entferntes Beispiel zu benutzen – auf den drei einander sehr ähnlichen, ganz erhaltenen und reich verzierten Röhrenkannen von Waldalgesheim, von Reinheim und vom Glauberg als Deckelfiguren, also in glei-

cher Position und wohl entsprechender Sinngebung, auf der einen ein Pferd, auf der zweiten ein Pferd mit Menschenkopf und auf der dritten ein Fabeltier, das wohl als geflügeltes Pferd anzusprechen ist. Weitere Motive der Kannen verdeutlichen eine ähnliche Austauschbarkeit real wirkender und phantastischer Wesen, die demnach alle der religiösen Vorstellungswelt angehören dürften.

Damit sind wir bereits zur Frage der Auswertung übergegangen, die trotz der Belesenheit der Autorin und Zusammenfassung vieler weiterführender Gedanken knapp gehalten ist. Für die Urnenfelder- und Hallstattzeit wird besonders auf G. Kossacks Studien zum Symbolgut Bezug genommen. Darüber hinaus werden die Ritzungen und Stempel auf Tongefäßen und ebenso zugehörige Tonplastiken besonders untersucht und, wie es vor allem A. Reichenberger vorzeichnet, an das reichere figürliche Repertoire weiter im Osten angeschlossen. Zeitlich überschneiden sich damit kaum die bekannten Bilder von Gürtelblechen/Blechgürteln. Jedoch: »In der Latènezeit erleben wir offenbar unter ganz unterschiedlichen sozialen Bedingungen eine schlagartige Erweiterung des Spektrums« der Tierdarstellungen (S. 49). Bei einigen ganzen Figuren der Oppida-Zeit denkt dabei die Autorin, in Anlehnung an Gedanken von W. Krämer, der mehrere Möglichkeiten beschreibt, an kleine Kultfiguren verschiedener Sinngebung. Es wäre hier also weniger eine Spiegelung realer Tiere im Umkreis des Menschen, sondern eher eine seiner religiösen Vorstellungen anzunehmen. Dabei verändert sich – im Buch nur wenig bemerkt – im Laufe der ganzen Latèneperiode die Auswahl der wiedergegebenen Tiere. Das ergäbe Ansätze, um an der Wandlung der Tierbilder allgemeinen Wandlungen im religiösen Denken der Menschen nachzuspüren. Doch überstiege diese Aufgabe sicherlich den Rahmen, den sich die Schrift gesetzt hat.

Insgesamt wird man die Tierdarstellungen aus Bayern mit vielen darüber hinaus reichenden Verweisen dankbar zur Kenntnis nehmen. Wir haben mit der Publikation ein gut aufgearbeitetes Material zur Verfügung. Auch durch einige einschränkende Bemerkungen wird der besondere Wert der Untersuchung keineswegs beeinträchtigt.

Marburg/Lahn

Otto-Herman Frey

KURT TOMASCHITZ, *Die Wanderungen der Kelten in der antiken literarischen Überlieferung*. Mitteilungen der Prähistorischen Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Band 47. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2002. 254 Seiten.

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich nach Auskunft des Verfassers (Vorwort, S. 9) um die grundlegend überarbeitete, aktualisierte und wesentlich erweiterte Fassung seiner von Gerhard Dobesch betreuten althisto-

rischen Dissertation aus dem Jahr 1994. Ihr Ziel besteht seinen Worten zufolge darin, »jene literarischen Zeugnisse, in denen keltische Wanderungen expressis verbis oder implizit thematisiert werden, gesammelt in ihrem Wortlaut vorzuführen, um so den gesamten Bestand der literarischen Überlieferung zu diesem Thema in seinem Umfang deutlich zu machen und die einzelnen Teile zueinander in Beziehung zu setzen« (Einleitung, S. 11). »Wanderungen« versteht der Verfasser dabei als kollektive Migrationsbewegungen, weshalb individuelle Ortsveränderungen etwa im Zusammenhang mit dem Söldnerwesen (wie man sie etwa anhand der keltischen Personennamen auf Inschriften im mediterranen Raum zwar nicht beweisen, aber doch vermuten kann) außer Betracht bleiben. Der behandelte Zeitraum erstreckt sich vom Einsetzen der schriftlichen Nachrichten im 6. Jh. v. Chr. bis zur Integration der festlandkeltischen Völker ins Römische Reich im 1. Jh. v. Chr. In seiner Bestimmung dessen, was keltisch sei, folgt der Verfasser im Wesentlichen dem antiken Sprachgebrauch, modifiziert ihn aber unter Rückgriff auf den modernen sprachwissenschaftlichen Keltenbegriff. Dementsprechend sind »die Wanderungen der von ihren Zeitgenossen als Kelten angesprochenen, nach heutigem Kenntnisstand aber germanischen Stämme der Bastarner, Skiren, Kimbern, Teutonen und Ambronnen nicht in die Untersuchung einbezogen worden« (Einleitung, S. 12).

Da ein Großteil des archäologischen und linguistischen Materials außerhalb des Gesichtskreises der vorliegenden Studie liegt, wurde eine synthetische Darstellung der Wanderungen keltischsprachiger Völker gar nicht erst angestrebt. Im Mittelpunkt des Werkes stehen folgerichtig die (zweisprachige) Präsentation, quellenkritische Erörterung und historische Kommentierung der griechischen und lateinischen Texte. Sie erfolgt im wesentlichen nach historischen und geographischen Gesichtspunkten, indem – nach zwei recht kurzen Kapiteln über die Kelten in den Quellen des 6.–4. Jhs. v. Chr. und bei Avienus und Ammianus Marcellinus – die sehr viel ausführlicheren Kapitel 3–7 der Reihe nach die Wanderungen nach und in Spanien, in Italien, auf dem Balkan, in Kleinasien und im Barbaricum behandeln. Die Anordnung der Texte innerhalb der einzelnen Kapitel folgt pragmatischen Gesichtspunkten, indem – nach einer Einführung mit Angaben zu Leben und Werk des betreffenden Autors – die inhaltlich ergiebigsten Zeugnisse jeweils als erste besprochen werden. Eine abschließende Zusammenfassung (S. 208–213) betont die Lückenhaftigkeit und den sekundären Charakter der Überlieferung, unterstreicht aber auch die Notwendigkeit einer differenzierten Beurteilung jedes einzelnen Autors, die »Topos und Realität nicht als unversöhnliche Gegensätze« versteht.

Die Studie bietet einen nützlichen und gut lesbaren Überblick über den Umfang, die quellenkritische Problematik und den vergleichsweise geringen historischen Quellenwert der darin behandelten Quellen. Eine Zusammenschau ihrer Einsichten mit den Erkenntnissen

der archäologischen Forschung sowie eine interdisziplinäre Gesamtdarstellung der Geschichte keltischsprachiger Völker in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. bleiben Aufgaben für die Zukunft.

Aberdeen

Bernhard Maier

JAN KLÁPSTE (Hrsg.), *The rural house from the migration period to the oldest still standing buildings*. Rurality IV. 8.–13. September 2001, Bad Bederkesa. Památky Archeologické, Supplementum 15. Institute of Archaeology, Academy of Sciences of the Czech Republic 2002. 362 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Seit einigen Jahren finden in zweijährigem Turnus die sog. Rurality – Konferenzen zur ländlichen Mittelalterarchäologie statt, die von einem internationalen Zusammenschluss von Fachkollegen organisiert werden. Die Tagung des Jahres 2001 – die bereits im Folgejahr als Supplementum der Památky Archeologické publiziert werden konnte – stand unter dem diachron angelegten Thema »Das ländliche Haus von der Völkerwanderungszeit bis zu den ältesten, noch stehenden Gebäuden«. Die langfristige Perspektive der vergleichenden Betrachtung ergab sich aus der Überzeugung, dass – so W. H. Zimmermann in seinem Vorwort – »besonders für die Archäologie gilt, dass erst das Studium von der Entwicklung über einen längeren Zeitraum hinweg Grundsätzliches verstehen hilft« (S. 1). Interessant und disziplinenübergreifend war dabei der Ansatz, die nach wie vor schwierig zu füllende Lücke zwischen den jüngsten nur archäologisch erschließbaren Baubefunden und den ältesten noch stehenden Gebäuden zu thematisieren.

Die insgesamt 38 Beiträge des ansprechend gestalteten und dreisprachig (deutsch, englisch, französisch) angelegten Bandes liefern dabei eine Fülle von Material, das neben dem erwähnten zeitlichen Rahmen auch einen breiten geographischen Raum von Ungarn bis Skandinavien und von den Britischen Inseln bis Spanien umfasst, wobei der deutliche Schwerpunkt in Mitteleuropa liegt. Die Reihenfolge der Beiträge erscheint allerdings etwas beliebig, folgt jedoch in etwa regionalen Aspekten. Der Einstieg in den Band hätte sicherlich erleichtert werden können, wenn hier eine deutlichere thematische Gliederung vorgenommen worden wäre.

Es ist im Folgenden nicht möglich, auf alle diese Beiträge angemessen einzugehen, so dass einige Aspekte herausgegriffen werden sollen. Langfristige Entwicklungen werden von verschiedenen Autoren aufgezeigt, wobei die durchgängig eingehaltene Kürze der Aufsätze von in der Regel fünf bis zehn Seiten es nur gestattet, die wichtigsten Aspekte zu skizzieren. W. H. Zimmermann (S. 164–168) beschreibt die Hausentwicklung im Raum südlich und östlich der Nordsee seit dem Neolithikum: Die ab der Bronzezeit für lange Zeit gängigen dreischif-

figen Gebäude werden zunächst von einer einschiffigen Konstruktion abgelöst, die dann ab dem 9. Jh. durch die Anfügung von schmalen Seitenschiffen zögernd wieder zu einer dreischiffigen Bauweise führt. In Südskandinavien hingegen (H. Skov, S. 30–33) erlebt die dreischiffige Konstruktion keine ernsthafte Renaissance – hier überwiegen ab dem 10. Jh. eindeutig ein- und zweischiffige Gebäude.

Kontinuitätsfragen stehen im Mittelpunkt einiger Beiträge. Anhand von Getreidespeichern auf Stützen führt M. Schmaedecke (S. 134–142) Beispiele vom Neolithikum bis in die Neuzeit an, die eine kontinuierliche Errichtung dieser speziellen Speicherform nahe legen. Hier ist die Reihe der Überlieferungsmöglichkeiten vollständig: von archäologischen Mineralbodenbefunden – bei denen streng genommen die Ansprache als »gestelzter Speicher« eine Interpretation ist – über prähistorische Feuchtbodenbefunde, bildliche Darstellungen seit der römischen Kaiserzeit bis hin zu noch stehenden Beispielen. Um Kontinuität geht es auch etwa in dem Beitrag zu den Grubenhäusern des Karpathenbeckens, deren Verwendung vom 2. bis zum 13. Jh. von M. Takács (S. 272–290) vorgeführt wird. Interessant erscheinen dabei zwei Aspekte: Zum einen erlauben formale Kriterien innerhalb dieses langen Zeitraumes keine eindeutige chronologische Ansprache, und zum anderen kann – und dies ist gerade für das Frühmittelalter des Karpathenbeckens eine bemerkenswerte Feststellung – die Benutzung von Grubenhaustypen nicht mit einer einzelnen ethnischen Gruppe erklärt werden.

Das Spektrum der Beiträge zu konkreten archäologischen Siedlungsuntersuchungen im ländlichen Raum reicht von flächendeckenden Prospektionen mit gezielten Grabungen wie im ungarischen Decs-Ete (Zs. Miklós/M. Vizi, S. 291–307) über größere Wüstungsgrabungen wie in der österreichischen Wüstung Hard (S. Felgenhauer-Schmiedt, S. 257–263) bis zu dem Sonderfall des sächsischen Dorfes Breunsdorf, das vor seiner Vernichtung durch den Braunkohleabbau sowohl von Seiten der Bauforschung, als auch – nach dem Abriss – durch die Archäologie vollständig untersucht wurde. Hier konnten anhand der flächigen Dokumentation klare Kriterien für die Unterscheidung von Grubenbauten und Kellern entwickelt werden, die zwar die gleiche Lage, aber eine deutlich unterschiedliche Tiefe und Konstruktion aufweisen.

Die einschneidende Veränderung der Bauweise – die gleichzeitig auch in der Regel die Grenze zwischen rein archäologisch erschlossenen Gebäudeformen und den frühesten noch erhaltenen Gebäuden darstellt – ist die Umstellung auf Schwellbauten mit Steinsockeln. Interessant sind die von R. Schreg (S. 111–122) für Südwestdeutschland vorgelegten Statistiken, die zeigen, dass die ältesten noch vorhandenen Baubestände in Städten in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. einsetzen, während aus Dörfern erst nach 1400 erste Belege vorhanden sind. Diese Lücke muss eine wesentlich stärker durchgeführte Dorfkernarchäologie schließen, um den Prozess des

Übergangs zur heutigen Dorfform im 13./14. Jh. besser greifen zu können. Dabei betont K. Bedal (S. 240–256), dass es eine enge Beziehung zwischen der frühen dörflich-ländlichen und städtischen Bauweise gegeben hat. Bemerkenswert und nachdenkenswert ist seine Feststellung, dass ein Nebeneinander unterschiedlicher Formen in den frühen erhaltenen Gebäuden die Regel ist – eine Standardisierung der Formen ist ein Produkt jüngerer Zeiten.

Mit den Gründen für den einschneidenden Wandel beschäftigt sich u. a. St. Wrathmell (S. 175–186), der die Veränderungen in der englischen Bautradition von nicht dauerhaften Ständerbauten hin zu dauerhaften und Bauholz sparenden Gebäuden mit Steinsockeln ab dem 12. Jh. mit dem Aufkommen des Lehnswesens und dem Interesse der Gutsleute an dauerhaften und preiswerten Gebäuden in Verbindung bringt.

Die Frage nach den Gründen für die dargestellten Entwicklungen greift auch H. Steuer (S. 357–360) in seinem lesenswerten Schlusswort auf. »Warum wandelt sich bei gleich bleibender Landschaft und gleich bleibendem Klima – damit werden zwei Argumentationsbereiche ausgeschlossen – trotzdem die Bauweise der ländlichen Häuser?« (S. 357). Und warum halten sich manche Haustypen in manchen Landschaften verblüffend lange, während andernorts ein relativ rascher Wandel zu verzeichnen ist? Wann erfolgt die Veränderung vom gemeinsamen Bau in jeweiliger Nachbarschaftshilfe zum Einsatz von Zimmerleuten? Er beschreibt eine traditionelle Bauausführung mit den Kategorien des Habitus-Konzepts nach Bourdieu und betont, dass es gerade an den Bruchstellen, den Phasen der Veränderung, gilt, nach den Gründen zu suchen.

Auch auf ein akademisches Problem weist Steuer hin, das nicht unerheblich die Hausforschung beeinflusst. Der tief greifende Wandel der traditionellen Volkskunde – über lange Zeit die akademische Heimat der Hausforschung – hin zur Europäischen Ethnologie oder Empirischen Kulturforschung mit gewandelten Interessensfeldern hat die wissenschaftliche Weiterentwicklung der Bauforschung im Rahmen der universitären Lehre und Forschung durchaus behindert, so dass heute neue Bezugfelder gesucht und organisiert werden müssen.

Der vorliegende Band liefert eine Fülle an Beispielen zum Hausbau seit der Völkerwanderungszeit, und es würde den Rahmen auch einer wesentlich ausführlicheren Besprechung sprengen, auf all diese wichtigen Beiträge gleichermaßen einzugehen. Der Forschungsstand ist mittlerweile vielerorts beachtlich, auch wenn interessanterweise die älteren Befunde in der Zahl überwiegen. Jeder an der Hausforschung Interessierte wird das Buch mit großem Gewinn nutzen können. Die abschließenden Bemerkungen Steuers verdeutlichen dabei, dass in Zukunft die Fragen nach den Gründen für die vielfältigen Entwicklungen noch stärker in den Vordergrund rücken werden.

Wünsdorf

Michael Meyer

ALTE GESCHICHTE UND EPIGRAPHIK

LUKAS THOMMEN, **Sparta**. Verfassungs- und Sozialgeschichte einer griechischen Polis. Metzler, Stuttgart/Weimar 2003. 244 Seiten, 10 Abbildungen, 2 Karten.

Auf den Schlachtfeldern gewann Sparta den Kampf mit Athen, in den Geschichtsbüchern verlor es ihn. Die Geschichte des antiken Hellas ist heute nahezu identisch mit derjenigen Athens. Das ›dritte Griechenland‹ und Sparta spielen nur eine untergeordnete Rolle. Trotz Xenophon gibt es nur wenige literarische Quellen, die über die spartanische Gesellschaft unterrichten, die epigraphischen und archäologischen sind noch rarer. »Angenommen, die Stadt der Spartaner verödete, übrig blieben aber die Heiligtümer und von den anderen Bauten die Grundmauern, so würde, glaube ich, nach Verlauf langer Zeit den späteren Menschen starker Zweifel an ihrer tatsächlichen Macht im Verhältnis zu ihrem Ruhm kommen«, schrieb Thukydides (1,10,2) bereits zu einem Zeitpunkt, als Sparta noch im Zenit seiner Geschichte stand.

Die Zahl der in den letzten Jahren in Deutschland publizierten Bücher über Sparta (Manfred Clauss, Stefan Link, Ernst Baltrusch, Karl-Wilhelm Welwei) respektive Sparta und Athen (Martin Dreher, Charlotte Schubert, Raimund Schulz) suggeriert ein neu erwachtes Interesse am lakedaimonischen Staat. Mit Ausnahme der Monographie von Welwei handelt es sich aber in jedem Fall um sogenannte Studienbücher. Es scheint: Sparta ist vornehmlich als Prüfungsgegenstand von Interesse. Auch das vorliegende Buch von Lukas Thommen gehört in die Sparte der Einführungen. Der Verfasser ist durch seine Habilitation über die Entstehung der spartanischen Verfassung als Kenner ausgewiesen. Tatsächlich hält das Buch auch mehr, als der Untertitel verspricht. Thommen beschränkt sich keineswegs auf Verfassungs- und Sozialgeschichtliches, sondern bietet eine umfassende Politik- und Militärgeschichte inklusive der Kurzbiographien der bedeutendsten Spartaner. Der dabei gewählte chronologische Aufbau ist problematisch, doch letztlich mehr als eine Notlösung. Er zwingt zwar zu Vorgriffen und Rückblenden, macht aber in einem geglückten Wechsel von historischen und systematischen Teilen politische und soziale Entwicklungen deutlich, die ansonsten meist ausgeblendet werden. So gelingt es dem Verfasser auch, sich seinem Ziel zumindest zu nähern: die Vorstellung von Sparta als einem monolithischen Gebilde aufzubrechen und die Veränderungen zu verdeutlichen, die der Staat im Laufe seiner Geschichte durchlief. Die weitverzweigte Gliederung, beginnend bei der Landnahme und den Messenischen Kriegen über die Perserkriege, die Pentekontaetie, den Peloponnesischen Krieg, die Jahrzehnte der Hegemonie bis in die hellenistische und römische Zeit, unterbrochen durch Kapitel über Verfassung, Gesellschaft und Armee, erscheint zunächst unharmonisch, erleichtert aber durch die weitere Verästelung in viele Unterkapitel jedem Benutzer die Orientierung. Eine sorgfältig gegliederte und

auf den neuesten Stand gebrachte Bibliographie ermöglicht die Vertiefung des Themas. Sowohl in der Gesamtkonzeption wie in den Einzelanalysen, von denen besonders diejenige der Großen Rhetra überzeugt, erfüllt das Buch alles, was von einer Einführung verlangt werden kann.

Bonn

Wolfgang Will

KARL CHRIST, **Hannibal**. Reihe: Gestalten der Antike. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2003. 252 Seiten, 34 Abbildungen.

Ziel der wissenschaftlichen Reihe, in die sich die Biographie Hannibals von Karl Christ einordnet, ist es, nach den Worten ihres Herausgebers Manfred Clauss, »spannend, klar und informativ ein allgemein verständliches Bild der jeweiligen ›Titelfigur‹ zu geben« (S. 7). Diesen Anspruch erfüllt die vorliegende Biographie mit Sicherheit in durchaus befriedigender Weise.

Das erste Kapitel (S. 13–44) befasst sich mit den allgemeinen Voraussetzungen der behandelten Epoche und umreißt den Handlungsrahmen der Vita des großen Feldherrn. Der Verfasser schildert hier knapp, aber kenntnisreich und informativ die Geschichte Karthagos und seiner phönizischen Traditionen, seine Beziehungen zu Rom in den Jahrhunderten vor dem Jahr 264 v. Chr., den generellen Verlauf des Ersten Punischen Krieges und schließlich dessen Folgen.

Im zweiten Kapitel (S. 45–62) skizziert der Autor die Jugendzeit Hannibals und die Tätigkeiten der Barkiden in Iberien, wobei er die karthagische Machtausweitung auf der Halbinsel durch Hamilkar, Hasdrubal und den jungen Hannibal nicht nur auf ihren politischen Hintergrund hin analysiert, sondern durch die Einbeziehung numismatischer Zeugnisse auch ausführlich die wirtschaftlichen Aspekte dieser Ausdehnung untersucht. Zudem liefert er eine Diskussion der umstrittenen Frage nach den Gründen des Zweiten Punischen Krieges; diese fällt m. E. aber leider etwas spärlich aus: Wenn der Verfasser auch die besondere Sensibilität der modernen Geschichtsforschung für Kriegsschuldfragen anspricht und erklärt, dass »sich die Geschichtswissenschaft selten so intensiv und so lange mit einem Fragekomplex befasst [hat] wie mit jenem der Vorgeschichte und des Ausbruchs des 2. Punischen Krieges« (S. 51), liefert er doch in der Folge – sieht man von der Schilderung des Vorfalles um Sagunt etc. ab – nur eine eher gedrängte Liste verschiedenster Kriegsmotive, ohne auf die eigentliche Diskussion ihrer Validität einzugehen.

Weiterhin berichtet Christ sehr ausführlich von den Kriegsvorbereitungen Hannibals, den verschiedenen strategischen Maßnahmen bei der Besetzung des Gebiets zwischen Ebro und Pyrenäen, der völligen takti-

schen Fehleinschätzung der Lage durch die Römer und schließlich vom Rhôneübergang des punischen Heeres, den der Verfasser als »eine von Hannibals glänzendsten militärischen Aktionen« (S. 59) zu würdigen weiß.

Leider wirkt sich hier das weitgehende Ausblenden der religionsgeschichtlichen Komponente des Zweiten Punischen Krieges etwas bedauerlich aus. Vor allem der in der Sekundärliteratur doch so oft besprochene ›Traum des Hannibal‹ vor dem Ebroübergang – wohl ein zentrales Element punischer Kriegspropaganda und -rechtfertigung – wird völlig ausgelassen, desgleichen die von anderen Historikern des Zweiten Punischen Krieges so hervorgehobene Selbstidentifikation Hannibals mit Herakles/Melqart, die nur mit einigen allgemeinen Bemerkungen anlässlich des Besuchs Hannibals im Heiligtum dieses Gottes in Gades abgetan wird (S. 54), und schließlich die verschiedenen Elemente der religiösen Propaganda Hannibals gegenüber den unteritalischen Griechenstädten und den mittelitalischen römischen Verbündeten – ein diplomatischer Zug, welcher in der Folge ebenfalls völlig übergangen wird, aber gerade von zentraler Wichtigkeit für die Kriegszielfrage und auch die Selbstdarstellung Hannibals ist.

Das dritte Kapitel (S. 63–76) behandelt im Wesentlichen in enger Anlehnung an Polybios und Livius, die der Autor über einen Großteil des Kapitels paraphrasiert, den berühmten Alpenübergang und die ersten Kämpfe in Norditalien. Als wohlthuend erweist sich hier, dass der – häufig detailliert geschilderten, für Ortsfremde aber schwer verständlichen – Diskussion um die verschiedenen möglichen Strecken des Alpenübergangs kein übermäßiger Raum gewidmet ist. Christ streicht besonders heraus, dass es durchaus im Interesse der pro-römischen Geschichtsschreibung war, diesen Übergang als so beschwerlich wie möglich zu stilisieren, um Hannibal als »bedenkenlosen, unverantwortlichen und inhumanen ›Bluthund« (S. 67) darzustellen, der aufgrund seines Hasses auf die Römer selbst die eigenen Truppen nicht schont, um seine Ziele zu erreichen. Der Verfasser geht anschließend auf die Operationen eines römischen Expeditionskorps in Nordiberien ein und schildert dann ausführlich die zeitgleichen ersten Taten Hannibals auf norditalischem Boden wie das Gefecht am Ticinus, das Taktieren beider Heere bei Placentia und schließlich die Schlacht an der Trebia, wobei Christ vor allem die Zielsetzung Hannibals betont, nicht etwa die römische Herrschaft in Italien durch eine karthagische zu ersetzen, sondern vielmehr die Auflösung der römisch-italischen Bundesgenossenschaft und damit der Basis der römischen Macht zu betreiben.

Kapitel 4 (S. 77–94) ist ganz auf die beiden großen Schlachten vom Trasimenischen See und bei Cannae in den Jahren 217 und 216 zugeschnitten. Der Autor stellt hier, wie übrigens überall in seiner Biographie, eine eingehende Kenntnis der militärhistorischen Aspekte unter Beweis, was in Anbetracht der Tatsache, dass Hannibal ja gerade durch sein strategisches Genie in die Geschichte einging, sehr themengerecht, aber keineswegs selbstverständlich ist, wird doch gerade seit den 1950er

Jahren in der Alten Geschichte der antiken Militärgeschichte oft zu Unrecht nur noch ein sekundärer Platz zugewiesen. Christ schildert dann zunächst Werdegang und Persönlichkeit des C. Flaminius, wobei er leider dessen gespanntem Verhältnis zur römischen Staatsreligion, welches in der späteren römischen Geschichtsschreibung einen so essentiellen Topos der Darstellung des Zweiten Punischen Krieges und wichtigen Kontrastpunkt zu Fabius Maximus darstellen sollte, wenig Aufmerksamkeit widmet (S. 82). Hierauf folgt die umfassende Darstellung der römischen Niederlage am Trasimenischen See und die Bestimmung des Fabius Maximus zum Dictator in Rom, dem es nach der rituellen Versöhnung der Götter und einer Neuordnung der militärischen Kräfte Roms gelingen sollte, Hannibal durch seine Hinhalte-taktik in ernste Bedrängnis zu bringen. Die massiven karthagischen Verwüstungen weiter Landstriche brachten allerdings einen breiten Konsens zustande, die offene Feldschlacht zu wagen, so dass Hannibal dann aufgrund seines überlegenen Feldherrntalents die römischen Verbände unter den miteinander ob der anzuwendenden Taktik uneinigen Consuln Paullus und Varro bei Cannae vernichtend schlagen konnte. Der Verfasser schildert die Operationen der beiden Seiten und die Gründe des punischen Siegs auch kriegsgeschichtlich überaus detail- und kenntnisreich und lässt seiner Beschreibung auch einen interessanten militärhistorischen Ausblick auf das Fortleben der an Hannibals Cannae orientierten Kesselschlachten über Helmuth von Moltke bis in den Zweiten Weltkrieg folgen.

Christ fasst sodann im 5. Kapitel (S. 96–128) die nächsten zwölf Kriegsjahre bis zum Beginn der römischen Operationen in Africa 204 zusammen. Den Verzicht Hannibals auf einen sofortigen Zug gegen Rom rechtfertigt er dadurch, »dass sein Kriegsziel primär nicht die Vernichtung Roms, sondern die Dekomposition, die Auflösung des römischen Imperiums, insbesondere der römisch-italischen Bundesgenossenschaft, gewesen ist« (S. 96), doch kann diese recht allgemeine und in Anbetracht der völligen Auflösung der römischen Truppen nicht gerade eingängige Erklärung letztlich nicht zum vollen Verständnis der Motive Hannibals führen, welche allerdings aufgrund der Quellenlage wohl nie ganz einsichtig sein werden. Nach Darstellung der politischen wie religiösen Maßnahmen der Römer (dem berühmt-berüchtigten Menschenopfer eines gallischen und eines griechischen Paares) widmet sich der Autor dann dem Übertritt Capuas und dem Wechsel anderer süditalischer Städte auf die Seite der Punier im Jahr 216, konstatiert aber, dass Hannibal »die Behauptungskraft Roms als auch die innere Festigkeit der römisch-italischen Bundesgenossenschaft völlig unterschätzt« (S. 101) habe. Schade ist hier – wie auch in den anderen Kapiteln seines Werkes –, dass Christ den diplomatischen Schachzügen des Puniers im italischen Raum nur wenig Platz einräumt, deren Darstellung viel zum Verständnis der taktischen Schwierigkeiten wie auch des Verhandlungsgeschicks Hannibals hätte beitragen können. Der Verfasser beschreibt anschließend kenntnisreich den letzt-

lich nur wenig folgenreichen Vertrag Hannibals mit Philipp V. von Makedonien und den ungleich wichtigeren Seitenwechsel der Syrakusaner, der zur Belagerung und Zerstörung der Stadt durch die Römer führte, wobei Christ besonders die brutale Kriegsführung der Römer unterstreicht: »Mit Syrakus beginnt die Geschichte des römischen Vandalismus« (S. 111). Der Verfasser arbeitet hier überzeugend heraus, dass der neue Kriegsschauplatz auf Sizilien letztlich zur Marginalisierung der süditalischen Heerzüge Hannibals führte, dem Karthago wichtige Hilfen entzog, welche es dann zur Unterstützung inkompetenter Feldherrn nach Sizilien schickte. Der (erneute) Verlust Siziliens wie wenig später auch das Scheitern eines Expeditionskorps auf Sardinien leiteten dann eine neue Phase der Kriegsführung ein: »Die Stärkung des römischen Potentials für die übrigen Kriegsschauplätze wie für die Versorgung Italiens war evident, die karthagischen Verluste gravierend und kaum zu ersetzen« (S. 113). Der Autor widmet sich dann dem spanischen Kriegsschauplatz und der großen Gestalt des Scipio Africanus, der besonders nach der Einnahme Neukarthagos 209 und den Operationen des nächsten Jahres die mangelhaft koordinierten karthagischen Truppen 207 aus Iberien vertreiben konnte.

Das Kapitel wird durch einen ausführlichen Überblick über die Situation Hannibals und der Römer auf dem italischen Kriegsschauplatz abgeschlossen. Christ skizziert zunächst eindringlich die wirtschaftlichen Probleme, denen Rom sich angesichts des völligen Staatsbankrotts ausgeliefert sah und die nur durch Verpachtung der Finanzen an Gesellschaften von *publicani* überwunden werden konnten. Die nächsten Kriegsjahre 215 bis 204 werden nur auf wenigen Seiten umrissen; trotz der Auseinandersetzungen um Tarent, Capua und Hannibals erfolglose Marsch auf Rom stabilisierte sich die römische Kriegsführung und engte den Wirkungskreis des Puniers wirkungsvoll ein, bis nur noch Bruttium von den Punieren gehalten wurde. Hasdrubals Nachschubheer konnte 207 am Metaurus vernichtend geschlagen werden, und auch Magos Einsatzheer in Ligurien wurde bald nach Africa zurückbeordert. Die verhältnismäßige Kürze der Darstellung erklärt sich aus der Verlagerung unserer Quellen auf den außeritalischen Raum: »Im Rahmen einer Hannibal-Biographie ist dabei zu konstatieren, dass dessen Persönlichkeit in jenen Jahren hinter den Ereignissen völlig zurücktritt. In der Regel sind Hannibals Verhalten, seine Gedanken und Entscheidungen wie die Ziele seines Handelns nicht bekannt« (S. 123).

Der Verfasser schildert dann im 6. Kapitel (S. 129–144) zunächst anschaulich die Schwierigkeit Scipios, angesichts des Zögerns des Senats in seiner Provinz Sizilien ein Heer für die Invasion Africas zusammenzustellen, die Landung und die ersten Operationen um Utica und Tunis und schließlich, gewohnt detailreich und kundig, den Verlauf der Schlacht bei Zama und die Friedensverhandlungen mit Karthago. Christ beendet schließlich das Kapitel mit einem Ausblick auf die weitere Karriere des Scipio Africanus, die kurze Tätigkeit Hannibals als

Sufet und seine Flucht nach dem Auslieferungsgesuch der Römer.

Im 7. Kapitel (S. 145–152) umreißt der Autor dann auf fünfeinhalb Seiten Hannibals Flucht aus Karthago im Jahr 195, seine weitere Karriere im hellenistischen Osten und sein Ende. Der Verfasser diskutiert zunächst Hannibals Ratgeberstätigkeit am Hofe Antiochos' III. und seine Ansichten zur Vernichtung Roms, seine eher untergeordnete Rolle in den römisch-seleukidischen Auseinandersetzungen 193–189 und schließlich seine Flucht über Kreta und Armenien nach Bithynien zwischen 189 und 187, wo er 183 einer römischen Auslieferungsforderung durch Selbstmord entging.

Das 8. Kapitel (S. 153–186) zählt zu den interessantesten der ganzen Biographie: Christ liefert hier einen umfassenden und fundierten Überblick über antike und moderne Hannibalbilder. Polybios schätzte Hannibal ein als eine »der wenigen historischen Persönlichkeiten, welche die früher gegebenen Geschichtskreise zu jener umfassenden organischen Einheit der mediterranen Geschichte zusammenführten, die dann Rom ausgefüllt und beherrscht hat« (S. 154), wobei er dessen besondere Brutalität und Habgier konzidierte. Dem stellt der Verfasser quellenkritisch die Verformung des eigentlichen Charakters Hannibals durch die römische Kriegspropaganda von punischer Treulosigkeit und Grausamkeit gegenüber. Diese Sicht habe sich u. a. bei Fabius Pictor, Coelius Antipater und Valerius Antias und letztlich auch bei Livius niedergeschlagen, der neben einigen positiven Charakterzügen vor allem den Mangel an Wahrhaftigkeit, Religiosität und Gottesfurcht bei Hannibal herausarbeitete, während später Cornelius Nepos' kurze, aber ausdifferenziertere Würdigung bis ins Mittelalter die Basis des abendländischen Hannibalbilds darstellen sollte. Wenn auch hier nicht weiter auf die Charakterisierung aller besprochenen Quellen eingegangen werden soll (Diodor, Pompeius Trogus, Valerius Maximus, Plinius d. Ä., Silius Italicus, Iuvenal, Lukian, Florus, Plutarch, Appian, Cassius Dio), mag doch wenigstens Christs Grundtenor wiedergegeben werden, wonach trotz einzelner Versuche ausgleichender oder gar lobender Darstellungen das Klischee von Betrug, List und Grausamkeit als Hauptzüge Hannibals dominierte. Hierauf folgt eine kurze Übersicht über die verschiedenen Abbildungen Hannibals in der Kunst und schließlich eine vollständige Übersicht über die Entwicklung der deutschen und internationalen Hannibal-Forschung im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte, welche auch dem Fachmann eine interessante und geistig glänzend durchdrungene Darstellung eines Stücks »Geschichte der Alten Geschichte« bietet.

In Kapitel 9 (S. 187–196) liefert der Verfasser einen abschließenden, wenn auch etwas unstrukturierten Überblick über Hannibals Persönlichkeit, in dem er nachträglich einige Themenfelder bespricht, die inhaltlich eher in früheren Kapiteln zu erwarten gewesen wären (Jugendjahre, Sagunt, etc.), und vor allem das Problem unterstreicht, in weitgehender Ermangelung punischer oder pro-karthagischer Quellen angesichts des

allein überbleibenden Geschichtsbilds der römischen Gegenseite der Persönlichkeit des Heerführers gerecht zu werden. Selbst griechische Quellen bleiben geprägt von römischem Pathos: »Die rationale Würdigung des großen Feldherrn, die Berücksichtigung von Charakter und Erziehung, seine Verflechtung in einen umfassenden historischen Prozess bei den griechischen Historikern vermochten sich gegen die grellen Töne des römischen Hasses nicht durchzusetzen.« (S. 187) Spätere positive Darstellungen wurden dann durch die Schematisierung des Lobs des »idealen« Kriegsherrn überformt, unter der die genuinen Charakteristika des Menschen verschwanden, was den modernen Forscher dazu zwingt, Hannibals Persönlichkeit aus seinen Taten zu rekonstruieren. Christ schließt seine Würdigung mit der interessanten Feststellung, dass »Hannibals historische Rolle und Funktion von modernen Universalhistorikern und Geschichtsphilosophen oft richtiger gesehen wird als von den akribischen Erforschern der Ereignisgeschichte. Der Grund dafür liegt nicht zuletzt darin, dass ›Hannibal's legacy‹ mindestens ebenso bedeutend gewesen ist wie sein Handeln in seiner Gegenwart« (S. 194). Roms Imperialismus und das Zerbrechen der Solidarität der römischen Führungsschicht an der Gestalt Scipios sind aus dieser Perspektive ohne Hannibal nicht denkbar.

Das 10. Kapitel (S. 197–208) führt den bei Hannibals Tod verlassenen Strang der Erzählung bis zur Vernichtung Karthagos 146 und seiner Neugründung 29 v. Chr. als römische Kolonie fort und weitet den engeren Rahmen einer Biographie hierdurch faktisch zu einer Gesamtdarstellung der Geschichte Karthagos aus. Den beständigen Gebietsstreitigkeiten mit Massinissa, die in Rom regelmäßig zugunsten des letzteren entschieden wurden, folgten ein Anwachsen karthagischen Unmuts und schließlich militärische Unternehmungen gegen den Numiderfürsten, welche in Rom als Bedrohung aufgefasst wurden und schließlich, angereichert von alten Ängsten, die ungebrochene wirtschaftliche Macht Karthagos, das Ende der Kriegsschulden und den bald zu erwartenden Tod des 90jährigen Massinissa, zur Entscheidung der Kriegserklärung führten. Der Verfasser schildert dann detailreich den Untergang der Stadt und unterstreicht besonders die Brutalität und Bestialität der römischen Kriegsführung.

Der Epilog (S. 209–216) stellt in Fortsetzung des neunten Kapitels eine Art zusammenfassender Wertung der Persönlichkeit und der Taten des großen Feldherrn dar. Christ fasst die wichtigsten Motivationen beider Antagonisten der Punischen Kriege zusammen, vergleicht ihre Machtbasis, würdigt Hannibals Kriegsführung während der eher stationären Jahre nach Cannae – »Diese Phase des Kampfes ohne den Enthusiasmus der großen Siege und ohne den Gewinn immenser Beute durchzustehen, war wohl noch schwieriger, als die Triumphe des Anfangs zu erringen« (S. 211) –, skizziert die innen- und außenpolitischen Folgen der Kriege für Rom (z. B. den Beginn der Latifundienwirtschaft und den in vieler Hinsicht problematischen Gewinn Iberiens) und den gesamten Mittelmeerraum und unterstreicht, dass

Hannibals Krieg gegen Rom letztlich dessen definitiven Aufstieg mit sich führte und die punische Niederlage die mittelmeeische Entwicklung der nächsten Jahrhunderte entscheidend bedingte: »Und doch war es seine Saat, die hier aufging und am Ende wesentlich zur Krise der späten Römischen Republik wie zur Paralyse der hellenistischen Staatenwelt beitragen sollte« (S. 215).

Abschließend sei hier noch auf zwei Überlegungen eher grundsätzlicher Art hingewiesen:

Der Spezialist mag eine eingehendere Behandlung gerade der kontroversesten Fragen der Hannibalischen Zeit vermissen (Kriegsschuldfrage, Ebroubergang, Alpenüberquerung, Religionspropaganda, Kriegsziele, Diplomatie, etc.). Dieser Vorwurf ist aber m. E. ungerechtfertigt, hätte doch eine ausführliche Diskussion all dieser wissenschaftlichen Probleme den Rahmen eines Einführungsbuches gesprengt, so dass die etwas lapidare Kürze bei der Vertiefung dieser oben aufgezählten Aspekte verständlich ist und in der Zielsetzung der Reihe wurzelt, eher einen allgemeinen Überblick zu geben als eine detailliert diskutierte Aneinanderreihung umstrittener Randaspekte, worauf auch der Verfasser selbst am Anfang seines Werks eingeht und in diesem Sinne auf die monumentalen Arbeiten von Huß und Seibert verweist. Allerdings soll nicht verschwiegen werden, dass diese verständliche Selbstbeschränkung teils stark mit der detailreichen Ausführlichkeit, mit der etwa Heeresstärken, Gefangenzahlen und strategische Manöver beschrieben werden, kontrastiert, so dass dem Buch zwar eine große Anschaulichkeit innewohnt, diese Gewichtung vom Spezialisten aber als eine ungleiche Prioritätensetzung angemerkt, wenn auch nicht kritisiert werden kann.

Ferner ist darauf aufmerksam zu machen, dass Christs Blick auf die karthagische Mentalität gleichsam eher von außen als von innen erfolgt und letztlich eher der »klassische« Historiker der Antike spricht als der Orientalist. Dies ist selbstverständlich bis zu einem gewissen Grad die unausweichliche Folge unserer Quellenlage, die uns eben über Karthago nur aus dem Blickwinkel der Griechen und Römer, also der beiden »Erzfeinde« der Karthager informiert, doch geben uns archäologische, kunsthistorische und vor allem (leider größtenteils auf Weihinschriften reduzierte) epigraphische und andere philologische Zeugnisse doch ein besseres Bild der punischen Gesellschaft als das im Laufe der Biographie dargestellte, und vieles kann aus dem vorsichtigen Vergleich mit den phönizischen Mutterstädten rekonstruiert werden.

All dies soll allerdings keinesfalls das Verdienst des Verfassers mindern, mit seiner Hannibal-Biographie eine aktuelle, informative, exzellent geschriebene, übersichtlich gegliederte, chronologisch weit gespannte, reich bebilderte und vor allem gut lesbare Einführung in das Thema geliefert zu haben, welche daher den Zielsetzungen der Reihe »Gestalten der Antike« mit Sicherheit glänzend gerecht wird.

Aachen

David Engels

NORBERT EHRHARDT UND LINDA-MARIE GÜNTHER (Hrsg.), **Widerstand – Anpassung – Integration**. Die griechische Staatenwelt und Rom. Festschrift für Jürgen Deininger zum 65. Geburtstag. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2002. X, 303 Seiten.

Den Beziehungen der Griechen zu den Römern hat ein großer Teil der wissenschaftlichen Arbeit Jürgen Deiningers gegolten. So war es folgerichtig, dass die Festschrift zu seinem 65. Geburtstag ihren Schwerpunkt ebenfalls in diesem Bereich setzte.

Einige Beiträge blicken freilich zunächst weiter zurück: K. A. Raaflaub versucht, anhand eines Vergleichs der von Herodot überlieferten Debatte im Kronrat des Xerxes über den Angriff auf Griechenland mit den aus Thukydides bekannten Diskussionen um das athenische Ausgreifen nach Sizilien herauszuarbeiten, dass die Analyse des Imperialismus im Werk beider Autoren von der zeitgenössischen Erfahrung des athenischen Imperialismus geprägt ist. Die von Herodot den persischen Diskutanten in den Mund gelegten Argumente seien dabei von den athenischen Diskussionen um das Ausgreifen nach Sizilien geprägt gewesen, wohlgedenkt des ersten athenischen Ausgreifens nach Sizilien am Anfang des Peloponnesischen Krieges (»Herodot und Thukydides: Persischer Imperialismus im Lichte der athenischen Sizielenpolitik«, S. 11–40).

W. Schuller prüft die Folgen der Neudatierung des Egesta-Dekrets für die Entwicklung des attischen Seebunds und kommt zu dem Schluss, dass sich keine wesentlichen Änderungen ergeben (»Folgen einer Um-datierung des Egesta-Dekrets [IG I³ 11]«, S. 41–47).

J. Wiesehöfer untersucht die Politik Antiochos' IV. in der Elymais. Er widerlegt dabei die Theorie, dieser habe eine »heilige Hochzeit« mit der Göttin Nanaia angestrebt, um an die Besitztümer der Tempel zu gelangen, und führt das aggressive Vorgehen des Seleukiden neben anderen Faktoren auf die Erwartung demonstrativer Loyalitätsbekundungen durch die Untertanen zurück (»Συνοίκησης und ἀπορία χρημάτων. Antiochos IV. und die Heiligtümer der Elymais«, S. 109–120).

W. Eder arbeitet funktionelle Parallelen zwischen den Ephoren Spartas und den Volkstribunen Roms (in ihrer Frühphase) heraus: Beide erwachsen aus politischen Krisen und erwarben durch ihre Verbindung zum Volk ein erhebliches Machtpotential, das sie durchaus produktiv zum Nutzen des Staates einsetzen (»Schlummernde Potentiale: Die Rolle von Volkstribunen und Ephoren in Verfassungskrisen«, S. 49–60).

Einer der am besten zum Jubilar passenden Beiträge (vom Titel her gesehen nahezu der »Leitartikel« der Festschrift) stammt von M. Zahrt (»Anpassung – Widerstand – Integration: Polybios und die römische Politik«, S. 77–102). Sein Ziel ist es, Polybios' unterschiedliche Urteile mit den verschiedenen Phasen seines Lebens zu verbinden und zu zeigen, dass drei Phasen (Anpassung, Widerstand, Integration) zu unterscheiden sind. Gerade für die letzte Phase kann Zahrt plausibel machen, dass die vermutlich erst in den 120er Jahren v. Chr. verfasste,

sehr prorömische Darstellung der Zerstörung von Karthago und Korinth durch den bereits zuvor zum Ruhm des Scipio Aemilianus verfassten »Bellum Numantinum« determiniert war: Wenn die schwer zu rechtfertigenden Kriege in Spanien berechtigt erscheinen sollten, mussten auch die beiden parallel geführten Kriege der 140er Jahre »notwendig erscheinen«, zumal Aemilianus hier ebenfalls beteiligt war (S. 102).

Den Spuren des römischen Ausgreifens in den Osten gelten noch drei weitere Artikel: Ch. Habicht beschäftigt sich mit zwei inschriftlichen Zeugnissen aus Kos, die aus der Phase der römischen Expansion in den griechischen Osten stammen. Bei dem einen (W. PATON/E. HICKS, *The Inscriptions of Cos* [Oxford 1891] Nr. 128) handelt es sich um eine Statuenbasis für T. Quinctius Flaminus. Habicht identifiziert den in Z. 7 vermutlich genannten Bildhauer mit dem für das Ende des 3. Jahrhundert v. Chr. belegten koischen Bürger Nikomachos, Sohn des Parmeniskos. Bei dem zweiten handelt es sich um die Weihung einer rhodischen Schiffsbesatzung in Kos. Das bisher mit den Mithradatischen Kriegen verbundene Monument kann Habicht, ebenfalls über die Prosopographie, nun dem Zweiten Kretischen Krieg (155–153 v. Chr.) zuweisen (»Beiträge zu koischen Inschriften des 2. Jahrhunderts v. Chr.«, S. 103–107).

N. Ehrhardt widmet sich den römischen Zollpächtern, die an einer konfliktreichen Schnittstelle zwischen römischen Herrschern und Untertanen tätig waren. Er betont zu Recht, dass es in der Römischen Republik keine Alternative zu diesem System gab. Seiner Ansicht nach resultierten die meisten Konflikte um die Publicani aus Situationen, in denen die Veränderung des Rechtsstatus von Land die Einnahmen der Pächter schmälerte. Diese hätten dann – um den kalkulierten Gewinn doch noch zu erreichen – versucht, rechtswidrig so lange wie möglich die alten Steuern zu erheben (»Strategien römischer Publicani gegenüber griechischen Städten in der Zeit der Republik«, S. 135–153).

F. Kolb analysiert das Hineinwachsen einer Region in das Römische Reich, die im Windschatten des Taurus das römische Vordringen lange eher als Zuschauer verfolgte, ehe sie dann im 1. Jh. n. Chr. Teil des Imperiums wurde (»Lykiens Weg in die römische Provinzordnung«, S. 207–221).

P. Herrmann untersucht die Strukturen des Ionischen Bundes in der Kaiserzeit (Beschlüsse, Feste, Funktionäre) und fragt dabei besonders nach den Verbindungen zum parallelen Provinziallandtag. Dessen Ausgestaltung versetzte seines Erachtens dem Ionischen Bund einen Schub, der zu einer Neubelebung der Bundesaktivität – unter der Einbeziehung des Kaiserkultes – geführt habe (»Das κοινὸν τῶν Ἴόνων unter römischer Herrschaft«, S. 223–240).

P. Weiß weist unter Bezugnahme auf die Dissertation Deiningers den Versuch S. J. Friesens zurück, Asiarch und provinziellen Archiereus zu unterschiedlichen Ämtern zu erklären (»Asiarchen sind Archiereis Asias. Eine Antwort auf S. J. Friesen«, S. 241–254).

J. Molthagen beschäftigt sich mit einem lange Zeit

vor allem im griechischen Osten verbreiteten Personenkreis, der Rom eher ablehnend gegenüberstand: Die Johannes-Apokalypse erscheint in seiner schlüssigen Interpretation als Appell, sich – vor allem wegen des Kaiserkults – eben nicht zu integrieren (»Warnung vor Integration. Die Christen und Rom im Spiegel der Johannes-Apokalypse«, S. 265–280).

Dem vielleicht »griechischsten« aller Kaiser gilt K. Telschows Untersuchung der Selbstdarstellung Julians (»Drei literarische Selbstzeugnisse des Kaisers Julian«, S. 281–291).

Einen Perspektivwechsel leitet der Beitrag von L.-M. Günther ein, die nach den Auswirkungen des römischen Ausgreifens in den griechischen Osten in Rom selbst fragt. Am Beispiel der Siegesspiele des L. Anicius analysiert sie die Aneignung griechischer Kultur durch römische Feldherren und deren Rückwirkung auf die griechischen Untertanen und das römische Publikum (»Griechische Bühnenkunst bei den römischen Siegespielen des L. Anicius [166 v. Chr.] – Klamauk oder Parodie?«, S. 121–133).

V. Fadinger verfolgt die Wurzeln der Selbstdarstellung Sullas in den hellenistischen Osten und weiter in den Iran (»Sulla als Imperator Felix und »Epaphroditos« (= »Liebling der Aphrodite)«, S. 155–188).

In einem diachronen Ansatz widmet sich K. Sion-Jenkis schließlich der Rezeption griechischen Gedankenguts bei einem (griechischen) Autor der römischen Kaiserzeit (»Griechisches Denken im römischen Gewand: Überlegungen zu Ciceros Amnestie-Rede nach Caesars Ermordung bei Cassius Dio [44,23–33]«, S. 189–206).

Zwei weitere Beiträge nehmen mehr das Gesamtreich in den Blick: H. Halfmann deutet Tacitus' »Agricola« als Dokument der Vergangenheitsbewältigung für die Zeit Domitians und Analyse des Verfalls der römischen Herrschaft (»Zu Tacitus' »Agricola« als Dokument römischer Herrschaftsauffassung«, S. 255–263). A. Demand sucht hingegen nach Kulturkonflikten (im Sinne von S. Huntingtons »clash of civilizations«) im Römischen Reich und gelangt zu dem Schluss, dass es dort keine gab (»Kulturkonflikt im Römischen Reich? Eine zeitgemäße Betrachtung«, S. 61–75; ebenfalls abgedruckt in: A. ACKERMANN/K. E. MÜLLER (Hrsg.), Patchwork: Dimensionen multikultureller Gesellschaften [Bielefeld 2002] S. 65–82).

In einer Festschrift für J. Deininger, der zusammen mit W. Nippel die »Weberologie« in der deutschen Althistorie begründet hat, darf ein Beitrag zu Max Weber nicht fehlen. H. Kloft hat diesen Part durch seine Würdigung von Webers Aufsatz »Die sozialen Gründe des Untergangs der antiken Kultur« übernommen (»Untergang und Übergang. Max Webers Deutung des Untergangs der antiken Welt«, S. 293–303).

Alles in allem ein bunter Strauß von meist interessanten Geburtstagsgrüßen, die zwar nicht alle zum Titel der Festschrift passen, aber das breite Interesse des Gelehrten vortrefflich widerspiegeln.

Bonn

Jens Bartels

H.-J. DREXHAGE/H. KONEN/K. RUFFING, **Die Wirtschaft des Römischen Reiches (1.–3. Jahrhundert). Eine Einführung**. Studienbücher. Geschichte und Kultur der Alten Welt, hrsg. von Karl Strobel. Akademie-Verlag, Berlin 2002. 400 pp., 12 Abb. und Tafeln.

For more than two decades Hans-Joachim Drexhage has kept the small journal "Münstersche Beiträge zur Antiken Handelsgeschichte" alive with admirable energy. The Journal has published a wealth of articles on almost every aspect of trade in the Graeco-Roman world. It has made a significant contribution to the study of the ancient economy and a lively research environment has sprung up around it. Together with two of his younger colleagues, Heinrich Konen and Kai Ruffing, Drexhage is now presenting a broad textbook synthesis of the economy of the Roman empire. The book is intended to offer students an introduction to the area, but is also written as a comment on current debates. There is much in it to interest the more experienced, student as well as scholar.

The book falls into two main parts. The first half contains a survey of the Roman economy, the second a broad and interesting selection of sources in German translation to illustrate the themes presented in the synthesis. The decision to include original evidence, in translation, improves the value of the work as a teaching tool considerably. So does the inclusion of a substantial number of papyri in the selection. Papyri contain some of the most detailed evidence extant for ancient economic activity and ought not to be neglected by ancient historians. Indeed, Drexhage has done much to improve our awareness of the value of papyri for the study of Greco-Roman economic activity. It is, for instance, only from Egyptian papyri that some kind of study of prices in the Greek and Roman world is possible, as Drexhage has reminded us in his "Preise, Mieten/Pachten, Kosten und Löhne im römischen Ägypten bis zum Regierungsantritt Diokletians" (St. Katharinen 1991).

"Münstersche Beiträge" has been characterised more by detailed empirical studies than attempts at conceptualisation and theorising. This has both been the strength and weakness of the Journal. The same goes for the book which explicitly proceeds from an anti-theoretical position. The authors programmatically declare that "Dem möglichen Vorwurf, eine positivistische Arbeit geleistet zu haben, sehen wir gelassen entgegen, weil gerade in der Auseinandersetzung mit der antiken Wirtschaft Theorien und Theoreme mit vielen Quellen kollidieren" (p. 11). And, they continue, "Das Ziel dieser Darstellung soll nicht sein, einen neuen theoretischen Entwurf zum Charakter der kaiserzeitlichen Wirtschaft vorzulegen. Vielmehr haben wir uns darum bemüht, auf der Grundlage aller zur Verfügung stehenden Quellengruppen Aussagen zu liefern, ohne diese einem Modell zuzuordnen" (p. 21). Such caution and distrust of generalised statements on the nature of the Roman imperial economy is more easily explained than justified. The recent very heated debates on the competing models

of Roman economic history makes it understandable why one should like to plead despair and seek refuge in the comforting, but illusory, safety of the ancient evidence. Historical sources are not self-explanatory; they must be interpreted. This is particularly difficult in the ancient case where the evidence is so much more fragmented and haphazardly preserved than for later periods. "Without a theoretically grounded conceptual scheme", as Finley once remarked, "the thin and unreliable evidence lends itself to manipulation in all directions, without any controls" (Ancient History. Evidence and models [London 1985] p. 18). The alternative to models and systematical discussion of concepts is not empirically certified truth, it is commonsensical prejudice and half-digested *a priori* theories. This is a crucial lesson which students in particular should not be denied. At any rate, ancient economic history is not short of empirical studies; they abound. What it does lack, are more attempts to develop our conceptual and interpretative framework to keep our steadily expanding store of data together.

Fortunately, the book makes a greater contribution towards the latter project than the authors promise or are willing to admit. The reader is not treated to a discussion of the Roman economy in out-dated antiquarian and philological fashion. Drexhage and his collaborators are well informed of the ways economic history is practised in other fields. This has, for instance, brought them to dedicate a whole chapter to the question of "Lebensstandard", an interest which they incidentally share with the pioneering work of Cambridge historians such as Peter Garnsey (Food and Society in Classical Antiquity [Cambridge 1994]), and a chapter on "Dienstleistungen", where subjects such as prostitution, education and entertainments are included. The solid base in economic history also enables the authors to treat the 3rd century crisis with greater precision than is often done. The crisis is shown to be more political and fiscal than economic in nature. Many parts of the empire prospered or experienced stable conditions for much of the "dark" century. In total, the synthesis has been composed from 8 chapters: "Einführung", "Staat und Wirtschaft", "Die Landwirtschaft", "Handwerk", "Handel", "Banken und sonstige Dienstleistungen", "Lebensstandard", "Das dritte Jahrhundert". They are all characterised by a rich and thorough coverage of conditions around the empire. Much information has been successfully joined in these chapters. The result is much more than a simple textbook, it is a very able and competent economic history survey, sometimes even with a refreshing choice of subjects.

It is the aim of the authors to challenge the view of the Roman economy developed by A. H. M. Jones and M. I. Finley, among others, as too negative. Drexhage et al. consistently attempt to show that there was more economic activity in the Roman world than allowed by the "primitivist" school. Not least on the basis of a thorough knowledge of archaeological data, the authors are able to present an image of a steadily expanding agricultural

economy. In many respects, they conclude following Pleket, the Roman economy bares comparison with medieval and early modern European societies (p. 20).

This observation is undoubtedly true and would not, in broad terms, have been denied by Finley, nor by Jones. Indeed, their project should be seen as an attempt to bring the study of the ancient economy into line with the experience of other pre-industrial societies (cf. M. I. FINLEY, The use and abuse of history [London 1986] chapter 6). This meant to place agriculture, rather than trade, at the centre of any understanding of the economy, caution against the frivolous use of labels such as capitalism and bourgeois entrepreneurs and a warning against seeing modern economic policies and phenomena lurking behind every sort of economic activity in the ancient world. Strangely, this is frequently, also by the current authors, seen as a purely theoretical venture. But, surely, none was ever more empiricist in his approach than A. H. M. Jones. His magnum opus, The Later Roman Empire, 284–602 (Oxford 1964), is still unsurpassed in the breadth and scope of the mastery of the ancient evidence, so copiously cited in footnotes. It was intelligent questioning of the ancient material which led him to doubt the modernising constructions of great predecessors such as Rostovtzeff. Furthermore, it was the very theoretically minded pupil of Jones and Finley, the recently deceased Keith Hopkins who produced one of the strongest and most influential alternatives to the "primitivist" understanding of the Roman economy. In the article "Taxes and trade in the Roman Empire" (Journal Roman Stud. 70, 1980, 101–25), Hopkins suggested that the empire experienced a phase of moderate growth and developing markets. Ironically, it is precisely this position which Drexhage, Konen and Ruffing come closest to while the other pupil of Jones, Richard Duncan-Jones has challenged Hopkins' assertions vigorously, insisting on the low level of activity from an empiricist position (e.g. Structure and scale in the Roman economy [Cambridge 1990]).

All this serves to remind us that the discussion on the character of the Roman economy is not a question of theorists against empirically working scholars. This leaves the question of the scale of economic activity in the Roman empire. But that is, unfortunately, a dead end. In the absence of even the most basic and rudimentary statistics, discussions about the exact level of trade or production are bound to go on endlessly without resolution. A glass, half empty to some, will appear half full to others. At all events, excessive focus on the scale of activities is likely to divert attention from the key issue which from the very beginning was a question of the particular nature of the Roman economy within the broadly comparable field of pre-industrial societies. Finley argued that ideology, social structure and the form of the state all combined to shape ancient economic activity in very different patterns than those produced by the incipient capitalism of some early modern European societies. This argument is still essentially unshaken and one wishes that the authors would have kept this more in mind when constructing their presentation.

A good example is the chapter on the state and the economy where the constant inclination of the authors to make “more” of the economic experience of Rome occasionally misleads. The chapter is formed as a discussion seeking to detect, at least, the rudiments of imperial economic policies. It is an informative survey of diverse phenomena such as road-building, market interventions, servicing of trade, coinage and the state budget. It was a key contention of Finley that economic thought in the ancient world was conducted within a household framework. The *Oikonomikos* of Xenophon was typical in this respect. Good husbandry, a notion that aimed at the preservation of the household rather than economic efficiency pure and simple, was the standard on which people acted. The economy was not perceived as an independent subsystem whose individual components the state should monitor, manipulate and regulate in detail in order to increase national wealth. The latter approach only developed as a result of mercantilist doctrine and classical political economy. The ancient state, therefore, did not have economic policies in our sense of the term (M. I. FINLEY, *The ancient economy*² [London 1985] chaps. 1 and 6). This is important to keep in mind when interpreting the ancient experience. While conceding that caution is needed, the authors nonetheless insist: “Man sollte sich aber nicht scheuen, die Eingriffe mancher Kaiser als Elemente einer von dem Streben nach Prosperität geleiteten ‘Wirtschaftspolitik’ zu charakterisieren” (p. 33).

The effects of this conviction may be glanced from the analysis of the Roman imperial coinage offered by Drexhage, Konen and Ruffing. The composition of coin populations shows great similarities across the various provinces. Issues of individual emperors appear to have been present in comparable quantities all over the empire.

How is this uniformity to be explained? The authors conclude that: “Die Schwankungen im Geldangebot waren demnach nicht ein lokales Phänomen, sondern monetäre Entscheidungen in der Zentrale Rom hatten eine reichsweite Wirkung. Ob man deshalb von einer echten ‘Geldpolitik’ sprechen kann, müssen die Forschungen der nächsten Jahre ergeben. Wir sind aber nach dem derzeitigen Stand geneigt, den Verantwortlichen in Rom aufgrund von praktischen Erfahrungen zumindest Kenntnisse über die Zusammenhänge zwischen Geldmenge und Preisniveau zu unterstellen” (p. 40).

The image which the authors conjure up of a Roman state trying to control price developments empire-wide by manipulating the coin supply is not only purely hypothetical, it is also unlikely. For a start, it would require the Roman government to have monitored prices across the provinces in considerable detail and furthermore collected this information in a centralised ‘statistical’ bureau with a view to form decisions of withholding or releasing coin in any given area. None of this ever happened. In late antiquity when the Roman state did begin to collect detailed information on prices, at least in some

provinces, it was to control local commutation and remuneration rates for taxes and requisitions (cf. E. LO CASCIO in *Atti dell’Accademia Romanistica Costantiniana. XII Convegno Internazionale* [Perugia-Spello 1998] pp. 121–136). The practice, in other words, was grounded in the concrete needs of the Roman treasury. Rather than speculating about abstract policies, designed to shape the Roman economy at large, the explanation should attempt to locate the interprovincial similarities in the coin population firmly within the practical concerns and objectives of the Roman state. The one overriding item of expenditure in the provinces was the army. The similarities in the composition of provincial coin populations can, above everything else, be explained as a reflection of military expenditure (R. P. DUNCAN-JONES, *Money and government in the Roman Empire* [Cambridge 1994] 178–79). It was, as the authors also agree, the maintenance of the army, Rome and the provincial administration that preoccupied the imperial state.

Policies of the imperial state should be explained by its concrete interests and concerns rather than by abstract economic goals which had not even been formulated in antiquity. Good husbandry included taking care that estate lands were cultivated. This was a concern of the emperor, too. Agricultural production supplied the bulk of imperial taxes. Emperors, therefore, had an interest in seeing the agricultural potential of his realm being utilised. This did not usher in elaborate policies to develop agriculture across the empire. That was beyond the capacity of the very restricted state apparatus. But emperors did adopt a number of limited strategies, Drexhage, Konen and Ruffing are right to insist. Tax concessions were offered, at least in some areas, to people who brought new land under cultivation during the start-up period. During years of famine, the imperial authorities sometimes reduced or remitted tax demands to prevent producers becoming impoverished and marginal lands from falling out of cultivation. This is all well described in the book. But again, the authors attempt to push further and detect more elaborate economic policies adopted by the emperors to shape economic production within the empire in greater detail.

Characteristic is the interpretation of Domitian’s unsuccessful attempt to restrict the cultivation of wine as aiming to solve “eine Überproduktionskrise” and protecting Italian wine-growers against increasing provincial competition (p. 71–72). But this is not quite what Suetonius reports about the incident (Dom. 7,2). In reaction to a year of abundance of wine and shortage of grain, Domitian decided to curtail the cultivation of wine in order to enable more lands to come under grain in the future. The problem was not too much wine, but too little grain. Domitian’s measure was, effectively, intended to ensure crucial food-supplies for the cities of the empire and thus protect the “moral economy” of his realm (on the ‘moral economy’ of urban food-supplies in antiquity, cf. most recently P. M. ERDKAMP in L. DE BLOIS/J. RICH [eds.], *The transformation of economic*

life under the Roman Empire [Amsterdam 2002] 93–115, inspired by the model study of E. P. THOMPSON, *Customs in Common* [London 1993] chap. 4). The fact that nothing was done to implement the measure afterwards, is a sure indication of the relatively limited understanding, within governmental circles, of the empire as an economic system. Emperors might act in omnipotent fashion and decree how things ought to be in a kind of grand symbolic gesture, probably provoked by the situation in Rome or Italy at most. But, in practice, they often had very little notion of the practicality of such decisions within the economy at large or their necessity for that matter.

Careful attention to concepts is not an enemy of empirical observation; it is a precondition, which puts a check on our interpretative imagination. Thus it helps to place phenomena within their proper historical context and frame our discussions with greater precision. The book, in spite of the authors' assertions to the contrary, does in fact perform such operations occasionally. For instance, at the beginning of chapter 3, dealing with agriculture where it is stated that it was the most important sector in the economy, that most people were employed here and that it provided the surplus on which the rest of the economy existed (p. 59). What follows is a very useful and informed survey of much recent research, not least archaeological, documenting a steady expansion of the cultivated area during the first few centuries of the imperial monarchy. Again, the authors are most interested in 'developed' economic phenomena. It is the larger estates and commercialisation that attracts their attention; and they take a very, probably unduly, optimistic view of grain yields.

On the other hand, phenomena such as subsistence production are only mentioned very briefly and in passing. This is a choice which it is difficult to understand. The chapter concludes with a section on the endemic risk of failed harvests and famines. These would not have been substantially worse than in later historical periods, as the authors correctly argue. But they would still have been important phenomena that no peasant could afford to ignore. This makes it indispensable to include the functioning of the subsistence sector within the general portrait of the agricultural economy. Various strategies of subsistence production served to cushion the peasant majority against the shocks of unpredictable climatic variations, but also limited the extent of the marketable surplus substantially. One would also have thought that demographic questions had deserved more consideration than the few scattered, cursory remarks they receive. The size and composition of the population has been of crucial importance in every agricultural economy. It is, for instance, probably in demography we should seek an explanation for the difference in standard of living which the authors identify between east and west in the penultimate chapter of the book. Though appearing less affluent (fewer and smaller cities), the North Western part of the empire probably enjoyed higher average living standards than the richer looking

East (p. 191). Higher population densities made agricultural land a much scarcer resource in the latter part of the empire. Peasants, therefore, had to work harder, had less access to more expensive products such as meat and could probably be pressed harder for rent by their landlords. A more consistent attention to theory and conceptualisation would have enabled the authors to present a more rounded and integrated image of the agricultural economy in the Roman world; it would have provided the student readership with a clearer understanding of the pressures, limitations and mechanisms governing pre-industrial agricultural production.

There is no reason to labour the point further. Similar sorts of considerations apply to the other chapters of the book. But this should not be allowed to detract from the fact that there is much of value in the analyses of the individual chapters. Chapter 4 presents an interesting survey of manufacturing industries in the empire. Emphasis is placed on the small scale of most operations and the household organisation of production (p. 103). The question of the possible existence of putting-out system is also brought up on the basis of Egyptian evidence (p. 111). Chapter 5 deals with trade and constitutes the most successful part of the book. The chapter proceeds from the theoretical observation that "an dieser Stelle muss nochmals hervorgehoben werden, dass die Landwirtschaft die Grundlage der kaiserzeitlichen Wirtschaft darstellte. Es ist daher unstrittig, in der Distribution landwirtschaftlicher Produkte die wichtigste Funktion des Handels zu sehen" (p. 119). This reveals a rare and very sharp understanding of the position of trade in the Roman world which many have failed to reflect on. Most trade, as the authors remind us, took place within the local or nearer regional area, such as the village or closest market-town. It was only a relatively limited, but far from insignificant part as the authors are right to insist, which entered wider distribution networks. These more wide-ranging networks are then treated subsequently, including trade with the Germanic north. In their discussion of trade the authors also include themes such as monopolies, social organisations, customs duties and transport costs. One does not have to agree with every conclusion the authors reach to recognise the sophistication of this chapter.

Chapter 6 then presents a brief survey of the service sector in the economy, rightly admonishing the reader to remember that its size would have been very limited compared with today's world. Chapter 7, as treated above, then discusses the problem of living standards, before chapter 8, presenting a revisionist picture of the 3rd century crisis, concludes the survey.

It is time to sum up. The book contains much expert discussion of Roman economic phenomena. It is a valuable economic history of the Roman empire. But its strengths lies more in surveying the results of a vast amount of recent research and in presenting central debates in the field than in the work of synthesis. The presentation of the Roman economy would have gained in strength had more attention been paid to the theoretical

aspects of "the historian's craft". Conceptualisation is a precondition of all synthesis. It is unfortunate that Drexhage, Konen and Ruffing have shied away from this part of their task. Undoubtedly the claim to present the ancient evidence "wie es eigentlich gewesen", as opposed to empty theoretical speculation, will appeal to many historians. But one does not reach historical truth, free of anachronism, simply by sticking to the sources. One must also impose controls on the interpretation of the evidence. Here the authors have frequently substituted a one-sided determination to take a more "optimistic" view of the Roman economy for the necessary theoretical analysis. This sometimes produces misleading judgments and omissions, as argued above. Theoretical reflection does not obstruct historical truth, it enables us to establish the limits of the probable and identify with greater clarity the context of interpretation. History students, therefore, ought not continue to be taught to see theory and evidence as irreconcilable opposites; the two are inextricably linked.

This review has focused attention on arguing such questions of principle, but only because Drexhage, Konen and Ruffing's book deserves a serious response. It represents an important and welcome new contribution to the study of the Roman economy. I have no doubt that their book will constitute a useful teaching tool, but due to the language mainly for German students. The accompanying selection of translated sources is excellent; the survey is informative and digests a wealth of results and will certainly stimulate discussion.

Kopenhagen

Peter Fibiger Bang

KIRSTEN GROSS-ALBENHAUSEN, *Imperator christianissimus. Der christliche Kaiser bei Ambrosius und Johannes Chrysostomus*. Buchverlag Marthe Claus, Frankfurt am Main 1999. 223 Seiten.

»Denn ich tue niemandem Unrecht, wenn ich Gott allem vorziehe, und im Vertrauen auf ihn scheue ich mich nicht, euch Kaisern zu sagen, was ich nach meinem Dafürhalten meine«. Gleich zu Beginn des Briefes, den Ambrosius 393 dem Usurpator Eugenius schrieb, nannte er das Grundmotiv, das ihn bisher im Verkehr mit den Kaisern geleitet hatte (Brief 10 *extra collectionem* [57] 1). Was er den Machthabern, unabhängig vom Streit um ihre Legitimität, sagen zu müssen glaubte, fasste er an anderer Stelle in die berühmte Formel: »Der Kaiser steht in der Kirche, nicht über ihr« (Brief 75 a [21 a] 36). Welche Forderungen der Bischof im Einzelfall daraus ableitete und wie die Kaiser darauf reagierten, untersucht Frau Groß-Albenhausen im ersten Teil ihres Buches, einer Dissertation, mit der sie an der Universität Frankfurt am Main promoviert wurde. Mit guten Gründen revidiert sie die verbreitete Auffassung von dem großen Einfluss, den der mächtige Bischof auf den

schwachen Gratian und den Kinderkaiser Valentinian II. gehabt habe. Man denkt an Max Webers Definition von Politik, die auch für Ambrosius' Kirchenpolitik gilt: »Ein starkes langsames Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich«.

Fälschlich habe man dem Bischof jegliche politische Ambition abgesprochen, meint die Verfasserin (S. 26). Das klingt, als sei Politik für ihn ein autonomes Geschäft gewesen. Aber wenn sie in chronologischer Folge seine großen Auseinandersetzungen mit Valentinian II. und Theodosius I. verfolgt: den Streit um den Victoriaaltar, um die Kirche in Mailand, um die Synagoge in Callinicum und schließlich um das Massaker in Thessaloniki, wird immer wieder deutlich, dass es Ambrosius in erster Linie um seine Religion ging. Mit Recht sagt sie später einmal, dass er »in der Lage war, alles zu einer Frage der Religion zu machen« (S. 206). Dem dreieinigen Gott waren der Bischof wie der Kaiser verantwortlich, und wenn dieser seine Verantwortung vergaß oder sie politischen Zwängen opferte, hatte jener die Pflicht, ihn daran zu erinnern. Zwingen konnte er ihn nicht, deswegen musste er sich bisweilen taktischer Mittel bedienen und Rücksicht auf die jeweiligen Umstände nehmen. Aber Ambrosius verbog sich nicht. Gerade das Schreiben an Eugenius ist dafür ein Beleg. Es »strotzt geradezu vor Ehrerbietigkeit«, tadelt K. Groß-Albenhausen (S. 122). Ein Jahr zuvor hatte Jörg Ernesti einen ganz anderen Eindruck gewonnen und von einem »im Ton äußerst reservierten Brief« gesprochen (*Princeps christianissimus* und Kaiser aller Römer. Theodosius der Große im Lichte zeitgenössischer Quellen [Paderborn u. a. 1998] 195). Dass der Briefschreiber den Adressaten als *imperator* anredete, war keine Schmeichelei. Der Westen des Reiches mit dem römischen Senat an der Spitze tat dasselbe, und noch war offen, wie sich Theodosius entscheiden werde, um dessen Anerkennung Eugenius rang.

Ambrosius verband Leidenschaft und Augenmaß. Bei Johannes Chrysostomus überwog die Leidenschaft. Dies ist eine der Folgerungen, wenn man mit der Verfasserin im zweiten Teil ihres Buches die einzelnen Lebensstationen des unermüdlchen Redners und Schriftstellers durchmustert. Der temperamentvolle Johannes macht es dem Leser auch schwerer als der nüchterne Ambrosius, die Frage zu beantworten, ob seine Einzelaussagen über das Kaisertum im allgemeinen und über die Kaiser Theodosius und Arcadius im besonderen einer einheitlichen Theorie entsprangen. Zu stark ließ er sich bei seinen Predigten von den jeweiligen Umständen bestimmen. Dazu kam die Prägung, die er als junger Mann sechs Jahre lang unter den syrischen Mönchen und Einsiedlern erfahren hatte. Priester geworden, las er entsprechend kräftig im Statuenskandal 387 seiner leichtlebigen und leichtsinnigen Heimatstadt Antiochia die Leviten. Hatte er zuvor in einem Traktat dem Leben des Mönchs den Vorzug vor der mühseligen Existenz des Kaisers gegeben, so lobte er jetzt beschwörend Theodosius' Milde. Eine unerwartete späte Folge seines Lobs war 398 die Berufung auf den Bischofsstuhl von Konstantinopel. Die anfängliche breite Zustimmung, die er dort

fand, begann jedoch bald zu bröckeln. Treu blieb ihm das einfache Volk und dankte ihm seine Fürsorge. Dagegen stießen sich das Kaiserhaus und die Hofgesellschaft, der Klerus und die Mönche in der Stadt je länger, desto mehr an seinen asketischen Ansprüchen. Ambrosius' diplomatisches Geschick ging Johannes Chrysostomus ab. Mit Recht verweist Frau Groß-Albenhausen im abschließenden Vergleich auf die unterschiedlichen Persönlichkeiten und sieht hier den eigentlichen Grund, warum Johannes scheiterte. Er ist stärker zu gewichten als das unterschiedliche Verhältnis zwischen Staat und Kirche, das sich im Osten auf den ›Caesaropapismus‹, im Westen auf einen von ihr so genannten ›Episkocaesarismus‹ hinentwickelte. Man sollte allerdings auch nicht übersehen, dass die religiöse und politische Gemengelage in der östlichen Hauptstadt schwieriger und verworrenere war als in der zeitweiligen Residenzstadt Mailand.

Da Ambrosius und Johannes Chrysostomus zu oft unkritische Verehrer gefunden haben, gibt sich Frau Groß-Albenhausen alle Mühe, deren Zahl nicht zu vergrößern. Dabei mag sie offensichtlich den Bischof aus dem Osten weniger als den aus dem Westen. Dem ›Goldmund‹ bescheinigt sie einmal, dass er »kein einfacher Zeitgenosse war« und dass sein Verhalten »Züge von Fanatismus« trug (S. 154). Öfter sieht sie bei ihm Eifersucht am Werk, und im Konflikt mit der Kaiserin Eudoxia, der zu seiner Verbannung führte, ging es ihm »schlicht und ergreifend um verletzte Eitelkeit« (S. 195; 197). Danach wundert man sich, wieso ein Kenner wie Hans Lietzmann, dem man schwerlich Kritiklosigkeit nachsagen kann, zu einem ganz anderen Urteil kommen konnte: »J. ist gerade für modernes Empfinden wohl die erfreulichste Persönlichkeit unter allen griechischen Kirchenvätern« (RE IX 1825 s. v. Ioannes). Für antikes Empfinden hätte sich Lietzmann auf Theodosius II. berufen können: 428 ließ der Kaiser den Leichnam des in der Verbannung Gestorbenen nach Konstantinopel überführen, wo er von einer begeisterten Menge empfangen wurde. Öffentlich bat Theodosius den Toten um Verzeihung für das, was ihm seine Eltern Arcadius und Eudoxia angetan hatten (THEODORET, *Historia ecclesiastica* 5,36,1–2).

Gleichzeitig mit dem Buch von Frau Groß-Albenhausen erschien von Oliver O'Donovan und Joan Lockwood O'Donovan das umfangreiche Werk »From Irenaeus to Grotius. A sourcebook in christian political thought 100–1625« (Grand Rapids, Michigan/Cambridge, U.K. 1999). Den Abschnitt über Johannes Chrysostomus leiteten die Herausgeber mit der Bemerkung ein: »Es ist verlockend, Johannes Chrysostomus und Ambrosius zu vergleichen, die östliche und die westliche Gestalt eines Großen der Kirche in einer kaiserlichen Metropole, der nicht nur mit weltlichen, sondern auch mit rivalisierenden kirchlichen Kräften zu kämpfen hatte, der zu kühner Konfrontation entschlossen war, ohne jedoch über die Willfähigkeit erhaben zu sein, wie sie zum Hofleben gehört. Als große Redner mobilisierten beide ihre Anhänger von der Kanzel ihrer Kirche aus« (S. 89). Was hier kurz zusammengefasst wird, hat

Frau Groß-Albenhausen breit ausgeführt. Dass trotzdem noch nicht alles über die beiden Bischöfe geschrieben ist, wird man getrost sagen dürfen, wenn man einen Blick auf die 18 Bände Johannes Chrysostomus in Mignes *Patrologia Graeca* wirft und auf die über 20 Bände Ambrosius in der jüngsten italienischen Gesamtausgabe. Wer das Thema der Verfasserin aufnimmt und fortführt, sollte zu seinem Nutzen zunächst ihr Buch studieren.

Bonn

Klaus Rosen

HARTMUT LEPPIN, *Theodosius der Große. Auf dem Wege zum christlichen Imperium*. Wiss. Buchgesellschaft, Darmstadt 2003. 280 Seiten.

Das Buch gehört in die verdienstvollen Reihen, mit denen – hier unter dem Sammeltitle »Gestalten der – Antike« (S. 7) – die Wissenschaftliche Buchgesellschaft sich den Bemühungen anderer entsprechender Unternehmungen zugesellt, um die Antike gleichsam aufzuarbeiten und so gut es geht in einer publikumswirksamen Weise einem allgemeinen Interessenverfall zu begegnen, der sich längst nicht mehr übersehen lässt. Nach den Gründen dieses Verfalls zu fragen ist hier nicht der Platz. Die Marktlücke indes, in die diese Reihen stoßen, erweist sich um so gravierender, als Curricula und einschlägige Studienprogramme an Schulen wie Hochschulen die Antike zunehmend ausklammern, so dass der wichtigste Abschnitt in der Genese des Abendlandes und alles, was zu diesem oder gar dem Europagedanken gehört, allzu schnell jetzt in Vergessenheit zu geraten droht. Mit bloßen Lamentationen in der Tat ist es nicht mehr getan.

Dabei mag in diesem Falle die zwangsläufig verfolgte populärwissenschaftliche Absicht von vornherein das Biographische als ein ebenso plausibles wie wirksames Medium bevorzugen: Die Gefahr wiederum besteht, dass gerade damit unvermeidliche Einbußen im Sachlichen, an Information zum allgemeinen Umfeld (richtungweisend m. E. dafür nach wie vor die Monographie von A. LIPPOLD, *Theodosius der Große und seine Zeit* [München 1980]), an Hintergründen und den weiteren Kriterien für ein wirkliches Gesamtbild leicht zu Simplifikation und Verharmlosung führen und so den ange deuteten Intentionen entgegenarbeiten. Der Verzicht auf vieles, was man gerne noch hätte oder für notwendig hielte, um ein mehr als komplexes Spektrum von Tatsachen und Folgerungen noch besser zu verstehen, aber ist unvermeidlich. In der vorliegenden Biographie nun suchen ein Anmerkungsteil, Glossar und ein umfangreiches Literaturverzeichnis solchen natürlichen Defiziten abzuwehren und zu verhindern, dass als eine Folge von all dem die Erkenntnisse zu sehr der Oberfläche verhaftet bleiben. Leppin freilich ist sich sehr wohl bewusst, dass mehr als ein Provisorium sein Buch nicht sein kann, und dies trotz der immanenten Argumentation, einer conse-

quenten Gedankenführung und einer Sprache, die in ihrer Lebendigkeit der Darstellung die Lektüre zum Vergnügen macht, sei es, dass es um die Schilderung von Ereignissen oder Tatsachen geht oder um Reflexionen, die sich aus diesen ergeben. Das für Leppin Wesentliche ist nicht zu verfehlen, die Konzeption klar und einleuchtend und die Akzentuierung derart, dass selbst aus dem scheinbar sattsam Bekannten neue Perspektiven mühelos zu entwickeln wären.

Das an sich Historische ist bekannt. Für den Kaiser, der nach der Katastrophe von Adrianopel 378 zuerst zum *Magister Militum* und bald nach ersten Siegen noch im gleichen Jahre im Januar 379 zum Augustus ernannt (A. H. M. JONES/J. R. MARTINDALE/J. MORRIS [Hrsg.], *The prosopography of the later Roman Empire I* [Cambridge 1971] 903f.) und durch Gratian zum Herrscher über die östliche Imperiumshälfte bestimmt wurde, zeichnet sich als die vordringliche Aufgabe die Bewältigung der gotischen Frage ab. Innenpolitisch geht es um die Lösung der religiösen und kirchenpolitischen und des Homoierproblems, d. h. um die Beendigung von Gegensätzen durch eine Wiedervereinigung von immer mehr divergierenden Haeresien. Beides gehört innerlich mehr zusammen als auf den ersten Blick scheint.

Die Chronologie der Ereignisse ist in der Überlieferung allzu gedrängt. Nach Adrianopel (8. August 378) aus Spanien geholt und angereist, muss die Zeit militärischer Bewährung für Theodosius zwangsläufig kurz gewesen sein. Ich halte eine Verwischung mit den Erfolgen als *dux Moesiae Primae* 373 für denkbar. Für möglich halte ich indes nach Pacatus, PANEG. 12,9,1, THEODORET. 5,9,1-2 und ZONAR. 13,17,5 ff. auch, dass Theodosius sich nach der Hinrichtung seines Vaters schon aus Überwachungsgründen am Hofe aufhielt, was zu einer besseren Kenntnis innerhalb des Consistoriums führen und die Zeit des militärischen Einsatzes nach der Katastrophe verlängern konnte.

Doch mit dem bloßen Kompromiss, wie immer man sich diesen vorstellt, war es nicht getan: Es bedurfte in jedem Falle eines langen, behutsam begonnenen und entsprechend fortgeführten Prozesses des Ausgleichs und allgemeiner Stabilisierung, um in einer Verbindung beider Bereiche miteinander die Ordnung eines neuen, christlichen Imperiums zu schaffen, die gewachsen und nicht, wie unter Constantin, überstürzt zu errichten versucht, allein in eine gedeihliche Zukunft wies. Man mochte Kausalitäten deuten wie man wollte: Nachdem am Ende der constantinischen Ära das innere Gleichgewicht verloren gegangen war und hier die nachfolgende Dynastie versagt hatte, durfte es, das lehrte die Erfahrung, bloße Gewaltaktionen und allzu vordergründige Simplizität des offiziellen Vorgehens nicht mehr geben. Im übrigen hatte mit den christologischen Auseinandersetzungen des Jahrhunderts zugleich auch ein Zerfall zwischen Ost und West Gestalt gewonnen und dienten unverkennbar bereits die einschlägigen Glaubensbekenntnisse, besonders im Osten, nicht zuletzt der Artikulation einer sich vertiefenden Imperiumsaversion. Das niceanische Bekenntnis des neuen Kaisers mochte schon

deshalb mit einer möglichen Rückkehr zum Ursprung 325 die besten Ansätze für einen Ausgleich bieten. So wird die Verlautbarung des Theodosius bereits im Februar 380 zur Präponderanz des niceanischen Glaubens, fast ein Jahr noch vor der eigenen Taufe, als ein Programm zu verstehen sein, dessen Verkündigung man erwartete: Die Wiederholung 381 und danach das 2. Ökumenische Konzil bedeuten demgegenüber wohl nur noch die gesetzliche Verankerung und zugleich die notwendige pragmatische Vertiefung. Von einer rigorosen Hektik des Kaisers in diesen Dingen lässt sich von da an nicht mehr reden.

Leppin arbeitet dabei eindrucksvoll die Kriterien einer Integrationspolitik heraus, deren Details einander ergänzen, d. h. die einer allmählichen Homogenisierung, die sich verschiedener Ebenen bedient und zweifellos alle Schichten der Imperiumsbevölkerung – dies besonders im Osten – betraf.

Zur viel erwähnten Stelle bei Gregor von Nyssa siehe S. 67: Sie wird besonders für den Osten zutreffen, ob für das ganze Imperium, ist zu bezweifeln. Zwischen dem Interesse aller Schichten an der christologischen Auseinandersetzung und der Aufhetzung zu Gewaltaktionen, die geeignet waren, alle theologischen Diskussionen aus dem Ruder laufen zu lassen, besteht kein Widerspruch, wie die Ereignisse in Ägypten 391 beweisen, und dies gilt auch noch für das 5. Jh. Auch die von ihm selbst gerühmten Erfolge eines Ambrosius sind weitgehend das Ergebnis entsprechender Menschenführung.

Es bleibt zu fragen, wie weit einen Mann wie Theodosius, den Sohn eines kurz zuvor hingerichteten angesehenen *Magister Militum*, der in seiner Loyalität schon deshalb naturgemäß kaum als vertrauenswürdig anzusehen war, neben einem aktuellen allgemeinen Mangel an militärischen Führungskräften für die Erledigung der erwähnten, jetzt dringend anstehenden Aufgaben ein geeignetes, sattsam bekanntes Naturell dem kaiserlichen Consistorium empfahl. Auch möchte ich annehmen, die vordringliche Konzentration auf das Grundsätzliche erkläre es nicht zuletzt auch, wenn sich unter ihm an der innenpolitischen, wirtschaftlichen und sozialen Struktur des Imperiums wenig ändert, Anordnungen und erlassene Gesetze Neuerungen nur in Nuancen zu erbringen scheinen. Dabei weist eine besonders auffallende Zahl von Wiederholungen und Modifikationen eher auf Schwierigkeiten in der Ausführung hin, denen mit verstärkter Energie nachzugehen angesichts anderer, wichtigerer Aufgaben einfach die Intensität fehlte, was nicht allein den Kaiser sondern die ganze Regierung betraf: Mit dem Erreichten ließ sich innerhalb der gegebenen Strukturen vorerst weiter leben. Für die Kirchenpolitik galt ähnliches, Gründe hierfür gab es viele, und hier wie dort scheint der wichtigste, rigorose Entscheidungen und Gewaltmaßnahmen zu vermeiden. Mit bloßem Lavieren hat dies nichts zu tun: Eine nicht zu übersehende Härte etwa gegen Manichäer wie gegen Apostaten erklärt sich dabei wiederum als ein Politicum, die Behandlung der Juden hingegen scheint bei aller traditionellen Aversion gegen deren Lebensformen als wirklich feindselig nicht

zu deuten, lag hier doch die Taufe als Alternative stets im Bereich des Möglichen (siehe dazu jetzt besonders E. DASSMANN, *Ambrosius von Mailand. Leben und Werk* [Stuttgart 2004] 186). Von hier aus wird es zu verstehen sein, wenn die Behandlung von Heiden mehr an Zeichen von Toleranz und Großzügigkeit an sich hat als die von Haeretikern und eher wohl ein Abwarten andeutet: Der Mangel an qualifiziertem Personal bis in die obersten Spitzen von Heeresleitung und Staatsverwaltung kommt hinzu. Bei all dem mag die erzwungene Buße des Kaisers in den Affären von Callinicum und danach von Thessaloniki diesen als ein Mitglied der christlichen Kirche betreffen. An seiner Stellung oder den politischen Konsequenzen ändert sich dadurch nichts: Dass er dem Bischof im Osten die Wiederherstellung einer Synagoge erließ, entsprach seinem persönlichen Willen, die Rolle eines Ambrosius bestand letztlich doch nur in der Anregung. So ist von einer Reaktion des Theodosius auf die Exzesse in Alexandria nach 391 nichts Erschöpfendes bekannt: Aber trotz dieses scheinbaren Triumphs des Theophilus mit Hilfe eines Massenaufstandes gegen das Heidentum, an einer Ausrottung, ja übermäßigen Repressalien oder selbst einer endgültigen Lösung der christologischen Fragen durch Theodosius dort lassen die Ereignisse danach im 5. Jh. zweifeln, auch wenn sich die Auseinandersetzungen auf eine andere Ebene verlagerten.

Unverkennbar war ein solches Programm allmählicher und damit sicherer Integration auf ein Kalkül mit der Länge der Zeit und einen Gewöhnungsfaktor hin angelegt: In seinen Rahmen gehörten eine Toleranz allen Verhaltens, Gewährenlassen einschließlich von Milde in der Durchführung aller Anordnungen wie der Menschenbehandlung im einzelnen, die Praxis von Ausnahmen wie Modifikationen und die Anpassung an Gegebenheiten. Ich halte für denkbar, dass von hier aus auch gelegentliche Gegensätze und Kontroversen mit Ambrosius resultierten (dazu DASSMANN a. a. O. 59) und dass dieser in der Perspektive nächster persönlicher Nähe gerade hier Gefahren, zumindest unnötige Verzögerungen sah, die im Weltlichen wie im Religiösen die erhoffte Entwicklung allzu leicht wieder durcheinander bringen und insbesondere den Christianisierungsprozess über Gebühr aufhalten, zumindest beeinträchtigen konnten. Zweifel bezüglich der Postulate der Herrschertradition, der der Kaiser, obzwar Mitglied der christlichen Kirche, verpflichtet war, kann es für den Bischof freilich dennoch gegeben haben, der Zwiespalt, der für ihn daraus erwuchs, beschäftigte ihn, den eigenen Zeugnissen besonders in den Trauerreden auf Theodosius nach, sein Leben lang.

Die religiöse Integration betraf alle Teile der Imperiumsbevölkerung. Die eigentlichen Kontrahenten und Gesprächspartner des Kaisers freilich waren, analog den Verwaltungsbeamten und militärischen Befehlshabern, eindeutig die Bischöfe, deren Funktionen überdies seit Constantin ja eine für alle Ebenen gültige Verwicklung in die öffentlichen Angelegenheiten nicht ausschlossen. Sind die die Kirche betreffenden Gesetze demnach in

jedem Falle zugleich ein *Politicum*, so lässt sich eine Institutionalisierung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche bzw. deren Vertretern wie auch der Umfang der Einwirkung aufeinander dennoch nicht eindeutig bestimmen, sieht man von Synoden und Konzilien ab. Intensität, Milde wie die Zurücknahme von Anordnungen als Zeichen einer bewusst geübten Toleranz sind im einzelnen schwer zu begründen, doch was sich dabei als Schwäche zu erweisen scheint, muss hier wie dort einem Prinzip und pragmatischen Erwägungen dazu entsprechen, wobei man hinnahm, dass vieles an offiziellen Verlautbarungen dann den Charakter eines bloßen *Pronunciamentos* gewann. Andererseits zeigen einzelne Gesetze, dass die allzu leicht ausartende Teilnahme unterer Schichten der Bevölkerung wie der Mönche, dabei einer rigorosen Kontrolle unterlag. Zeugnisse über die kaiserliche Reaktion zu den unkontrollierten Aktionen des Theophilus in Alexandria nach 391 analog etwa zu den ersten Anordnungen des Theodosius in Thessaloniki fehlen. Sie wären auf jeden Fall zu spät gekommen und hätten neue Schwierigkeiten erbracht. Was bei all dem freilich in der Missionierungspolitik noch zu tun übrig blieb, vorerst aber offenkundig vermieden wurde, zeigen noch im 6. Jh. in der Nähe der Hauptstadt die Nachrichten über die Tätigkeit des Johannes von Ephesus.

Allzu wenig auch wissen wir vom Umfang des noch vorhandenen heidnischen Substrates und dessen Anteil an der Imperiumsbevölkerung dieser Zeit. Doch auch dies ist bezeichnend. In den höchsten Stellen des Imperiums spielte die Frage nach dem Heidentum unter den Amtsinhabern eine geringe Rolle, was sich mit Konzessionen an deren barbarische Herkunft erklärte, die eine allmähliche Christianisierung mit der Zeit nicht ausschloss: Bezüglich der Imperiumsbevölkerung ließ man sich, wie angedeutet, Zeit bis zur Aufhebung von Heiligtümern und entsprechenden Institutionen. Am Ende steht das Verbot von Kulte auch im privaten Bereich. Es scheint, dass man allzu rigoroses Vorgehen für überflüssig erachtete, erwies sich der Heidenbegriff doch als vielschichtig und gerade in solcher Schwäche nicht zuletzt deshalb wohl als dankbares Objekt für die Missionierung. Ein wirklich dezidiertes, konsequentes Antieidentum vermag ich über verbale Artikulation hinaus denn auch nicht einmal bei Ambrosius zu erkennen.

Die Außenpolitik des Theodosius wird aus einem analogen Zusammenhang zu verstehen sein, mochten sich auch gerade zu dieser Vorbilder und Modelle aus früherer Zeit aufdrängen. Sie ist indes von einer zentralen Bedeutung. Zwar gibt es für die Demographie des Imperiums für diese Zeit ein erschöpfendes Bild nicht (eindrucksvoll dazu S. 45 ff.). Doch scheint ein Jahrhundert hindurch anhaltender Entvölkerungsprozess in beiden Imperiumshälften unverkennbar, der weder durch die bekannten Sicherungsmethoden zur Ernährung im Agrarischen noch durch den Ausbau sozialer Hilfsmöglichkeiten etwa der christlichen Kirche seit spätestens Constantin aufzuhalten war. So kam an der Intensivierung einer seit Augustus zur Tradition gewordenen Barbarenaufnahme als *conditio sine qua non* in

entvölkerten Gebieten nach 378 Theodosius kaum vorbei: Dass er dabei 382 die bekannten, längst entwickelten Modalitäten benutzte, war selbstverständlich, die Quellen bieten an Zeugnissen gerade genug. Die Überlieferung freilich bedient sich zur Darstellung dieser Ereignisse einer irreführenden Terminologie: Kann es sich im vorliegenden Falle keineswegs mehr um Verträge (*foedera*) analog etwa zu dem Gotenvertrag von 332 gehandelt haben, zu denen die in einzelne Haufen auseinander fallende Gotenmasse ohne offensichtlich eigene Führung als Kontrahent gar nicht mehr in der Lage war, so kommt für diese wohl nur die Dedition in Frage.

Zur Geschichte des *foederati*-Begriffes siehe jetzt R. SCHARF, *Foederati. Von der völkerrechtlichen Kategorie zur byzantinischen Truppengattung* (Wien 2001) bes. 21 ff. Muss die *deditio* für alle in welcher Zahl und unter welchen Umständen immer ins Imperium aufgenommenen gegolten haben, so waren von vornherein Absprachen und Bedingungen im einzelnen denkbar (dies möglicherweise nach dem traditionellen Rechtsprinzip der *deditio in fidem*). An Modifikationen, für beide Seiten günstig, müsste das Imperium denn besonders 382 interessiert gewesen sein. Zur Begriffsverschiebung freilich danach siehe JORD. *Get.* 28,145.

Auch diese Begriffsverschiebung ist nicht neu: Sie müsste auf die Gewährung eines laetenartigen Status abgezielt haben mit unterstützter Ansiedlung, geförderter Bodenbebauung, möglicherweise unter Erbzwang, mit weiterer Förderung, doch militärischem Einsatz nach Bedarf und, bei aller Abgrenzung von der Imperiumsbevölkerung, den Aussichten auf Integration für Einzelne und ihre Familien. Bereits früher, zwischen 332 und 376, übergetretene Elemente unter ähnlichen Bedingungen, als Einzelne oder ganze Gruppen, mochten zum Teil zumindest ihre Karriere hinter sich haben und stellten jetzt geeignetes Führungsmaterial bis in höchste Ränge, was neben Abbau von Restriktionen und Heiratsverbot auch die Gewinnung von Bürgerrecht involvierte. Besondere Bedingungen mochten jetzt für die Mitglieder der Schicht der westgotischen *λογάδες* gelten, denen man schon aus personellen Gründen eine Sonderrolle analog ihrem früheren sozialen Rang zugestand.

Ein besonders drastisches Beispiel für entsprechende Möglichkeiten etwa wäre Magnentius mit seiner Karriere (*Prosopography* a. a. O. I 532). Zu Promotus siehe S. 146, vgl. auch S. 158 zu Butherich und seinem gotischen Verband. In entsprechenden Rahmen gehörten wohl Gainas, Eriulf, Fravitta und auf der anderen Seite die Familie von Bauto und Arbogast., siehe dazu bes. JOH. ANT. fr. 137M, wonach selbst auf die Möglichkeiten entsprechender Dynastiebildung unter solchen Elementen zu schließen wäre: Zu Eudoxia, der späteren Kaiserin, siehe PHILOSTORG. 11,6; ZOS. *hist.* 5,3,2 und allgemein *Prosopography* a. a. O. I 159 f. Zur *deditio* 382 siehe OROS. *hist.* 7,34,7; LIBAN. *or.* 19,16: ... *δεσπότην ... δούλων εὐνων ...*; THEM. *or.* 16,209A: ... *εἶποντο ... ἀνθ' ἱκετηρίας*; PACATUS, Paneg. 12,22,7 ... *servitum* ...; Marc. Com. ad 382 (Chron.

Min. 2,261); ConsConst. 386 (Chron. Min 1,243). Zur Barbareneingliederung siehe immer noch J. Straub, zuletzt in: *Regeneratio Imperii I* (Darmstadt 1972) 213 ff., der den polyethnischen Charakter der Masse Aufgenommener betont. Zu deren Zerfall siehe besonders AMBR. 10,9; 20,12; ZOS. *hist.* 4,25,2; GREG. NAZ. *epist.* 136 (PG 137,322); Chron. Min. 3,526; JOH. ANT. fr. 190M; EUN. fr. 80M (dessen Verwendung des Foederatenbegriffs besagt wenig fr. 47; 52, gleiches wird gelten für HYDATIUS ad 382 [Chron. Min. 2,15: ... *pace se tradent* ...], THEM. *or.* 16,199C: ... *παρέδωκε* ...). Der mehrfach verwendete *σὺμμαχος*-Begriff bezieht sich nicht auf den Rechtsstatus. Zur theodosianischen Zukunftsweisung siehe LIBAN. *or.* 30,5; THEM. *or.* 16,211C; 34,24; SYNES. *epist.* 21; 25; ZOS. *hist.* 4,20,5. – Zur gotischen Sozialstruktur s. bes. E. A. THOMPSON, *The Visigoths in the time of Ulfila* (Oxford 1966) *passim*, bes. 43 ff. Unklar sind die Hintergründe für die Rolle des Alarich, von dem Balthengeschlecht ist mehr als der Name kaum bekannt. Doch wäre möglich, dass er bereits vor 394 unter den Angesiedelten von 382 unter römischer Aufsicht eine herausgehobene Rolle spielte. An der Inszenierung von Aufständen indes zweifle ich, ZOS. *hist.* 4,48 erwähnt ihn nicht, Claudians Andeutungen ergeben nichts an konkreten Nachrichten, vgl. *Prosopography* a. a. O. I 43 f.

Die Gewinnung eines neuen Bevölkerungssubstrates im Balkangebiet und an gefährdeter Grenze führte, Freiwillige ausgenommen, offensichtlich 386 dann zur Schonung des schwer dezimierten westgotischen Elementes. An seinem 394 am Frigidus praktizierten Genozid zweifle ich. Die unter dem Gotennamen von da an wieder aufgebrochene Masse ehemaliger Dediticier verschiedenster Herkunft, Hunnen eingeschlossen, begegnet in der pseudostaatlichen Organisation eines Barbarenstaates nun erstmals auf römischem Boden als neuartiger Kontrahent und Vertragspartner des Imperiums, besonders nachdem Stilicho in schwer zu verstehender Loyalität gegenüber dem Kaiserhaus, aber dennoch gemäß einer Vormundschaftsrolle, die ganz im Sinne der theodosischen Maxime die bereits vorhandenen Gegensätze auszugleichen suchte, auf die Vernichtung Alarichs verzichtet hatte.

Als einen Grund für die weitere Entwicklung und zuletzt die Gotenansiedlung im Westen nehme ich nicht zuletzt das Trauma von 376 und die bereits drohende allmähliche Herausbildung einer mehr und mehr sich zentralisierenden hunnischen Macht an der nördlichen Grenze an. Das überlieferte ständige Hin und Her an dieser Grenze und die allgemeine Labilität, die nach 382 blieb, erkläre ich mir aus den nach wie vor anhaltenden bevölkerungspolitischen Absichten des Kaisers: Den zukunftsweisenden Aspekt und das gewollt Modellhafte in der Behandlung der Gotenfrage zeigt nicht zuletzt die Consulaterhebung des Saturninus 383 (siehe dazu bes. DASSMANN a. a. O. 266 ff.). War es bei all dem mit einem Barbarenhass im Sinne Ammians nicht mehr getan, so mochte wohl die erwähnte Barbarenaversion auch eines Ambrosius nicht zuletzt auf dem Haeretiker-

tum dieser Neuankömmlinge beruhen. Demgegenüber ließe sich die Heranziehung eines Ulfila (zu Palladius 380 siehe DASSMANN a. a. O. 80) durch Theodosius ab 383 als erster Schritt für eine Gewinnung zum Niccanum und demnach als ein Integrationsversuch verstehen, der nicht zuletzt auch einem Abbruch der ambrosianischen Vorbehalte diene: Fanatisches Festhalten am arianischen Glauben unter den neuen Dediticiern war zweifellos nicht zu erwarten und intensive Missionierung aussichtsreich.

Auch hier machte der vorzeitige Tod des Theodosius viele Hoffnungen zunichte. Alles in allem wohl war in den neunziger Jahren mit der erreichten dynastischen Geschlossenheit wenn nicht die Vollendung so doch eine erfolgreiche Annäherung an die ins Auge gefassten Ziele und eine bessere Effektivität der Imperiumspolitik in den Bereichen zu erwarten, um die es bei der Ernennung 379 gegangen war, und bestand die Hoffnung, von dem Erreichten aus auch anderes in den Gesichtskreis seines verwirklichten Programmes einzubeziehen. Ungeklärte Fragen in den Randzonen ließen sich als unwichtig sehen und auch von einem antiniceanischen Haeretikerum war großer Widerstand nicht mehr zu erwarten, der gefährliche politische Folgen nach sich zog.

So kann von einem stets einsatzbereiten, dem König loyalen Heer in Persien angesichts der dort herrschenden feudalen Staatsstruktur keine Rede sein, wobei gerade um diese Zeit die Bedrohung des Reiches an anderer Stelle eine Rolle spielte. Zudem hatten die anhaltenden Kriege eines Sapor II. zweifellos zu einer Schwächung geführt, die erst in den nächsten Generationen sich aufholen ließ. Die Angriffe des folgenden Jahrhunderts erklären sich demgegenüber eher aus der Schwäche Ostroms.

Die Gegensätze im 5. Jh. haben andere Grundlagen. Es ist zu vermuten, dass, von hier aus gesehen, Theodosius selbst in der Ausschaltung Valentinians II. eine Erleichterung empfand. Zu fragen, ob er nach 395 zu der notwendig gewordenen Rigorosität imstande gewesen wäre, um die beiden Imperiumshälften zusammenzuhalten, ist müßig, die neue, das Erreichte schnell zerstörende Kräftekonstellation ist erst die Folge seines allzu frühen Todes.

Verstehen lassen sich solche Erwägungen freilich nur unter Verzicht auf Spekulationen lediglich zu Mentalität und charakterlichen Eigenschaften des Kaisers als allein bewegendem Faktor (siehe bes. S. 231 ff.). Beides kann zu einer Erklärung nicht ausreichen. Es war genau genommen doch die pragmatische Anpassung an die Umstände, die bei Lebzeiten für ihn und für die Zeitgenossen gezählt haben kann, von den Lehren abgesehen, die sich aus den Erfahrungen der unmittelbaren Vorgänger ziehen ließen. Mit dem generellen Kultverbot (siehe dazu DASSMANN a. a. O. 239) von 392 und danach den Ergebnissen der Schlacht am Frigidus war eine Etappe erreicht, die dem Kaiser am Ende seines Lebens zu Zukunftshoffnungen Anlass bot. Die Zeugnisse von Selbstdarstellung (Münzen, Missorium S. 107 ff., Obelisk auf dem Theodosiusforum, von Leppin ebenso sorgfältig

wie einleuchtend in ihrer dynastischen Programmatik interpretiert) ließen sich dafür als Bestätigung verstehen, für das Forum selbst gilt das gleiche. Die persönlichen Eigenheiten erscheinen bei all dem wohl als eine Voraussetzung für seine Art des Herrschens und bereits auch für seine Erhebung. Sie werden überdies in den Gesetzen und deren Formulierung im einzelnen indirekt noch besser sichtbar als in der historischen oder kirchenhistorischen Überlieferung, die naturgemäß einseitig bleibt, dies auch bei Ambrosius, oder aber in den erhaltenen Reden eines Libanios oder Themistios: In ihnen allen freilich verbindet sich das Postulat der *φιλανθρωπία* als die persönliche Voraussetzung wie zugleich die Rechtfertigung der christlichen Herrschaft mit einer römischen Tradition, auch wenn es bei Lebzeiten nicht mehr dazu kam, dieser, wie von den Autoren erwartet, nunmehr angesichts veränderter Umstände wirklich bereits einen neuen Sinn zu geben. Die Verbindung von Hoffnungen und Realität gerade für Theodosius in solcher zeitgenössischer Darstellung wäre ein dankbares Objekt für künftige Forschung (siehe dazu immer noch STRAUB a. a. O. 195 ff.; 201 [bes. zu THEM. or. 19,229B]). Zu Variationen des Gedankens schon zuvor siehe S. 205).

Die Dokumentation im Anmerkungsteil ist erschöpfend. Sie mag, wie angedeutet, zu weiterer Beschäftigung anregen. Ein Siglenverzeichnis wäre angesichts des zu erwartenden Leserkreises wohl angebracht, und gleiches gilt für einen in sich geschlossenen Überblick über die benutzten zeitgenössischen Quellen.

Bezüglich des Glossars gesteht Leppin kaum zu lösende Aporien zu Interpretation und Übersetzung der Termini in andere Sprachen ein. Dies gilt insbesondere für die christologische Auseinandersetzung bestimmender Gottesbegriffe und deren Inhalt. Zu lösen freilich ist das Problem für Spätere erschöpfend kaum mehr: Ergab doch überdies ein Mangel an Sprachkenntnissen bereits im 4. Jh. Fehldeutungen und damit eine Verständnislosigkeit, die sich mit der Zeit vertiefte und schließlich zur Trennung zwischen dem Osten und dem Westen führten. Verwirrend indes scheint der Versuch einer Scheidung zwischen *ὁμοιος* und *ὁμοούσιος*, (»ähnlich«, »wesensähnlich«, siehe dazu jetzt DASSMANN a. a. O. 61 ff.): Eine Definition des homoiousianischen Glaubens fehlt leider. Im Literaturverzeichnis hätte man sich noch gewünscht J. R. PALANQUE, *Saint Ambroise et l'Empire romain* (Paris 1933); A. H. M. JONES, *The decline of the ancient world* (London 1966) (in vielem dessen großes Werk ergänzend); R. WENSKUS, *Stammesbildung und Verfassung*² (Köln 1977) (auch wenn dort der Name Theodosius nicht aufscheint). Allgemein zur Barbarenintegration siehe jetzt den von W. Pohl besorgten Sammelband »Kingdoms of the Empire« (Leiden 1997). Auch auf W. HARTKE, *Die Kinderkaiser* (Berlin 1951), lässt sich kaum verzichten. Wesentliches an behandelten Gedanken findet sich auch bereits bei Gibbon.

Bei der S. 65 erwähnten Constantia muss es sich um Constantia II. (Tochter Constantius' II., Gattin des Gratian, gest. um 380, Prosopography a. a. O. I 221) handeln, nicht um die 354 in Bithynien verstorbene

Tochter Constantins und Gattin des Gallus (zum Namen freilich ebd. I 222), nach AMM. 21,1,5 bei Rom begraben: Von ihr verlautet danach nichts mehr. In Begleitung des Honorius (S. 222) kann nicht mehr dessen Mutter Aelia Flaccilla (gest. 386) gewesen sein. Der Rombesuch des Theodosius fällt in das Jahr 389 (S. 144), die Zahl 388 (S. 222) wäre danach zu korrigieren.

Bonn

Gerhard Wirth

Corpus Inscriptionum Latinarum XVII pars 4 fasciculus 1: Miliaria provinciarum Raetiae et Norici, ediderunt ANNE KOLB, GEROLD WALSER †, GERHARD WINKLER, EDENDA CURAVERUNT MANFRED G. SCHMIDT, ULRIKE JANSEN. Verlag Walter de Gruyter Berlin, 2005, 122 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 2 Karten.

Der hier anzuzeigende erste Faszikel von CIL XVII 4 markiert die erfolgreiche Wiederaufnahme eines Editionsprojekts, das in den ausgehenden fünfziger Jahren von Gerold Walser ins Leben gerufen wurde. Geplant war, unter der neu geschaffenen Reihenzählung XVII alle Miliarien des Römischen Reiches zu sammeln, einer konkreten Reichsstraße zuzuordnen sowie unter Heranziehung der Informationen aus der *Tabula Peutingeriana* und dem *Itinerarium Antonini* zu edieren. Personelle Verstärkung erhielt Walser vor allem durch Thomas Pékány, René Thomann, Ingemar König und Heinz E. Herzig. Die meisten dieser Namen sind heute fest mit der Erforschung römischer Straßen unter epigraphisch-historischen Gesichtspunkten verbunden. Neben dem engeren Mitarbeiterstab konnte Walser auch international Epigraphiker wie beispielsweise Pierre Salama für Nordafrika oder David F. French für Kleinasien gewinnen. Der solide Grundstein war gelegt.

Im Jahr 1986 erschien dann der von Walser maßgeblich mit bearbeitete und redaktionell betreute erste Band der neuen CIL-Reihe: XVII 2. Dieser umfasste die Miliarien der gallischen und der germanischen Provinzen, der Narbonensis sowie der angrenzenden kleineren Provinzen der Westalpen. Danach geriet das Editionsprojekt ins Stocken. 1994 übernahm Anne Kolb in Zusammenarbeit mit Walser die Koordination des Gesamtprojekts, das sie seit 2000 als alleinige Kuratorin weiterführt. In ihrem Kolloquiumsbeitrag »Römische Meilensteine: Stand der Forschung und Probleme«. In: R. FREI-STOLBA (Hrsg.), Siedlung und Verkehr im Römischen Reich. Römerstraßen zwischen Herrschaftssicherung und Landschaftsprägung. Akten Koll. Bern 2001 (Bern u. a. 2004) 135–155, legte sie erstmalig einen Überblick über den Stand des Projekts sowie den Umfang des Materials vor. Einzelaspekte speziell zu CIL XVII 4 fasste sie in »*Raetia, Noricum und Dalmatia: Forschungen zu den römischen Straßen und Meilensteinen*«. In: »Alle Wege führen nach Rom ...«. Internat.

Römerstraßen-Kolloquium Bonn. Mat. Bodendenkmalpf. Rheinland 16 (Pulheim Brauweiler o. J. [2005]) 215–224, kurz zusammen.

Charakteristisch für die Walsersche Editionstätigkeit war das Abpausen der kaiserlichen Formulare auf transparente Folie, ein Verfahren, das sich für den späteren Druck als Vorlage bestens eignete (hierzu G. WALSER, Die Reproduktion von Meilenstein-Inschriften. In: Acta fifth Internat. Congress Greek and Latin Epigraphy Cambridge 1967 [Oxford 1971] 437–442). Mittels dieses Verfahrens kann man den Inschriftentext von seinem runden Untergrund anschaulich in das CIL transferieren. Obwohl diese Kopiertechnik stark von der »interpretierenden« Abzeichnung des jeweiligen Epigraphikers abhängig ist, hat sie sich als Dokumentationsverfahren durchgesetzt und ist heute in allen gängigen Abhandlungen über Meilensteine gebräuchlich. Auch der neue CIL-Band XVII 4 Fasc. 1, der die Miliarien der Provinzen Raetien und Noricum beinhaltet, baut auf dieser Abzeichnungstechnik auf. Hatte Walser in CIL XVII 2 seinen Inschriftenlesungen lediglich eine Folienabzeichnung oder bei verlorenen Exemplaren die ältere Darstellung aus CIL XII/XIII beigelegt, so ist der neue CIL-Faszikel hinsichtlich der Inschriftendokumentation geradezu opulent ausgestattet: Neben zahlreichen Folienabzeichnungen bietet er eine Fülle von Fotografien, die zur Verifizierung der jeweiligen Lesung gewinnbringend herangezogen werden können. Die Nutzung dieser deutlich verbesserten Abbildungsmöglichkeiten stellt den größten qualitativen Gewinn von CIL XVII 4 Fasc. 1 gegenüber XVII 2 dar. Natürlich schlägt sich diese bildtechnische Ausstattung auch im Umfang nieder. Benötigte Walser in CIL XVII 2 für seine 676 Nummern 261 Seiten, so sind es in XVII 4 Fasc. 1 stattliche 120 Seiten bei 229 Meilensteinnummern. Die Behandlung eines Steines umfasst bisweilen eine ganze Seite, da teilweise zwei Fotos einer Inschrift mit der Folienabzeichnung, einer umfassenden Kommentierung und reichhaltigen Literaturangaben kombiniert werden. Eher beiläufig dokumentieren die zahlreichen Abbildungen, inwieweit in späterer Zeit Miliarien sekundär verwendet wurden (kannelierte Säulen, Heiligenhäuschen) oder ob die Steinsäule mit einem quaderförmigen Sockel bzw. einem angespitzten unteren Ende ausgestattet ist.

Der Aufbau des neuen Editionsbandes orientiert sich an der Struktur von CIL XVII 2. Einleitend findet sich ein *conspectus miliariorum* (S. IX–XVI; ältere Edition, Fundort, Aufstellungsort, Kaiser, Zählpunkt usw.) sowie eine beachtliche Bibliographie (S. XVII–XXVII). Auch die Zusammenstellung des epigraphischen Materials erfolgt nach der aus CIL XVII 2 bekannten Struktur. Nach Straßen geordnet leitet eine kurze Beschreibung in die jeweilige Trasse ein, falls vorhanden werden die entsprechenden Angaben aus der *Tabula Peutingeriana* und dem *Itinerarium Antonini* herangezogen. Abgerundet wird die Darstellung durch eine streckenspezifische Bibliographie sowie eine Karte, die den jeweiligen Streckenverlauf veranschaulicht. Bei der Kommentierung der einzelnen Miliarien ist es äußerst hilfreich, dass kon-

sequent die Angaben aus L'Année Épigraphique zitiert werden.

Der erste Abschnitt mit den raetischen Meilensteinen basiert auf den Vorarbeiten Walsers, die dieser bereits in zwei vorangegangenen kürzeren Arbeiten publiziert hatte: Die römischen Straßen in der Schweiz 1. Die Meilensteine. Itinera Romana 1 (Bern 1967); Die römischen Straßen und Meilensteine in Raetien. Kleine Schr. Kenntnis röm. Besetzungsgesch. Südwestdeutschlands 29 = Itinera Romana 4 (Stuttgart 1983). Unterstützt wurde Walser bei diesen Arbeiten durch Max Imhof, auf den unter anderem zahlreiche Inschriftenabzeichnungen zurückgehen. Hierauf aufbauend hat Kolb seit der Mitte der neunziger Jahre die Miliarien Raetiens nochmals eingehend aufgearbeitet und um die Neufunde ergänzt. Insgesamt umfasst dieser erste Abschnitt 73 Nummern. Ein Vergleich der Lesungen bei Walser in seiner Publikation von 1983 mit der Version im CIL belegt anschaulich, wie intensiv Kolb sich des Materials angenommen hat. Exemplarisch sei nur auf die Nr. 16 in der Walserausgabe von 1983 im Vergleich zu CIL XVII 4, 7 oder auf Walser-Nr. 47 und CIL XVII 4, 54 verwiesen. Gerade im zweiten Fall zeigt sich, wie hilfreich eine zusätzliche Fotografie ist. Erfreulich ist in diesem Zusammenhang, dass die Überarbeitungsschritte in den Folienabzeichnungen auch mit Namen dokumentiert sind. Etwas eingehender soll hier der berühmte Claudiusstein von Rabland (CIL XVII 4, 1 = V 8003) kommentiert werden. Kolb weist dieses Exemplar in Übereinstimmung mit der Forschung der Provinz Raetien zu. Diese Ansicht scheint mir mittlerweile keineswegs mehr völlig sicher. Die Textaussage der Inschrift (vgl. auch CIL V 8002 = ILS 208) ist aufgrund ihrer politischen Botschaft klar auf die oberitalischen Zeitgenossen des Jahres 46 ausgerichtet. Diese Annahme wird auch durch STRAB. 4,6,6 p. 204 gestützt. Demnach spricht einiges dafür, dass der Fundort, der vermutlich dem Aufstellungsort in etwa entsprochen haben wird, den Grenzpunkt der italischen Regio X zum benachbarten Raetien markierte.

Der umfangreichere zweite Abschnitt des CIL-Bandes mit 156 Steinen wurde von Gerhard Winkler bearbeitet. Dieser hat seit Anfang der siebziger Jahre die Meilensteine in Noricum aufgenommen und sich seitdem in zahlreichen kleineren Studien zu einzelnen einschlägigen Problemen geäußert. Wie Walser legte auch er die Miliarien seines Untersuchungsraumes bereits in einer kleineren Arbeit vor: Die römischen Straßen in Noricum – Österreich. Schr. Limesmus. Aalen 35 = Itinera Romana 6 (Stuttgart 1985). Jedoch fehlten hier vor allem die einzelnen Meilensteininschriften. Speziell bei seiner Einleitung zur Route XV *Via ab Aquileia Aguntum et in Raetiam*, die über den Plöckenpass führt, wäre es wünschenswert gewesen, wenn Winkler aus seiner 1985-Publikation die Detailkarte des Passes (ebd. S. 41) der Übersichtskarte der Reichsstraße im CIL-Band auf S. 86 hinzugefügt hätte. Auch die Texte der Inschriften (CIL V 1862 = ILS 5885; CIL V 1863 = ILS 5886; CIL V 1864), die sich an diesem Pass befinden und einen

direkten Bezug zur Straße haben, hätten ein Mehr an Informationen in der Streckenbeschreibung bedeutet. Generell ist es positiv, dass Winkler in seinem Editionsenteil im Zuge jeder dieser Straßenbeschreibungen eine Übersicht der Miliarien nach Kaisern geordnet beigibt.

Einen Abschluss findet der Band in zwei farbigen Karten, die jeweils das raetische und norische Straßennetz anhand der Miliarien, der *Tabula Peutingeriana* und des *Itinerarium Antonini* wiedergeben. Ein Desiderat ist das Register, welches wohl erst im letzten Faszikel von CIL XVII 4 zu erwarten ist. So wird man sich bis zum Abschluss des CIL XVII 4 mit den Angaben aus dem *conspectus miliariorum* und den Konkordanzen auf S. 121 f. (CIL III – XVII; AE – CIL XVII; ILS – CIL XVII; ILLPRON – CIL XVII) begnügen müssen.

Insgesamt zeigt dieser gelungene Faszikel, dass das von Gerold Walser einmal mit großem Elan begonnene Editionsprojekt nicht wie viele andere internationale Vorhaben gleichen Umfangs nach einigen Jahrzehnten eingeschlafen ist, sondern unter der Leitung von Anne Kolb erfolgreich reaktiviert werden konnte. Erfreulich ist auch, dass sich trotz der guten Ausstattung der Preis – für CIL-Verhältnisse – auf einem angenehmen Niveau befindet. Die Renaissance des CIL-XVII-Projekts ist geglückt!

Bonn

Michael Rathmann

YANN LE BOHEC, *Inscriptions de la cité des Lingons. Inscriptions sur pierre, Inscriptiones Latinae Galliae Belgicae*. 1. *Lingones*. Comité des travaux historiques et scientifiques: Mémoire de la section d'archéologie et de l'histoire de l'art 17, Paris 2003, 368 Seiten, 297 Abbildungen.

Seit der Publikation des *Corpus Inscriptionum Latinarum* vor einhundert Jahren gibt es nicht nur zahllose Neufunde, sondern auch eine fortdauernde Neuinterpretation des epigraphischen Befundes. Yann Le Bohec schließt mit seiner Inschriftensammlung eine wichtige Lücke in der Neuedition lateinischer Inschriften aus Gallien, die bereits durch die *Inscriptions latines de Narbonne* (ILN) und *Inscriptions latines d'Aquitaine* (ILA) in den letzten Jahren sehr weit vorangeschritten ist. Dieser Band über die Lingonen soll den Auftakt bilden, die lateinischen Inschriften der Provinz *Belgica*, dem Beispiel von ILA und ILN folgend, *civitas* für *civitas* zu publizieren, obwohl gerade die Zuordnung der Lingonen zur *Belgica* nicht unumstritten ist, denn sie gehörten lange Zeit zur *Germania Superior*, während Strabo sie sogar in die *Lugdunensis* verpflanzte. Aus dieser Region um Dijon und das *caput civitatis* Langres stellt Le Bohec mehr als 600 Inschriften in diesem 368 Seiten starken Band vor; die bisher letzte, sehr komprimierte Zusammenstellung, ist das Werk von P. DRIOUX, *Les Lingons*, aus dem Jahr 1934. Welch enorme Arbeit in der Realisierung dieser

Neuedition steckt, zeigt sich allein schon daran, dass Le Bohec persönlich weit über 300 Inschriften vor Ort studiert und viele davon auch fotografiert hat. Lesung und Interpretation der vielen fragmentierten und kaum entzifferbaren Inschriften stellt jeden Epigraphiker vor eine ganz besondere Herausforderung.

Um ein Gesamtbild über eine römische *civitas* zu erhalten, wäre es ein Desiderat einer Inschriftensammlung, alle lateinischen Inschriften, auch jene auf anderen Materialien (Keramik, Bronze usw.), aufzunehmen, auch wenn sie das Thema von Spezialcorpora sind (z. B. Meilensteine in CIL XVII). Da sich Le Bohec ausschließlich auf die lateinischen Steininschriften der Prinzipatszeit (1.–3. Jh.) beschränkt, fehlen selbst die Inschriften aus der Zeit ab Diokletian bzw. frühchristliche Inschriften. Eine Auswahl einiger dieser für die Geschichte der Lingonen wichtigen Inschriften wird dem Leser im Anhang immerhin in Kurzform zur Verfügung gestellt, doch gibt es meist außer dem Inschriftentext und einem Hinweis auf Standardliteratur keine weiteren Informationen. Die Anhänge behandeln die Falsae (F1–F10), die Inschriften auf Metall (M1–M26), eine unkommentierte Auswahl an Graffiti auf Ziegeln aus dem militärischen Kontext (D1–D15) und Meilensteine (B1–B9). Anhang V gibt das »Testament du Lingon« im Originaltext mit französischer Übersetzung wieder, wobei auf eine Würdigung des Textes und einen kritischen Kommentar zugunsten eines Hinweises auf Le Bohecs Konferenzakten von 1990 zum gleichen Thema verzichtet wird (neuere Publikation von U. EGELHAAF-GAISER, Träger und Transportwege von Religion am Beispiel des Totenkultes. In: W. SPICKERMANN (Hrsg.), Religion in den germanischen Provinzen Roms [Tübingen 2001] 225–257).

Das Buch beginnt mit einer relativ knappen Einleitung (9–30), in welcher der Autor über die Geschichte der Lingonen und der Provinzgrenzen ebenso berichtet wie über die Datierungskriterien von Inschriften (s. u.) und die Formen der Grabdenkmäler (20–23), gefolgt von einer knappen Auswertung der Inschriften und ihrer Aussagefähigkeit über die *civitas* der Lingonen (25–27).

Auf den folgenden 300 Seiten finden wir den eigentlichen Inschriften-Katalog. Die einzelnen Einträge bestehen sowohl aus einer (ungewohnten) Majuskel- als auch der üblichen Minuskeltranskription, gefolgt von einer französischen Übersetzung, Foto, Fundumständen, Aufbewahrungsorten, Dimensionen, Publikationsorten und einem größtenteils onomastische Probleme behandelnden Kommentar sowie einem Hinweis auf die Datierung. Nicht nur, dass die Anordnung ungewohnt ist, es werden auch grundsätzliche Informationen nur unregelmäßig gegeben, was den Leser dazu zwingt zu recherchieren, ob z. B. ein Stein verschollen oder zerstört ist, wenn die betreffende Information fehlt.

Der relativ günstige Preis von € 39 hat sich wohl in der Qualität der Präsentation niedergeschlagen, woran der Verlag sicherlich eine Teilschuld hat. Am deutlichsten merkt man das bei den Abbildungen. Da es nur für die Hälfte aller Inschriften eine Abbildung gibt, ist es um so bedauernder, dass auf vielen Photos nur

wenig zu erkennen ist: Oft ist die besprochene Inschrift sehr klein im Hintergrund abgebildet (z. B. auf den Abbildungen zu Nr. 48, 73, 89, 134 usw.). Doch wenn auf einem Photo nichts erkennbar ist, wie auf dem von Inschrift Nr. 144, hätte eine aktuelle Zeichnung oder ein Abklatsch Abhilfe geleistet. Viele Abbildungen sind unterhalb des Inschriftenfeldes abgeschnitten, so dass man die von Le Bohec beschriebenen Darstellungen nicht sehen kann (z. B. Nr. 2; 5; 18; 82; 83; 147). Einige Photos sind undeutlich (z. B. Nr. 6; 74; 110; 153), andere überbelichtet (z. B. Nr. 55; 112; 134). Teilweise werden auch Zeichnungen aus alten Manuskripten abgebildet – oft unsere einzige Quelle bei verschollenen und zerstörten Inschriften. Aber warum wird eine überholte Zeichnung abgedruckt, wenn der Autor den Stein selbst gesehen und die Lesung erheblich korrigiert hat (Nr. 556)? Die Karten sind nützlich, aber zu schematisch, und es mangelt ihnen an Qualität (Abb. 3–4; 19 bis; 90; 104; 120; 148).

In den 626 Einträgen finden sich eine Reihe von Ungenauigkeiten, die den Benutzer dieses Bandes irritieren. So nennt Le Bohec nur unregelmäßig den Fundort, die Fundumstände, das Jahr der Auffindung oder den aktuellen Aufbewahrungsort (z. B. Nr. 10; 25; 26; 28 f.). Da es in diesen Fällen auch keinen Hinweis »perdue« gibt, kann man nur vermuten, dass die Inschriften nicht mehr existieren; laut CIL waren einige wohl schon vor 100 Jahren verschollen. Ebenso unregelmäßig sind Angaben zur Größe der Inschrift bzw. des Inschriftenfeldes. Dazu kommen fehlerhafte Maßangaben, wie im Fall der Inschrift Nr. 78 mit 0,4 cm großen Buchstaben auf einer 40 cm hohen Inschrift. Auch der Satz ist unsauber gearbeitet, insbesondere bei den Minuskeltranskriptionen (z. B. Nr. 33; 34; 36; 67; 72; 73; 154). Unkonventionell erscheint die Übersetzung von *libens merito* als »de bon gré, de bon cœur« statt dem üblichen »de bon gré et à juste titre« bzw. »volontiers et à juste titre«. Auch der Erhaltungszustand der Inschriften wird nicht immer beschrieben und lässt sich in den Fällen ohne dazugehörige Abbildung auch anhand der Transkriptionen nicht eindeutig erkennen. So ist z. B. die rechte Hälfte der Inschrift Nr. 211 nicht erhalten, wie schon dem CIL deutlich zu entnehmen ist, während die Majuskelumschrift Le Bohecs eine vollständig erhaltene Inschrift vermuten lässt; ebenso verhält es sich bei Inschrift Nr. 300.

Die Majuskeltranskriptionen sollen gemeinhin die Lesung einer Inschrift wiedergeben. In unserem Fall folgen sie nicht den gewohnten Schemata (wie kürzlich in ILN 5, Vienne, angewandt): Man hätte eine Darstellung von Interpunktionen, *bederae*, ungewöhnlichen Buchstaben und Ligaturen erwartet (Ligaturen werden zumindest im Kommentar vermerkt). Unterpunktete Buchstaben zur Markierung von schlecht entzifferbaren Lettern bzw. Kreuze für nicht lesbare Buchstaben gehören zur bekannten Konvention und hätten in diesem Band einige Unklarheiten vermeiden können. Bruchstellen werden in der Majuskeltranskription nur ungenau markiert. Ihre Länge ist nicht erkennbar, da prinzipiell drei Punkte für jede Lücke benutzt werden, in der mehr als ein Buch-

stabe ausgefallen ist. Manchmal fehlt jeder Hinweis auf eine Bruchstelle im Text. Folglich lassen sich auch die Ergänzungen des Autors nur schlecht überprüfen. Wiederholt finden sich Leerzeichen zwischen den Buchstaben – manchmal abweichend von der CIL-Lesung und alten Manuskripten, doch es ist nicht eindeutig, ob es sich hier um leere Stellen auf dem Stein handelt, wozu die Bezeichnung *vacat* in einigen Fällen für das Verständnis der anschließenden Auflösung nützlich gewesen wäre.

Die Funktion der Majuskelumschrift wird nicht klar. Nehmen wir z. B. Inschrift Nr. 77: Le Bohec hat die Inschrift gesehen und bietet uns ein Foto. Man würde erwarten, dass die Majuskelumschrift seine Lesung wiedergibt. In Z. 4 lesen wir VLLI, welches in der Minuskelumschrift überraschenderweise zu *[I]u<l>liae* wird, was eine Lesung *[-]VLLIAE* voraussetzen würde. Dagegen zeigt das Foto, dass VLIAE zu lesen ist (also *[I]uliae* in der Minuskel). Wie soll sich der Leser die Majuskelumschrift erklären? Die bekannten diakritischen Zeichen des Leidener Klammersystem werden auch bei den Minuskeltranskriptionen nicht konsequent angewandt, vor allem die konventionellen Klammern, um das Einfügen, Auslassen bzw. Korrigieren einzelner Buchstaben zu markieren.

Man erwartet, dass Majuskel- und Minuskeltranskriptionen auf der gleichen Lesung beruhen. Statt dessen finden sich völlig unterschiedliche Lesungen mit neuen Buchstaben, während andere Buchstaben und Textstellen kommentarlos verschwinden. Der Leser kann mit drei verschiedenen Versionen konfrontiert werden. In Nr. 387 wird z. B. in den Zeilen 3–4 aus einem IIII MV | MVILVRO der Zeichnung ein IIIIMV | MAIL VRO in der Majuskeltranskription, und schließlich werden in der Minuskelversion zehn der Buchstaben, die man nicht auflösen konnte, einfach unterschlagen: [...] | *Uro* (während auf die Lesung von Drioux, *V[e]ro*, nicht eingegangen wird). So wie in diesem Fall kommt es auch immer wieder vor, dass nicht erklärbare Buchstaben ausgelassen werden (z. B. Nr. 358).

Einige Diskrepanzen lassen sich dadurch erklären, dass die Lesung auf der Majuskelumschrift korrigiert wurde. So wird FIAE zu *[p]iae*. Erwartet hätte man ein unterpunktetes P in der Majuskelumschrift bzw. falls der Steinmetz wirklich ein F geschrieben hat, hätte man diese Korrektur mit den üblichen halben eckigen Klammern markieren sollen. Ähnlich z. B. die Inschrift Nr. 276, die Le Bohec selbst gesehen und fotografiert hat: In Z. 5 liest er IVNA, was in seiner Minuskeltranskription zu *Luna(ri)s* wird, womit er der alten CIL Lesung LVNA folgt, also müsste sein I wohl ein (unterpunktetes) L sein (Nr. 276).

Neben diesen Beispielen, in denen es wohl um schlecht lesbare Buchstaben geht, finden sich aber auch andere Fälle, in denen die Minuskelinschrift Änderungen aufweist. Zum Beispiel hätte ein *m(o)n(u)m(en)-t(um?)* die Lesung MNMT vorausgesetzt, nicht die angegebene Lesung MAINT (Nr. 64 Z. 1). Und auch im folgenden Fall werden, wie so oft, die Klammern falsch gesetzt: So wird OPIMVS zu dem seltenen *cognomen*

Opimi(an)us (man hätte dann *Opim(ian)us* erwartet), während durchaus überzeugende alternative Auflösungen, wie *[Tr]op(h)imus*, nur am Rande erwähnt werden (Nr. 131 Z. 2).

Bruchstellen werden in den Umschriften nur sehr ungenau wiedergegeben und manchmal überhaupt nicht (z. B. nur auf der Minuskelumschrift von Nr. 284). Es gibt Fälle, in denen die Bruchstellen in der Minuskelinschrift verschwunden sind: So wird aus *[.]ASC[...]-CELL* ein *[M]asc(ellio) Cell(i filius)*, statt wie erwartet *[M]asc(ellio) Cell(i filius)* (Nr. 122). Auf der anderen Seite finden sich Ergänzungen, obwohl in der Majuskelversion keine Lücke erkennbar ist, wie im Fall von MATRA, das nicht zu *Matra(bus)* wird, wie im CIL, sondern zu *M(a)tra[bus]*, obwohl das erste A deutlich auf Zeichnung und Majuskelumschrift erkennbar ist (Nr. 341).

Wegen der Abweichungen in den Umschriften hat der Benutzer dieses Inschriftenbandes keine Gewähr für die angegebenen Lesungen. In der Inschrift Nr. 210, Z. 2 GRATEO ist auf einmal ein *e* mehr vorhanden: *Grat(a)e e[ti]*. Und die Lesung von Nr. 382, Z. 2 CLMES wird nicht zu *Cl(e)me(n)s*, sondern zu *Cleme(n)s* ergänzt, was nicht auf der angegebenen Majuskelumschrift des Autors basiert, sondern eher auf der alten CIL-Lesung CLEME[NS].

Viele der vorgeschlagenen Änderungen sind nicht ganz unbedenklich und lassen sich nicht immer nachvollziehen. So werden die beiden Buchstaben RO von Le Bohec als Fehler des Steinmetzen angesehen, der RO GABA|LVS zu *<r[o] Gaba|lus* macht, also einem Personennamen Gabalus, obwohl der Verfasser Lamberts Vorschlag eines keltischen Personennamens, *Rocabalus*, zwar zitiert, aber nicht berücksichtigt (Nr. 211 Z. 2–3). Ebenso scheint es gewagt anzunehmen, dass MILE als Abkürzung für den relativ seltenen Personennamen *Mile(uitana)* steht (Nr. 408 Z. 2). In Nr. 163 Z. 4 wird aus dem FRVV der Majuskelversion ein *[se]ruu(s?)*; die ältere Lesung TRVV findet aber Unterstützung von Lambert, der in *Truu* eine Spätform von *Trougos* sieht; TRVV könnte man natürlich auch zu *pa]truu(s)* ergänzen.

Wie schon erwähnt, werden alternative Lesungen nur ziemlich sporadisch und nicht Zeile für Zeile angegeben. Man kann schlecht nachvollziehen, wie der Verfasser zu seiner Lesung, Umschrift und Interpretation kommt. Wichtige Parallelen aus anderen lateinischen Inschriften aus dem Römischen Reich werden nur selten zitiert. Der Kommentar beschränkt sich meist auf Hinweise zu Götter- und Personennamen, allerdings mehr in Form eines relativ unkritischen Aufzählens von Sekundärliteratur. Interessanterweise werden lateinische Formen von Personennamen bevorzugt, auch wenn es überzeugendere keltische Personennamen gibt. Ein großes Lob gebührt an dieser Stelle P.-Y. Lambert, der sich wohl den gesamten Befund angeschaut hat und dessen Kommentare von Le Bohec zu vielen Inschriften wörtlich zitiert werden. Daraus entstehen wichtige Hinweise, die die Interpretation dieser Inschriften nachhaltig verbessern könnten, aber

leider nur selten aufgegriffen wurden, wie z. B. *Mo(numentum) Rimanus*, während Lamberts Personennamen *Morimanus* überzeugender erscheint (Nr. 141 Z. 1–4). Einige mögliche keltischen Personennamen werden sogar latinisiert, während auf die für die Region typischen lateinischen Namen bzw. die noms d'assonance nicht eingegangen wird.

Erklärungen zum Inhalt einer Inschrift, wenn vorhanden, sind meist oberflächlich. Auch die interne Logik ist nicht immer verständlich: So wird Mercurius einmal als keltisch beschrieben, da er zusammen mit Rosmerta verehrt wird (S. 178 Nr. 299), während in einem analogen Fall nur von »la tradition romaine« die Rede ist, obwohl auch dort Mercurius zusammen mit Rosmerta verehrt wird (Nr. 345). Interessant auch der Absatz über Mercurius als Erklärung zu einer Grabinschrift, in welcher der Gott überhaupt nicht erwähnt wird (S. 211 Nr. 368). Die kategorischen Einteilungen des Verfassers in »römisch« und »keltisch« sind ebenso problematisch wie Aussagen, beispielsweise »le syncrétisme d'accumulation«, qui mêle le culte impérial, Epona, les *Mairae* et le Génie du lieu« (S. 151 Nr. 240).

Sehr zweifelhaft sind die Datierungskriterien: Stil, Buchstabenform oder archäologische Kriterien werden

fast nie erwähnt, statt dessen beschränkt sich der Autor größtenteils auf das Vorhandensein von *formulae*, wie *Dis Manibus, memoriae, Augustus*, usw. (17–18). Doch selbst die zu diesem Zweck von ihm oft zitierte Marie-Thérèse Raepsaet-Charlier ist überrascht zu lesen, dass das Epitheton *Augustus/a* als Datierungskriterium dienen kann (z. B. Nr. 62) oder das *VSLM* nur im 2. Jh. n. Chr. (evtl. frühes 3. Jh.) benutzt werde (18) (siehe dazu ihre Rezension in *L'Antiquité Classique* 73, 2004, 500–503). Es ist nicht weniger problematisch, wenn völlig rekonstruierte Textstellen, wie z. B. ein [*D(iis) M(anibus) et mem(oriae)*] in Nr. 64, als Datierungskriterium benutzt werden.

Zusammenfassend muss man die große Arbeit, die hinter dieser Inschriftensammlung steht, anerkennen. Wie die kleine Auswahl an Unstimmigkeiten zeigt, wäre eine überarbeitete Neuedition dieses Bandes wünschenswert – oder wir müssen hoffen, dass die lange erwartete Neuauflage des CIL-XIII-Bandes für die *Germania Superior*, in dem die Inschriften der Lingonen behandelt werden, endlich erscheint!

Osnabrück

Ralph Häußler

KLASSISCHE ARCHÄOLOGIE

JAKOB MUNK HØJTE (Hrsg.), *Images of Ancestors*. Aarhus Studies in Mediterranean Antiquity 5. Aarhus University Press, Gylling 2002. 255 S., ca. 124 Textabbildungen, 2 Tabellen.

Der vorzulegende Band enthält elf Beiträge, die anlässlich des fünfzigsten Jahrestages des Archäologischen Instituts der Universität Aarhus im August 1999 auf einem dreitägigen Kongress von Altertumswissenschaftlern verschiedener Disziplinen zum Thema vorgetragen worden sind. Wie der Herausgeber in seiner kurzen Einleitung darstellt, wurde weder eine engere Definition des Begriffs »Ahnenbilder« noch eine zeitliche oder regionale Eingrenzung des Phänomens vorweg bestimmt. Das Ergebnis ist folgerichtig ein vielschichtiger Band, der die bildliche Überlieferung sehr unterschiedlicher Aspekte von Darstellungen Verstorbener anhand von chronologisch aufgeführten Beispielen seit der frühen Eisenzeit Griechenlands über das vorrömische Etrurien bis hin zur römischen Ehrenstatue vereint.

Die Tatsache, dass neun der elf Beiträge sich auf Beispiele der Grabkunst beziehen, zeigt, dass es in diesem funktionalen Kontext am ehesten gelingt, ein Bild als Darstellung eines Verstorbenen oder Handlungen zu seinen Ehren zu erkennen. In der Beurteilung jedoch, welche Qualitäten des Verstorbenen dabei von Bedeutung

sind und welche Merkmale ihn als Ahnen charakterisieren sowie welche Definition dann dieser Rolle von den Hinterbliebenen zugewiesen wird, kommen die Autoren zu deutlich verschiedenen Ergebnissen. Doch sei zunächst einiges referiert:

In Fortführung der Argumentation ihrer 1995 erschienenen Dissertation weist C. Antonaccio anhand von bereits zum Zeitpunkt der Niederlegung altertümlichen Objekten in den eisenzeitlichen Gräbern von Lefkandi an der Gemarkung Toumba ein Bewusstsein für Zeit und Raum nach, das offenbar seit der frühen Bronzezeit bestand. Indem sie dem konkreten Befund die Gepflogenheiten des zeitgleichen Warenaustausches gegenüberstellt, der ausschließlich aktuellen Produkten gilt, zeigt sie auf, dass der vorgestellte Befund der bewussten Rekonstruktion einer scheinbaren kulturellen Kontinuität seit der Bronzezeit dient. Gesteuert wird dieser Prozess ihrer Meinung nach von den sog. »warrior-tradern«, die damit zunächst als Grabherren bewusst an ältere Traditionen anknüpfen. In der Folgezeit dienen die von Antonaccio aufgeführten Kontexte als Ort für Feste der lokalen Gemeinschaft, die an den Gräbern der nun als Heroen gefeierten Verstorbenen die eigene Identität als Gruppe definiert und festigt.

Der Beitrag K. Jeppesens legt in Verkürzung seiner bereits anderswo publizierten Argumentation nahe, dass

die Statuen der Kolonnadenzone am Grabmahl des karischen Fürsten Maussollos auf der Nordseite dessen Vorfahren von Seiten der Hekatomniden darstellen, im Süden hingegen dessen Verwandtschaft von Seiten der Lygdamiden zeigen. Demzufolge würde diese ideale Ahnengalerie der genealogischen Legitimation des Dynasten dienen, wäre somit eine programmatische Inszenierung spätklassischen Herrschaftsanspruches.

In eine ähnliche Richtung weist der Artikel von B. Jacobs, der eine vergleichbare Ahnengalerie für das Grabmal des Antiochos I. von Kommagene auf dem Nemrud Dağı vorstellt: Als größte in sich geschlossene Gruppe der Skulpturenausstattung des Monumentes reihen sich entlang der Außenränder der Terrassen Stelen, die Verwandte des Königs väterlicher- und mütterlicherseits darstellen. Vor den Reliefs der zum Zeitpunkt der Aufstellung bereits verstorbenen Vorfahren befinden sich einheitlich gestaltete kleine Altäre, die auf eine kultische Verehrung dieser Ahnen hinweisen; die Altäre fehlen vor den Darstellungen der noch lebenden Familienmitglieder. Damit wird auch hier ein genealogisches Programm bildlich umgesetzt, das die Abstammung des König einerseits von den Achämeniden aufzeigt und andererseits auf Alexander den Großen und die Seleukiden zurückführt. Aufgrund fehlender räumlicher Bezüge zwischen den Stelenreihen und den vollplastischen Götterfiguren auf der Nord- und Südterrasse vermutet Jacobs als Motivation für die Rückführung von Antiochos' Abstammungslinien auf die beiden Herrscherhäuser als Ziel nicht nur die Legitimation seines herrschaftspolitischen Anspruchs (wie zuvor für Maussollos von Jeppesen beobachtet) sondern ebenso jene der religionspolitischen Stellung des Theos Antiochos.

Zwischen die Beiträge von Jeppesen und Jacobs, die möglicherweise gerade in einer gemeinsamen Betrachtung fruchtbare Ansätze zum Verständnis spätklassischer bzw. hellenistischer kleinasiatischer Ahnengalerien gebracht hätten, schieben sich in dem Band die Überlegungen von B. Schmaltz und R. Fleischer, denen jeweils ein völlig anderes Verständnis von Ahnen zugrunde liegt:

In der Fortführung seiner bereits an anderer Stelle publizierten Feststellung, dass die Grabreliefs klassischer Zeit nicht individuelle Verstorbene sondern standardisierte Typen im Rahmen des Verhaltenskanons der attischen Bürgerschaft darstellen, weist Schmaltz nach, dass die bereits zu Lebzeiten in Auftrag gegebenen Grabreliefs insofern Bilder von Ahnen sind, als sie – ohne physiognomische Ähnlichkeiten mit dem Toten zu besitzen – stellvertretend für alle Verstorbenen der entsprechenden attischen Familie stehen können. Alle diese Ahnen werden somit als vorbildliche Bürger charakterisiert, die Familie selbst kann mit diesen Bildern ihrer Ahnen auf eine lange Tradition als Teil der attischen Bürgerschaft zurückblicken und weist sich entlang der attischen Gräberstraßen mit diesem Merkmal gegenüber fremden Betrachtern aus.

Fleischer zeigt hingegen auf, wie die hellenistischen Herrscher in der Gestaltung und steten Veränderung

ihres Münzporträts sensibel auf Veränderungen der aktuellen politischen Situation reagieren. Anhand dessen, welche physiognomischen Motive welcher Vorgänger die Herrscher sich selbst im Porträt zeitweise aneignen oder eben nicht für ihre eigene Münzprägung übernehmen, zeigt Fleischer die bewusste politische Anknüpfung an bestimmte politische Traditionen auf. Ob zur Erstellung dieser manipulierten Porträts auf tatsächliche oder fiktive Ahnen zurückgegriffen wird, ist viel mehr Frage der unmittelbaren politischen Aussageabsicht als der tatsächlichen Verwandtschaftsbeziehungen, so dass ebenso auf mythische Vorbilder zurückgegriffen werden kann.

Diesen Beispielen aus dem griechischen Kulturraum schließen sich zwei Beiträge an, die den etruskischen Traditionen gelten: Der Artikel von M. Nielsen konzentriert sich dabei auf die Frage, welche Rolle genealogische Erinnerung für die Etrusker einnahm und welche Bedeutung den Familiengrabstätten innerhalb dieser Erinnerungskultur zufiel. Da die Außengestaltung der meisten der von ihr untersuchten Grabbauten, die in der Wende des 4. zum 3. Jh. v. Chr. einsetzen, weitgehend zerstört ist, dient als Grundlage ihrer Untersuchung der »private« Bereich des Grabbaues, die Gestaltung des Inneren und der Urnen, während St. Steingräber in seinem Beitrag die Wandmalereien der Grabbauten als Ausgangspunkt wählt. Generell zeigt sich für den von Nielsen untersuchten Zeitraum vom ausgehenden 4. bis zum 2. Jh. v. Chr., dass trotz des innerhalb der Region allgegenwärtigen Bewusstseins für den sepulkralen Bereich und den mit ihm verbundenen hohen Aufwand die Befunde derart lokalen Traditionen verhaftet sind, dass ein einheitlicher etruskischer Umgang mit dem Ahnen- bzw. Familiengedenken nicht zu rekonstruieren ist: So handelt es sich bei Phänomenen, die lokal übergreifend im Befund festzustellen sind, in der Regel um neue Einflüsse von außen, nicht um Prozesse hin zu einer generellen Vereinheitlichung der etruskischen Traditionen. Steingräber gelingt in seinem Beitrag anhand einiger Beispiele aus archaischer Zeit eine Differenzierung zwischen den Bildern der Verstorbenen und ihrer Ahnen nachzuweisen, eine Trennung, die für die folgenden Epochen deutlich schwerer fällt. Wie zuvor von Nielsen für die Volterranner Urnen formuliert, erkennt Steingräber auch in den Grabmalereien keine unmittelbaren Bezüge zu einem Kult individueller Ahnen der Familie, sondern die Darstellungen beschränken sich auf allgemeine Konnotationen. So bleibt die von ihm untersuchte nicht öffentliche Grabmalerei trotz stärkerer Variation der Bilder im 3. und 2. Jh. v. Chr. weiterhin Darstellungstypen verhaftet und zeigt keinesfalls individuelle Porträts. Nicht einzelnen Familienmitgliedern, sondern den Leistungen und dem Alter der gens gelten somit diese Bilder, innerhalb derer die Ahnen als *pars pro toto* gezeigt werden.

Die anschließenden vier Beiträge gelten jeweils unterschiedlichen Aspekten der Bilder von Ahnen im republikanischen und kaiserzeitlichen Rom:

H. Flower wählt als Ausgangspunkt ihrer Überlegungen die Frage, inwieweit Frauen als Ahnen überhaupt

eine Rolle spielten. Obwohl für Frauen keine *imagines* aufgestellt wurden, zeigt sie, dass, während im 3. und 2. Jh. v. Chr. auch außerhalb der Grabkunst mythische Frauengestalten als Rollenvorbilder dienten, am Beispiel der Quinta Claudia und der Cornelia, der Mutter der Gracchen, im ausgehenden 2. Jh. v. Chr. nun auch individuelle weibliche Mitglieder der Familie als *exempla* fungierten. Darüber hinaus weist sie anhand der posthumen Aufstellung der Sitzstatue der Cornelia im öffentlichen Raum, in der Porticus Metelli, deren erweiterte Bedeutung als Ahnin für die politische Legitimierung der Gracchen nach.

P. Kragelunds Überlegungen gehen in eine ähnliche Richtung: Indem er den Fundumständen des berühmten Pompeius-Porträts nachgeht, weist er nach, dass es Bestandteil der Ahnengalerie im Vorraum des Grabmals der Licinii Crassi vor der Porta Salaria war. Die gewählte Zusammenstellung dieser Reihe individueller Porträts führt er auf die spezifische politische Situation der Familie in den letzten Jahren der claudischen Regierungszeit zurück. Die Ableitung einer hohen gesellschaftlichen Stellung der Licinier und der politischen Legitimation aufgrund der individuellen Leistungen ihrer Ahnen wird in Kragelunds Beitrag unmittelbar deutlich.

Inwieweit auch niedere soziale Schichten Roms sich vergleichbarer Mechanismen in ihrer Grabkunst bedienen fragt E. d'Ambra und kommt zu einem negativen Ergebnis: Zwar kann sie eine Übernahme bestimmter Motive der zeitgleichen aristokratischen Bildsprache auf den Grabreliefs römischer Freigelassener nachweisen, doch ihrer Meinung nach wird offenbar nicht versucht den individuellen Verstorbenen als Ahnen zu definieren.

Den Band beschließt der Beitrag J. Fejfers, die den Ahnenaspekt von römischen Ehrenstatuen analysiert. Obwohl Ehrenstatuen für verdienstvolle Bürger in der Provinz auch nach 158 v. Chr. im öffentlichen Raum aufgestellt wurden, bleibt bei diesen Ehrungen häufig unklar, ob es sich um posthume Stiftungen der Hinterbliebenen handelt, die damit zumindest potentiell einem Verstorbenen in seiner Rolle als Ahnen gelten würden oder um Aufstellungen verdienstvoller Mitglieder einer städtischen Gemeinschaft zu deren Lebzeiten. Dass in der Folgezeit die Familienmitglieder vor diesen Ehrenstatuen Feste und Feiern veranstalteten, ist ein gutes Argument dafür, dass in der Provinz zumindest ein Aspekt dieser Denkmäler für die Nachfahren darin bestand, an dieser Stelle familiären Stolz öffentlich zu zelebrieren. Dass dieser Aspekt aber tatsächlich auch die ursprüngliche Motivation des Auftraggebers für die Errichtung einer solchen Statue war, ist zumindest nicht eindeutig nachweisbar. Neben Fleischers Untersuchung zu den Porträttypen hellenistischer Herrscher auf Münzbildern ist dies der zweite Beitrag des Bandes, der keine Beispiele der Grabkunst behandelt; und vielleicht zeigt sich gerade dann, wie schwierig es ist, überhaupt Bilder von Verstorbenen außerhalb des sepulkralen Bereichs zu erkennen und schlüssige Interpretationen vorzustellen.

Obwohl die Mehrheit der im vorliegenden Band formulierten Thesen bereits anderswo geäußert wurde,

bündelt das reich bebilderte Buch zahlreiche Ansätze zum weit gefassten Themenkreis und bietet dadurch einen guten Einblick in das Material. Dass politische Amtsträger stärker den von Ahnen vermittelten genealogischen Aspekt zur Legitimierung der eigenen Position nutzen, im privaten Bereich hingegen Vorfahren eher als Handlungsvorbilder und Träger allgemeiner Verhaltensideale gezeigt werden, mögen zwei Motive für die Aufstellung von Ahnenbildern sein. Die Chance über diese vordergründigen Ergebnisse hinaus in der Zusammenarbeit zahlreicher ausgewiesener Fachleute durch eine Konfrontation ihrer in unterschiedlichen Kulturkreisen gewonnenen Beobachtungen miteinander zu einer stärkeren Differenzierung des Phänomens der Bilder von Verstorbenen/von Ahnen beizutragen, ergreift auch nicht das Vorwort des Herausgebers, und der Leser bleibt somit auf dieser neuen Grundlage sich selbst überlassen.

Frankfurt am Main

Eva Winter

ANDREAS GUTSFELD und WINFRIED SCHMITZ (Hrsg.), **Am schlimmen Rand des Lebens? Altersbilder in der Antike.** Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2003. 233 Seiten.

Warum beschäftigen wir uns mit dem ›Altsein‹ in vergangenen Epochen? Der demographische Wandel seit der ersten Hälfte des 20. Jhs. führt vor allem in den Industriestaaten zu einem rasant steigenden Anteil älterer und alter Menschen. Zwar ist für diese relative Zunahme der Alten weniger die stark angestiegene Lebenserwartung verantwortlich als vielmehr der krasse Rückgang der Geburtenraten. Für die Gesellschaft aber wie für das einzelne Individuum bedeutet dieser Wandel einschneidende Veränderungen: im volkswirtschaftlichen Bereich müssen Lösungen für eine Finanzierung des Ungleichgewichts zwischen immer weniger Arbeitenden und immer mehr Rentempfängern gefunden werden, im privaten Bereich sieht sich das Individuum im Alter mit einer zunehmend unsicheren Zukunft konfrontiert. Auf der anderen Seite ist der für viele Menschen fast zwei oder gar drei Jahrzehnte währende Ruhestand zu einer regelrechten dritten Lebensphase geworden, die eines Lebensinhalts und einer Sinnerfüllung bedarf. Im Konfliktfeld dieser Entwicklungen suchen die Gesellschaften der Industrienationen heute nach einem neuen Altersbild für Gegenwart und Zukunft.

Das bedeutende Verdienst der Herausgeber des hier vorgestellten Bandes liegt darin, dass sie diesen aktuellen Informationsbedarf der Gesellschaft aufgreifen und die Ergebnisse der historischen Wissenschaften als Potential für den aktuellen Diskurs verstehen. »Der Rückblick auf historische Alterskonzepte soll helfen, die eigene Zeit als veränderbar zu begreifen und vorgegebene Sinnkonzepte zu hinterfragen ... Der Blick auf die so unterschiedliche

Ausgestaltung von Alterskonzepten in historischen Gesellschaften und das Erkennen von Abhängigkeiten und Voraussetzungen sollen die Möglichkeit bieten, den Wandel von Alterskonzepten in der eigenen Gesellschaft auch als Chance zu nutzen« (Schmitz, S. 26). Ein solches Geschichtsverständnis macht den Sinn historischer Wissenschaft greifbar.

Das Buch entstand in Zusammenhang mit einem an der Universität Bielefeld verankerten Forschungsprojekt über »Altersgrenzen politischer Partizipation in der Antike«. Die DFG unterstützte dieses Projekt wie auch den Druck des vorliegenden Bandes im Rahmen ihres Sonderforschungsbereiches 584.

Um insgesamt sieben Einzelbeiträge bilden Einleitung und Epilog der Herausgeber im besten Sinne eine verbindende Klammer: Die Einleitung von Winfried Schmitz (S. 9–26) führt dabei in den aktuellen Bezug, die Zielsetzung des Bandes sowie den gegenwärtigen Stand der Diskussion in Ethnologie und Geschichtswissenschaft ein. Hilfreich für das Verständnis der folgenden Beiträge ist der von ihm kurz skizzierte aktuelle Wissensstand um den absoluten Anteil alter – meint: über sechzigjähriger – Personen in antiken Gesellschaften: unterschiedliche Quellengattungen sprechen für Werte zwischen fünf und zehn Prozent. Seiner Feststellung, dass »antike Gesellschaften grundsätzlich junge Gesellschaften« (S. 14) waren, ist daher zwar prinzipiell zuzustimmen. Doch sollte in Betracht gezogen werden, dass eine Population kein statisches Gebilde ist. Kriege oder Abwanderungen konnten zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Räumen durchaus zu einer vorübergehend »überalterten« Gesellschaft führen.

Sozialpsychologische, soziologische und ethnologische Forschungen haben gezeigt, dass die in einer Gesellschaft vorhandenen Altersbilder und Altersdiskurse nicht primär durch den körperlichen Alterungsprozess, sondern in weit höherem Maße kulturell geprägt sind. »Alter, das ebenso wie Geschlecht eine Grunddimension menschlichen Lebens ist, stellt eine soziale und kulturelle Kategorie dar, die wesentlich durch Deutungsmuster und Rollenzuweisungen bestimmt wird. Die Wahrnehmung und die Bewertung des Alters unterliegt dabei erheblichen Schwankungen, hängt von der Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht, von der wirtschaftlichen Abhängigkeit oder Unabhängigkeit der Alten ab, von den ihnen zugewiesenen Aufgaben und Rollen ...« (S. 19). In der Antike existierten – wie heute auch – vielfältige, sich teils diametral gegenüberstehende Wertungen des Alters. Auf der einen Seite Alter als Aufstieg zu gereifter Urteilsfähigkeit und damit auch gesellschaftlicher Führung, auf der anderen Seite Alter als Inbegriff des körperlichen wie geistigen Verfalls und damit der Hilflosigkeit, ja sogar Verächtlichkeit. Diese oftmals antinomischen Altersbilder sowie ihre sozialen und kulturellen Bedingungen sind das eigentliche Thema des Bandes.

Sechs Einzelbeiträge widmen sich der Frage, welche Vorstellungen in den antiken Gesellschaften mit Alter verbunden waren, welche sozialen und politischen Aufgaben alte Menschen übernahmen und ob und in wel-

chem Grade diese verschiedenen Altersrollen im privaten, öffentlichen und politischen Bereich sich deckten oder unterschieden. Je drei Aufsätze sind zu einem Abschnitt gruppiert, der zum einen Altersbilder im antiken Griechenland, zum anderen solche im antiken Rom behandelt; innerhalb dieser Blöcke wurden die Beiträge chronologisch geordnet. Mit jeweils 20–30 Seiten sind die Einzelbeiträge in Bezug auf ihre Länge ausgewogen und gut lesbar. Vorgeschaltet ist diesen beiden Abschnitten ein Beitrag, der aus ethnologischer Perspektive in die Fragestellung einführt. Eine umfangreiche Bibliographie (S. 217–230) verschafft einen wohlsortierten Zugang zur aktuellen Literatur des Problemkreises. Ein Register (S. 231–233) erschließt Personen, Orte und Begriffe. Unverständlich bleibt allein die Auswahl des Titelbildes: das schwülstige, klassizistische Gemälde sinnender Männerakte ist nicht gerade ein Sympathiefaktor.

Besonders zu würdigen ist die Entscheidung der Herausgeber, einen ethnologischen Beitrag in den Band aufzunehmen und ihm als erstem Aufsatz eine Schlüsselstellung zuzuweisen. Da sich die Ethnologie seit vielen Jahrzehnten intensiv mit dem Lebensalter als einem der wichtigsten Prinzipien gesellschaftlicher Differenzierung auseinandersetzt, können das Begriffsinstrumentarium, die Fragestellungen und Herangehensweisen dieses Faches vielfältige Anregungen auch für historische Untersuchungen liefern. Dieser in ihn gesetzten Hoffnung wird der klar strukturierte und anregende Beitrag von Andreas Sagner, Alter und Altern in einfachen Gesellschaften. Ethnologische Perspektiven (S. 31–53), voll auf gerecht. Er gibt eine ausgezeichnete Einführung in Themenbereiche und Ergebnisse der ethnologischen Altersforschung. Wie wird Alter in so genannten einfachen Gesellschaften, also in nichtindustriellen Kulturen konstruiert? Anders als in unserer modernen, aber auch vielen antiken Gesellschaften werden Lebensalter dort nicht durch gezählte Lebenszeit, sondern »durch erreichte soziale Reifezustände, wie Eltern- oder Großelternschaft, sowie durch physisch-funktionale Kriterien, wie Menstruation, Menopause oder die allgemeine physische Leistungsfähigkeit gegliedert« (S. 33). Gemäß dem Senioritätsprinzip hängen Vorrechte in vielen zentralen Lebensbereichen oftmals von der Positionierung einer Person im relativen Altersgefüge, also ihrer Stellung in der Geburts- bzw. Generationenabfolge ab. Diese Seniorität schützt alte Menschen beim Nachlassen ihrer körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit vor Geringschätzung und kompensiert aus der Sicht der Gesellschaftsmitglieder altersbedingte Abbauerscheinungen. Dennoch wird körperlicher und geistiger Abbau in der Regel negativ erlebt und bewertet. Auch hier existiert also ein antinomisches Altersbild. »Die hohe Wertschätzung körperlicher Leistungsfähigkeit und körperlicher Wohlgestalt einerseits und von Alter als einer respektwürdigen Lebensphase andererseits schließen sich« dabei jedoch keineswegs aus (S. 38). Nicht nur in dieser Hinsicht öffnet der Aufsatz von Andreas Sagner den Blick für unserer eigenen, modernen Kultur fremde Sichtweisen.

Zum Auftakt des mit der Situation im antiken Griechenland befassten Abschnitts beschreibt der Aufsatz von Ernst Baltrusch, An den Rand gedrängt. Altersbilder im klassischen Athen (S. 57–86), den negativen Einfluss der Demokratisierung auf die Situation alter Menschen. Dynamik und Innovation hatten zur Folge, dass die traditionelle Funktion der Alten – Wissensweitergabe und Wertevermittlung – in der athenischen Gesellschaft des 5. und 4. vorchristlichen Jhs. an Bedeutung verloren. Politische Usancen und Institutionen, die den Älteren Einflussmöglichkeiten gegeben hatten, wurden mit der radikalen Demokratisierung abgeschafft. Auch in der Volksversammlung, dem wichtigsten politischen Gremium, saßen überwiegend jüngere Männer, wobei jede Stimme gleiches Gewicht besaß. Die aus dieser politischen Marginalisierung resultierende soziale Lage alter Menschen schildern literarische Zeugnisse und Rechtsquellen als prekär. Der Gesetzgeber musste eingreifen, um die Versorgung der Alten sicherzustellen: Alte Menschen wurden offenbar so häufig geschlagen, nicht versorgt oder aus ihrer Wohnung vertrieben, dass eigene Gesetze dagegen erlassen werden mussten.

Diese athenische Gesellschaft und jene in Sparta kontrastiert Winfried Schmitz, Nicht »altes Eisen«, sondern Garant der Ordnung. Die Macht der Alten in Sparta (S. 87–112). In Sparta war das Alter ein fundamentales Strukturprinzip der Gesellschaft. Seinen Ansatz, dass es sich bei den in Sparta existierenden Altersstufen um Altersklassen im ethnologischen Sinn handelt, untermauert Schmitz mit einer wohl fundierten Argumentation. In dieser Altersklassenordnung sieht er auch eine wesentliche Stütze der spartanischen Gerontokratie, denn wenn »jeder mit seiner Altersgruppe die Altersgrade durchlief und damit für jeden offensichtlich war, wem als Älterem Respekt gebührte, wäre erklärbar, warum die Macht der Alten in Sparta so unangreifbar war« (S. 108). Das restriktive Erziehungssystem, das darauf ausgerichtet war, Kritik an der Vorherrschaft der Älteren gar nicht erst zu ermöglichen, tat ein Übriges zum Erhalt ihrer Macht.

Mit einer schwierigen, da durch disparate Quellenlage gekennzeichneten Periode sieht sich Gregor Weber, Zwischen Macht und Ohnmacht. Altersbilder in hellenistischer Zeit (S. 113–137), konfrontiert. Um eine Vergleichbarkeit zu gewährleisten beschränkt sich der Verfasser daher weitgehend auf normative Quellen, was eine Fokussierung auf das durch Papyri gut bezeugte hellenistische Ägypten impliziert. Im Hinblick auf die von den Herausgebern definierte Zielsetzung des Bandes dürfte unter den von Weber behandelten Aspekten des Altseins – Haus und Familie, Herrschaft und Gemeinwesen, Bildung und Erfahrung, Physis – der außerordentliche Einfluss bedeutsam sein, den umfassende Bevölkerungsverschiebungen auf die Zusammensetzung der Familie und damit direkt auch auf die Verlässlichkeit der familiären Altenversorgung haben. Gerade die hellenistische Epoche scheint mir daher für weitere historische Analysen prädestiniert. Die Vielfalt der Quellen sollte hier nicht als Beschränkung, sondern als Chance

betrachtet werden, ein realistisches und facettenreiches Bild von der Lebenssituation alter Menschen zu erlangen.

Bei dem ersten Beitrag des zweiten inhaltlichen Blockes handelt es sich um einen Abschnitt aus einer einschlägigen Monographie des Autors [H. BRANDT, Wird auch silbern mein Haar. Eine Geschichte des Alters in der Antike (München 2002)]. Trotz der nur geringfügigen Änderungen taten die Herausgeber des zu besprechenden Bandes richtig daran, den Text hier erneut vorzulegen. Bildet er doch zusammen mit den Aufsätzen von A. Gutsfeld und E. Herrmann-Otto einen chronologischen Abriss, der die sich verändernde Situation alter Menschen in der römischen Epoche erkennbar macht. Hartwin Brandt, »Die Krönung des Alters ist das Ansehen.« Die Alten in der römischen Republik (S. 141–160), konstatiert für die frühere Zeit der römischen Republik, das 6. bis 4. vorchristliche Jh., ein gerontokratisches Gesellschaftssystem, bestand doch der Senat zu dieser Zeit primär aus den alten Häuptionern der führenden Familien und Geschlechter. Mit dem allmählichen Wandel der altrepublikanischen, patrizischen Aristokratie zur Nobilität des 3./2. Jhs. v. Chr. verschob sich dann das politische Gewicht zugunsten jüngerer *nobiles*. Doch auch den einschlägigen Aussagen in Ciceros Schriften und den Komödien des Plautus und Terenz entnimmt Brandt noch eine dominante Rolle der Alten. Zu Recht bemerkt er, dass es sich bei nahezu allen auswertbaren Schriftzeugnissen um »Theorien, Idealvorstellungen, literarische Spiegelungen und historiographische Konstrukte« (S. 157) handelt und Daten, denen eine Aussage über die »Realität« alter Menschen abzugewinnen wäre, äußerst rar sind. Denn »für die Kehrseite, das verelendete Alter, hatte die Erinnerungskultur des republikanischen Rom naturgemäß keinen Platz. Wer nach trostlosen letzten Lebensjahren eines trostlosen Todes starb, hinterließ in der Regel keine Spuren im Gedächtnisvorrat der Gesellschaft« (S. 159).

Die sich seit Augustus wandelnde Einstellung zum Alter kommt in den von Andreas Gutsfeld, »Das schwache Lebensalter.« Die Alten in den Rechtsquellen der Prinzipatszeit (S. 161–179), analysierten juristischen Texten zum Ausdruck. Insbesondere die normativen Kaisergesetze spiegeln einen politischen Willen, der auf Kosten des politischen Einflusses der Alten die Innovation und Tatkraft der Jugend in den Vordergrund rückt. Parallel hierzu wird die väterliche Gewalt in der Familie beschnitten. Durch die in augusteischer Zeit eingeführten Geburtsregister trat im öffentlichen Denken und Handeln das chronologische Lebensalter einer Person gegenüber einer physisch funktionalen oder relativen Alterszuordnung in den Vordergrund. Zunehmend werden nun für Ämter und Funktionen Altershöchstgrenzen festgelegt, die zusammen mit der Förderung jüngerer Leute dazu führten, »dass sich die im öffentlichen Leben stehenden alten Menschen faktisch in einer Sondergruppe wiederfanden, die durch reduzierte Aufgabenfülle und geschmälertes Ansehen charakterisiert war« (S. 170). Immer mehr rückten Gesetzgeber und Hofjuris-

ten das Alter in die Nähe von Krankheit, Mangel und innerer Schwäche – eine Konnotation, die in der Spätantike, insbesondere im frühen Christentum noch einmal eine Steigerung erfahren sollte.

Der aufschlussreiche Beitrag von Elisabeth Herrmann-Otto, *Die ›armen‹ Alten. Das neue Modell des Christentums?* (S. 181–208), thematisiert den Wandel des Altersverständnisses unter dem Einfluss christlicher Wertevorstellungen in der römischen Kaiserzeit und der Spätantike. Hauptsächliche Quellenbasis bilden die Texte des alten und neuen Testaments, die Kirchenväterliteratur sowie christliche Inschriften. Diese werden von Hermann-Otto unter den Gesichtspunkten ›Alte in der Familie‹, ›Altersvorschriften in der Kirche‹ sowie ›christliche Altenfürsorge‹ ausgewertet. Alter ist in diesen Texten »an sich kein Verdienst und nicht ehrenwert. Es ist nur dann verehrungswürdig, wenn der alte Mensch ein sittlich einwandfreies Leben geführt hat« (S. 185). Gerade diese sittliche Ermahnung alter Menschen, wie sie beispielsweise in den im Titusbrief gegebenen Verhaltensanweisungen für alte Männer und Frauen zum Ausdruck kommt, ist in dieser Ausprägung für die Antike ungewöhnlich und darf daher wohl als eine durch das Christentum eingebrachte Wertvorstellung angesehen werden. Im Umkehrschluss galt ein sieches und hilfloses Alter nach diesem Verständnis als Folge eines sündigen Lebenswandels. Zu Recht stellt daher Winfried Schmitz in seiner dem Band vorangestellten Einleitung die Frage, ob diese Wertungen nicht »auch zu einer Stigmatisierung der Alten als Hilfsbedürftige [führten], die sie in die Position einer Randgruppe drängte?« Von Eth-

nologen beschriebene Entwicklungen in von der christlichen Mission beeinflussten afrikanischen Gesellschaften stützen diese Vermutung: Ging doch auch dort die Übernahme des christlichen Altersbildes einher mit einem Achtungsverlust alter Menschen (SAGNER S. 51).

Den Herausgebern Winfried Schmitz und Andreas Gutsfeld verdanken wir mit der Zusammenstellung des Bandes einen instruktiven und überaus anregenden Überblick über die bisherigen Fragestellungen und Ergebnisse der althistorischen Altersforschung. Bedingt durch den auswahlhaften und ungleichgewichtigen Charakter der Schriftquellen mussten dabei die meisten der über antike Altersbilder getroffenen Aussagen auf männliche Angehörige der Oberschicht beschränkt bleiben. Fehlen doch Schriftzeugnisse, die uns in vergleichbarer Quantität und Qualität Auskunft über die soziale Situation von alten Frauen oder Angehörigen der breiten Massen geben, fast völlig. Der weitaus größte Teil der Bevölkerung und damit auch der Alten bleibt in den historischen Quellen also nahezu unsichtbar. Hier könnte eine verstärkte Einbeziehung archäologisch-anthropologischer Ergebnisse beispielsweise von Bestattungsplätzen das quellenbedingt schmale Sichtfenster erweitern und die am schriftlichen Material gewonnenen Erkenntnisse ergänzen, präzisieren oder relativieren. Auch und gerade deswegen möchte ich mich ganz dem von Andreas Gutsfeld im Epilog (S. 209–215) gefällten Urteil anschließen: »Der in diesem Sammelband gewählte Ansatz war und ist fruchtbar.«

Münster

Eva Stauch

ROM UND PROVINZEN

ROBERT TURCAN, *Études d'Archéologie sépulcrale. Sarcophages romains et gallo-romains*. Diffusion De Boccard, Paris 2003. 342 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Robert Turcan ist durch seine Publikationen, eine beachtliche Anzahl an Monographien sowie zahlreiche Aufsätze und Rezensionen, als großer Kenner der kaiserzeitlichen Kunst und Religion ausgewiesen. Man mag seinen Deutungen von Darstellungen auf Sarkophagen (zuletzt: *Messages d'Outre-Tombe. L'iconographie des sarcophages romains* [Paris 1999]) zustimmen oder auch – mehr oder weniger – nicht, auf alle Fälle wird man es aber sehr begrüßen, dass im anzuzeigenden Band 16 Aufsätze zu römischen Sarkophagen, in der Regel ausgehend von solchen in Gallien, zusammengefasst werden. Die meisten sind publiziert (14), häufig an nicht leicht zugänglichen Stellen; ein Beitrag ist Richard Brilliant gewidmet (Nr. 15; für eine Festschrift, die dann nicht zustande kam?), ein weiterer, sehr gewichtiger war bisher nicht gedruckt (Nr. 16).

Es werden behandelt: Dionysische Sarkophag in Lyon, Lille und im Vatikan (Aufsätze Nr. 1–3); Eckmasken an Deckeln (Nr. 4); Darstellungen der Winde auf Sarkophagen (Nr. 5); ein Kinder-Sarkophag mit Achill, der dem Kentauren Chiron übergeben wird (Nr. 6); Anmerkungen zum Prometheus-Sarkophag in Neapel (Nr. 7), den Phaethon-Sarkophagen (Nr. 8) und Fragmenten mit Erosen (Nr. 9–10); Lenois (Nr. 11); »symbolisme funéraire« (Nr. 12 [aus ANRW] und 13); »Typen-Wirtschaft« auf Sarkophagen (Nr. 14); das »Kunstwollen« von A. Riegl (Nr. 15).

Zahlreiche Beobachtungen zu einzelnen Sarkophagen oder Gruppen finden sich im Kapitel 17, den »Retractions« (S. 333–338). Kurze »Compléments bibliographiques« sind angeschlossen (S. 339 f.).

Leider ist die Qualität der Abbildungen häufig nicht sehr gut, da sie (außer im Aufsatz Nr. 16) nach den ursprünglichen Publikationen und nicht nach Photographien reproduziert worden sind. Sehr zu bedauern ist, dass keine Möglichkeit bestand, ein Register der behan-

delten Sarkophage, zumindest derjenigen aus Aufsatz Nr. 16, zu erstellen; jetzt ist es sehr zeitaufwendig zu überprüfen, ob der Verfasser ein bestimmtes Stück erfasst hat und wie er es beurteilt.

Der Aufsatz Nr. 16, »Les sarcophages en Gaule Romaine (des Antonins a la tétrarchie). Essai de synthèse provisoire«, beruht auf den jahrzehntelangen Forschungen des Autors zur kaiserzeitlichen Kunst in Gallien und speziell den Sarkophagen. Nur auf ihn soll hier etwas näher eingegangen werden. Zunächst werden die importierten Exemplare aus Rom (IA S. 272–288) und Athen (I B S. 288–290) in Listen vorgelegt und jeweils kurz besprochen, einschließlich eines Vorschlages zur zeitlichen Einordnung. Dann werden die Probleme der »Produits micrasiatiques?« (IC S. 290–292) und danach diejenigen der »Exemplaires d'origine incertaine« (ID S. 292–294) behandelt. Es folgt ein kurzer Überblick über die Wiederverwendung im Mittelalter (S. 294 f.). Anschließend werden die Exemplare besprochen, die in Gallien in lokalen Werkstätten produziert worden sind (II S. 296–318), und zwar die Nachahmungen nach stadtrömischen (IIA S. 297–299), attischen (II B 1 S. 299 f.) und kleinasiatischen Vorbildern (II B 2 S. 300–305), die verschiedenen Deckel (II B 3 S. 305–309) und schließlich die »Modèles communs« (II C S. 310–314), worunter Turcan Exemplare mit *tabula ansata* versteht, sowie die Blei-Sarkophage (III S. 315–318). Ganz kurz ist die Zusammenfassung (S. 318 f.); 24 Abbildungen geben einige Anschauung; weitere Stücke sind in anderen Aufsätzen des Bandes abgebildet.

Eine Diskussion aller Probleme und aller Sarkophage, die im Aufsatz Nr. 16 behandelt werden, ist nicht möglich; das würde ausgedehnte Reisen mit einem Studium der Originale erfordern und einen Band im Rahmen des Sarkophag-Corpus ergeben. Hier soll nur auf eine Frage eingegangen werden, soweit das nach den vorliegenden Publikationen möglich ist; sie gibt die Grundlage, die Situation in Gallien zu beurteilen: Welche Sarkophage sind in fertig ausgearbeitetem Zustand importiert worden, und woher kommen sie? Ich habe in einem ersten Überblick, bei dem es nicht auf Vollständigkeit ankommen konnte, 48 Exemplare zusammengestellt, die ich damals für Importe aus Rom hielt (Ein Endymionsarkophag in Arles. Bonner Jahrb. 177, 1977, 245–270, mit einer Liste S. 258–261). Etwas später nahm ich einige Korrekturen vor, trug wenige Stücke nach und bemühte mich, die schwierige Situation in Gallien zu charakterisieren (G. KOCH/H. SICHTERMANN, Römische Sarkophage. Handb. Arch. [München 1982] 296–300; der S. 296 mit Anm. 3 genannte Riefel-Sarkophag in Arles ist nach der Gestaltung der Nebenseiten nicht stadtrömisch; der fragmentierte Kasten mit Olivenernte [Bonner Jahrb. a. a. O. 259] ist eine lokale Arbeit, wie ich a. a. O. [1982] S. 296 in Anm. 7 berichtet habe). Es gibt Importe von fertig ausgearbeiteten Sarkophagen in großer Anzahl aus Rom und in einigen Exemplaren aus Athen. Halb-Fabrikate für Girlanden-Sarkophage und Deckel sowie vielleicht »Rohlinge« für Sarkophage sind aus Prokonnesos herbeigeholt worden. Auch der Import

fertig ausgearbeiteter Sarkophage aus Kleinasien wäre möglich, ist bisher jedoch nicht nachzuweisen; es ist in Arles aber eine Osthethke gefunden worden, die zur pamphyllisch-kilikischen Gruppe gehört und sicher in der Antike nach Arles gebracht worden ist (C. SINTÈS/M. MOUTASHAR, Musée de l'Arles antique [Arles 1996] 152 Nr. 148). Lokal wurden vor allem Sarkophage aus Rom, in geringer Anzahl aus Athen kopiert und nachgeahmt; bei einigen Exemplaren sind Besonderheiten von kleinasiatischen Sarkophagen übernommen worden. Bei den stadtrömischen Sarkophagen in Gallien kommt als weiteres Problem hinzu, dass vielfach nicht sicher ist, ob sie schon in der Antike oder erst in der Neuzeit importiert worden sind (für das Museum in Arles wird nicht die immerhin schon mehrere Jahre geltende »amtliche« Bezeichnung »Musée de l'Arles antique« benutzt!).

Der Verfasser führt in seiner Liste 87 Exemplare als antike Importe aus Rom auf. Darunter sind sechs Jagd-Sarkophage (dazu auch KOCH/SICHTERMANN a. a. O. 296 Anm. 4), bei denen ich nach wie vor keine Kriterien für eine Entscheidung sehe, ob es Importe aus Rom oder lokale Arbeiten sind (Nr. 9; 20; 24; 31; 61; 62). Mehrere Fragmente sind erst 1980 (Nr. 74–78; 80) oder sogar erst 1996 (Nr. 85; 86) erstmals abgebildet. Andere, die in der Liste erfasst sind, sind unpubliziert (Nr. 44–47) oder verschollen und ohne Abbildung (Nr. 67; 79; 87); bei ihnen ist also überhaupt nicht sicher, ob es sich um stadtrömische Stücke handelt.

Zu einzelnen Exemplaren:

Nr. 4: Der Sarkophag soll 1691 zerstört worden sein, es gibt keine Abbildung; da in Gallien Riefel-Sarkophage eindeutig lokaler Produktion nachzuweisen sind, würde ich es nicht wagen, das Stück unter die Importe aus Rom aufzunehmen.

Nr. 8: Nach der einzigen vorliegenden Abbildung hatte ich das Stück nicht zu den Sarkophag-Fragmenten gezählt.

Nr. 17: Für Rom völlig untypisch sind die Form eines Daches, die großen Ziegel und die Akrotere; ich möchte den Deckel zu den Nachahmungen von kleinasiatischen Deckeln zählen (KOCH/SICHTERMANN a. a. O. 299 mit Anm. 49); es wäre zu überprüfen, ob es sich um ein Halbprodukt aus Prokonnesos handelt, das lokal ausgearbeitet ist (auch die von Turcan genannten Parallelen in Rom und Salerno sowie ein weiterer Deckel in Arles sind Sonderfälle und stehen nicht in der stadtrömischen Tradition; vgl. V. GAGGADIS-ROBIN, Sarcophages d'Arles. In: G. KOCH [Hrsg.], Akten des Symposiums »125 Jahre Sarkophag-Corpus«, Marburg 1995 [Mainz 1998] 276 Taf. 109,9).

Nr. 22: Es dürfte sich um das dionysische Fragment handeln, das unpubliziert zu sein scheint und von mir genannt worden ist (KOCH/SICHTERMANN a. a. O. 296 Anm. 1; Foto Marburg 52126).

Nr. 25: Nach der vorliegenden Abbildung halte ich das Deckel-Fragment wegen der harten Falten und des unförmigen Eckkopfes für eine lokale Arbeit (KOCH/SICHTERMANN a. a. O. 297 Anm. 17).

Nr. 29: Das Fragment (mit einem kleinen weiteren anpassenden) ist jetzt aufgenommen in: B. CHRISTERN-BRIESENICK, Frankreich, Algerien, Tunesien. Repertorium christl.-ant. Sarkophage 3 (Mainz 2003) 186 Nr. 395 Taf. 97,1 (es gehört allerdings nicht in diesen Band, da nichts auf christliche Thematik weist; die Datierung ist viel zu spät).

Nr. 35: Der Kasten ist glücklicherweise nicht »détruite en 1848–1850«, wie bereits in der einen vom Verfasser genannten Publikation festgehalten ist (É. ESPÉRANDIEU, Recueil général des bas-reliefs, statues et bustes de la Gaule romaine 10. Coll. Doc. Inédits Hist. France [Paris 1928] 193 f. Nr. 7561); auch im Denkmäler-Inventar wird er offensichtlich für verschollen gehalten, ohne Kenntnis des Hinweises von Espérandieu (J.-P. BRUN, Le Var. Carte Arch. Gaule 83/1 [Paris 1999] 473 Abb. 504); er steht in einem Weingut in Bourgneuf-Val-d'Or (G. KOCH, Sarkophage der römischen Kaiserzeit [Darmstadt 1993] 225 Anm. 339). Zu dieser Gruppe auch: G. KOCH, Zur Neubearbeitung der mythologischen Sarkophage. Marburger Winkelmann-Programm 1984, 31–34.

Nr. 50: Den verschollenen Riefel-Sarkophag sehe ich nach wie vor als lokale Arbeit an (KOCH/SICHTERMANN a. a. O. 297 mit Anm. 13); dafür sprechen der dachförmige Deckel mit den großen Ziegeln und den Löwenköpfen, die aufrecht stehenden Schuppen auf der Nebenseite, die Form der Basis des Tondo, die Füllungen in den Zwickeln neben dem Tondo und anderes.

Nr. 51: Wegen der übergreifenden Profile unten und oben, der geschweiften *ansae* und auch der Träger der *tabula* halte ich diesen Riefel-Sarkophag ebenfalls für eine in Gallien gefertigte Kopie eines stadtrömischen Exemplars (KOCH/SICHTERMANN a. a. O. 297 mit Anm. 13).

Nr. 55: Bei diesem Fragment ist es für mich wegen der handwerklichen Ausführung nicht sicher, dass es zu einem Sarkophag gehört.

Nr. 59: Den Riefel-Sarkophag und Deckel in Narbonne hatte ich für stadtrömisch gehalten; beim Kasten bleibe ich bei meiner Meinung (siehe auch KOCH/SICHTERMANN a. a. O. 168 Anm. 11); bei genauerer Betrachtung scheint der Deckel kürzer zu sein und damit nicht ursprünglich zum Kasten gehört zu haben; neben den Eckköpfen führt offensichtlich die vorspringende Leiste seitlich außen herum; das findet sich nicht in Rom, sondern nur bei lokalen Exemplaren in Gallien; auch die Blickrichtung der Büsten spricht für eine Entstehung in Gallien.

Nr. 68: Das Fragment hatte ich unter die attischen Erosen-Sarkophage eingeordnet; Näheres lässt sich ohne Überprüfung des Originals nicht sagen (KOCH/SICHTERMANN a. a. O. 433 Nr. 73).

Nr. 72: Für mich ein lokaler Deckel; dafür sprechen die Ausführung, soweit sie zu erkennen ist, und vor allem die senkrechten Stege zwischen den Büsten und den fliegenden Erosen sowie an den Seiten; Parallelen sind in Gallien erhalten (KOCH/SICHTERMANN a. a. O. 297 Anm. 17).

Nr. 78: Das Stück liegt zwar nur in einer groben Skizze vor; es wird sich aber nicht um einen Deckel-Akroter eines stadtrömischen Sarkophages handeln; es könnte zu der in Gallien verbreiteten Gruppe einzeln gearbeiteter Gorgo-Köpfe oder zu einem lokalen Deckel (vgl. z. B. R. GUÉRY u. a., Informations archéologiques. Gallia 44, 1986, 397 Abb. 22; von Turcan S. 275 unter Nr. 17 als lokal erwähnt) gehören.

Die Anzahl von 87 Exemplaren, die der Verfasser als Importe aus Rom auflistet, wird also erheblich reduziert. Vielleicht könnte sie aber auch wieder erhöht werden, wenn man Fragmente – nach einer Untersuchung der Originale – einbezieht, die mir nach den vorliegenden Abbildungen stadtrömisch zu sein scheinen. Es seien einige Beispiele genannt:

Nr. 1–7: Arles: ESPÉRANDIEU a. a. O. 12 (1947) Nr. 7966–7967; 7970–7974.

Nr. 8: Aix-en-Provence: KOCH/SICHTERMANN a. a. O. 296 Anm. 1 (Foto Marburg 42770): Fragment mit fliegendem Eros.

Nr. 9: Aix-en-Provence: J.-P. BRUN, Le Var. Carte Arch. Gaule 83/2 (Paris 1999) 578 Abb. 672–673: Fragmentierter Riefel-Sarkophag mit Hirt und Orans.

Nr. 10: Lyon (Inv. 441?): KOCH/SICHTERMANN a. a. O. 118 mit Anm. 29 (Foto Marburg 43402): Fragment einer Wanne mit bukolischer Darstellung.

Nr. 11: Verschollen, ehem. Lyon: ESPÉRANDIEU a. a. O. 3 (1910) Nr. 1776.

Nr. 12: Nîmes: ESPÉRANDIEU a. a. O. 1 (1907) Nr. 461; J.-L. FICHES/A. VEYRAC (Hrsg.), Nîmes. Carte Arch. Gaule 30/1 (Paris 1996) 315 Abb. 275: Fragment sehr guter Qualität aus Marmor, das nach der Größe (0,66 m × 0,40 m, Dicke 0,20 m) zu einem Sarkophag gehören könnte.

Nr. 13–18: Vienne: ESPÉRANDIEU a. a. O. 1 (1907) Nr. 342; 348; 349; 365; 366; H. LAVAGNE (Hrsg.), Vienne. Nouvelle Espérandieu 1 (Paris 2003) 109 Nr. 261.

Bei einer gründlichen Überprüfung der Museen und Magazine in Frankreich wird sich die Anzahl der Sarkophage und Fragmente sicher erhöhen lassen, und man wird mehr Kriterien erhalten, stadtrömische Importe von lokalen Kopien und Nachahmungen zu unterscheiden. Auch weitere Fragmente von attischen Sarkophagen werden sich identifizieren lassen (vgl. G. KOCH, Ein Erymionsarkophag in Arles. Bonner Jahrb. 177, 1977, 254 mit Anm. 49; KOCH/SICHTERMANN a. a. O. 468; einige Fragmente aus Arles wird V. GAGGADIS-ROBIN in den Akten des Symposiums des Sarkophag-Corpus 2001 [im Druck] publizieren). Sicher können dann auch die Einflüsse aus Kleinasien klarer charakterisiert werden (vgl. bei Turcan Abb. 5; 6; ST. BÖHM, Ein früher Girlandensarkophag in Arles. Kleinasatisches Formengut in der Gallia Narbonensis. Röm. Mitt. 110, 2003, 287–301; der Kasten Abb. 7 könnte mit der Dreiteilung der Vorderseite von Oberitalien abhängen). Die Besonderheiten der Produktion in Gallien dürften noch deutlicher werden; darunter sind einige ungewöhnliche Stücke (z. B.

Abb. 11–12; 17; 22). Für alle diese Fragen gibt der Verfasser aufgrund seiner jahrzehntelangen Beschäftigung mit dem Material in dieser »synthèse provisoire« wertvolle Anregungen für weitere Überlegungen, die hoffentlich einmal zu einer umfassenden Publikation mit guter photographischer Dokumentation führen werden.

Für das Problem, wie sich importierte stadtrömische Sarkophage von lokalen Arbeiten unterscheiden lassen, sind auch die Exemplare mit christlicher Thematik heranzuziehen: G. KOCH, Frühchristliche Sarkophage (München 2000) 466–501; BRIESENICK-CHRISTERN a. a. O. (dazu ausführliche Besprechung: G. KOCH, Göttingische Gelehrte Anzeigen 256, 2004, 179–199).

Marburg

Guntram Koch

JUTTA DRESKEN-WEILAND, **Sarkophagbestattungen des 4.–6. Jahrhunderts im Westen des römischen Reiches**. Römische Quartalschrift für Christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte 55. Supplementband. Verlag Herder, Rom, Freiburg, Wien 2003. 455 Seiten, 69 Abbildungen.

Die vorliegende Arbeit stellt das gelungene Ergebnis eines Postdoktorandinnenstipendiums aus Regensburg dar, das zu einer Göttinger Habilitationsschrift geführt hat. Die Untersuchung geht von der Beobachtung aus, dass »gerade die nahe liegende und für die historische Bedeutung grundlegende Frage nach dem konkreten historischen Kontext von Sarkophagbestattungen noch nicht eingehender behandelt worden« ist: »Sowohl epigraphische als auch archäologische Aspekte von Sarkophagbestattungen sind bisher nicht gründlich untersucht worden. Dies gilt sowohl für die Kaiserzeit, in der seit dem 1. Jh. n. Chr. die stadtrömische Sarkophagproduktion einsetzt, welche seit der mittleren Kaiserzeit größere Bedeutung erlangte, als auch für die Spätantike, in der wohl im früheren 5. Jh. die Herstellung von Sarkophagen in Rom endete. Die Sarkophaginschriften sind als eine sehr wertvolle Quelle anzusehen, da sich zumindest die reliefierten Exemplare meist recht gut datieren lassen« (S. 12).

Die allein schon dadurch verdienstliche Zusammenschau von epigraphischen und archäologischen Daten, die in bestem Sinne das Konzept der Einheit der Altertumswissenschaften von der Archäologie bis zur Alten Geschichte und bis zur Mentalitätsgeschichte einschließlich jener Disziplinen, die der christlichen Antike gewidmet sind, revitalisiert, führt Dresken-Weiland zuerst zu der Frage nach den Sozialdaten der Bestatteten und Bestattenden. Hierzu hatte sich die Autorin schon einmal geäußert: J. DRESKEN-WEILAND, *Ricerche sui committenti e destinatari di sarcofagi paleocristiani a Roma*, in dem auch sonst für unsere Thematik wichtigen Sammelband F. BISCONTI/H. BRANDENBURG (Hrsg.), *Sarcofagi tardoantichi, paleocristiani e altomedievali. Monumenti*

Ant. Cristiana 2,18 (Vatikan 2004) 149–153 (mit einer nützlichen Tabelle zur Ikonographie der nichtchristlichen Sarkophage von 270 bis 400). Die so gewonnene schichten- und ständespezifische Differenzierung weist auf Unterschiede der mittleren Kaiserzeit und der Spätantike, die »Besonderheiten der spätantiken Situation und die tief greifenden Veränderungen seit constantinischer Zeit« (S. 12). Die Nützlichkeit der etwas eigenwilligen chronologischen Terminologie kann bezweifelt werden. Synonym behandelt werden hier: a) pagan, heidnisch und kaiserzeitlich, sowie b) spätantik und frühchristlich. Als »mittelkaiserzeitlich« bezeichnet Dresken-Weiland (S. 13) die Zeitspanne vom Anfang des 2. Jhs. bis zum späten 3. Jh., vor allem auf die stadtrömische pagane Sarkophagproduktion bezogen.

Die wichtige Zusammenschau von Bildern und Inschriften erfolgt auf der Grundlage des Materials aus Rom, Concordia und Salona, also auf der Basis der ersten beiden Bände des »Repertorium der christlich-antiken Sarkophage« bearbeitet von H. BRANDENBURG (Wiesbaden 1967) bzw. J. DRESKEN-WEILAND (Mainz 1998). Die Verfasserin konnte noch nicht berücksichtigen: III bearb. von B. CHRISTERN-BRIESENICK (Mainz 2003) (neuere Lit.: P. ZANKER/B. C. EWALD, *Mit Mythen leben. Die Bilderwelt der römischen Sarkophage* [München 2004]; M. SAPELLI, *La produzione dei sarcofagi in età costantiniana*. In: A. DONATI/G. GENTILI (Hrsg.), *Costantino il Grande. La civiltà antica al bivio tra Occidente e Oriente* [Mailand 2005] 166–173). Sie ermöglicht Beobachtungen zu Standard-Dekorationen und lässt die Autorin dann weiter fragen, »ob und in welchem Ausmaß Käufer von Sarkophagen Einfluss auf die Gestaltung der Bilder nahmen ... Die Untersuchung der Aufstellungsorte von Marmorsärgen bildet die Voraussetzung nicht nur für die Einschätzung von Wertigkeit und Bedeutung, die Sarkophagbestattungen im Verständnis der Zeitgenossen zukamen, sondern auch für das Verständnis der auf ihnen angebrachten Bilder« (S. 12 f).

Die Arbeit gliedert sich nach einer kurzen Einleitung zur Sarkophagbestattung im Kontext der stadtrömischen Bestattungen im 4. Jh. konventionell in einen Untersuchungsteil und einen Katalog. In Dresken-Weilands Buch erscheint für das genannte Jahrhundert immer wieder folgende Produktionsfrequenz: 1. Drittel intensiv, 2. Drittel deutlich fallend, 3. Drittel erneut ansteigend, wobei aber gefragt werden darf, ob das wirklich zutreffend ist oder ob wir hier nicht in unsere eigene stilgeschichtlich begründete »Chronologiefälle« geraten. Während das Faktum hier gar nicht bestritten werden soll, wäre zu prüfen, ob nicht die Begründung vertieft werden müsste. Die Untersuchungen gehen vom inschriftlichen Befund aus. Das sind für Rom 485 nichtchristliche und 310 christliche Sarkophaginschriften (S. 23 u. 19). Beide Gruppen werden immer wieder unter den verschiedenen Fragestellungen miteinander verglichen und in Beziehung gesetzt. Dabei treten die Fragen nach dem persönlichen und sozialen Status und nach dem gender-geschichtlichen Aspekt in den Vordergrund.

So legen sich dem Leser Fragen nach der Bevölkerungsstatistik, dem Frauenüberschuss und dem frühen Tod der Frauen ebenso nahe wie nach einer sozialgeschichtlichen Differenzierung unter den Gesichtspunkten einer upper middle class der spätkaiserzeitlichen Gesellschaft [??] und ihrer sozialen Präentionen, die ja im Grabeszusammenhang immer eine Rolle spielen. Grundsätzlicher ist natürlich die Frage, wieweit geringe Unterschiede statistischer Werte als absolute Unterschiede und Veränderungen wahrzunehmen oder Indikationen für unterschiedliche Tendenzen sind. Solche Tendenzen zeigen sich in Übereinstimmung mit unserem Wissen aus anderen (literarischen) Quellen auch für die Frage nach der Christianisierung von Frauen, Männern und Gesellschaft in Rom und – dazu im Vergleich – mit Salona und Concordia und in ihren jeweils unterschiedlichen gesellschaftlichen Gefügen. Aber selbst für Rom mit seinem deutlichen und scheinbar eindeutigen Ergebnis einer synchronisierten Übersicht über die Verteilung nichtchristlicher und christlicher Sarkophage in drei großen Zeitabschnitten von 270 bis 400 n. Chr. (S. 64f.: 270–300 n. Chr. stehen 788 nichtchristlichen Sarkophagen 71 christliche gegenüber; 300–330 n. Chr. 317 nichtchristlichen 463 christliche und 330–400 n. Chr. 12 nichtchristlichen 325 christliche), die innerhalb des 4. Jhs. nicht nur zur Dominanz, sondern fast zum Monopol christlicher Sarkophage geführt haben, fehlen hier die Parameter. Niemand wird am Ende des 4. Jhs. bei aller Betonung eines Christianisierungsschubes, den die hier untersuchten Quellen mit 96,5 % wohl etwas verzerrt reflektieren, – was seinerseits wieder eine für die Mentalität von Sarkophaginhabern sehr aufschlussreiche Aussage darstellt –, von einer Christianisierung sprechen wollen. Wohl aber ist mit Dresken-Weiland richtig zu konstatieren, »wie monumental das Christentum in der Regierungszeit Constantins in Erscheinung trat« (S. 66).

Die archäologischen Untersuchungen widmen sich zunächst den Frauen- und Kinderbildern sowie den in Bosse stehen gebliebenen und den umgearbeiteten Porträts. Bei den Kinderbildern muss mit Halbfertigprodukten (S. 85) gerechnet werden, die teilweise die erhoffte Karriere des Kindes abbilden sollen. Die *dextrarum iunctio* erscheint auf den frühchristlichen Sarkophagen besonders gerne, wenn die Inschrift einer Frau gewidmet ist, also als Frauenthema: Betonung der Ehe als das Attribut der Frau. Aber muss das eindeutig im Sinne einer christlichen Eheethik interpretiert werden? Vielleicht spielt auch hier die frühe Frauensterblichkeit eine Rolle.

Der archäologische Schwerpunkt des Buches liegt im 3. Kapitel: Aufstellung der Sarkophage. Hier kann nicht nur in Rom, Ravenna und Dalmatien eine große Bandbreite von Möglichkeiten beobachtet werden: in Grabbauten, *sub divo* außerhalb von Grabbauten, in Katakomben, Kirchen und den römischen Umgangsbasiliken. Dieses Material einmal zusammengestellt und systematisch aufgearbeitet und beschrieben zu haben

(vgl. Katalog V: Fundkontexte) ist eines der weiteren großen Verdienste dieses Buches.

Aber neben diesen Zusammenstellungen zu Kontext und Material der Funde und zur Grabestopographie bietet dieses Kapitel in seinem 6. Paragraphen unter der fast untertrieben reduzierenden Überschrift »Zur oberirdischen und unterirdischen Aufstellung verzierter und unverzierter Sarkophage und zur Rolle des Betrachters« wichtige grundsätzliche Ausführungen zur frühchristlichen Grabesikonographie, speziell zu den Darstellungen auf den Sarkophagen. Die Autorin bringt hier einen innovativen Ansatz »zur Rolle des Betrachters bzw. der Bedeutung der auf dem Sarkophag angebrachten Bilder« im Verhältnis zum Sarkophag selbst. So führt die Beobachtung, dass Sarkophage häufig im Boden versenkt waren, was vielerorts von Rom bis Trier und Nordafrika nachzuweisen ist, neben einer Reihe anderer Beobachtungen (Inschriften oder Bild im Sarkophag) zur These vom »Desinteresse an einem möglichen Betrachter« (S. 189), weiterhin zu der Deutung, dass »keine über den Moment der Beisetzung hinausgehende Außenwirkung beabsichtigt« sei (S. 190) und dass ganz allgemein gelte, »dass weniger das Bild als die Tatsache der Sarkophagbestattung von Bedeutung war« (S. 194). Darauf weist auch die Tendenz zu Wiederverwendung und Mehrfachbestattung und die Umarbeitung von Architektur- und Sarkophagteilen, die man zu Sarkophagen zusammensetzte. Daraus ergibt sich eine bisher in der Forschung unbeachtet gebliebene »Gleichbehandlung von unverzierten und reliefierten Exemplaren« (S. 195).

Das alles hat Auswirkungen für die Interpretation des Umgangs der Hinterbliebenen mit Trauer und Schmerz und für das Bedürfnis, die Würde des Verstorbenen und die Repräsentation hervorzuheben. Stärker aber vielleicht noch sind die Auswirkungen für die Interpretation der Bilder auf den Sarkophagen. Außer den vielleicht nicht nur primär für die Hinterbliebenen tröstlichen Gedanken sieht Dresken-Weiland in ihnen »eine auf die Verstorbenen bezogene Deutung der Darstellungen« – und sie folgt darin einer Anregung von Josef Engemann (Deutung und Bedeutung frühchristlicher Bildkunst [Darmstadt 1999] 107), der im Grabesbereich neben allen anderen Bedeutungen auch eine solche gefordert hat. Dazu gehört auch eine gewisse magische Schutzfunktion, die die Bilder besessen haben. Die Entscheidung, ein bestimmtes Bild zu wählen, ist »am ehesten als persönliche Wahl zu erklären« (S. 192). Neben dieser Betonung des Christseins des Verstorbenen wirkt die Wahl der einzelnen Bilder sekundär, da jedes dieser Bilder eigentlich diese Grundbedeutung enthält. »Insgesamt entsteht der Eindruck, dass die Menschen der mittleren Kaiserzeit und der Spätantike zu dem auf dem Sarg angebrachten Bild in vielen Fällen keine exklusive Beziehung entwickelt und diesem keine übergroße Wichtigkeit beigemessen haben« (S. 193).

Nach der Zusammenfassung auf deutsch, französisch, italienisch und englisch (S. 199–214) folgt der Katalogteil. Wir finden elf Kataloge: zu *Inscriptiones*

Christianae Urbis Romae 1–10; Repertorium der christlich-antiken Sarkophagie I–II; *Année Épigr.* 1973–1987; CIL VI; *Année Épigr.* 1916–1999; *Inscriptiones Graecae Urbis Romae*; zu weiteren paganen und zu weiteren christlichen Inschriften Roms; zu den Sarkophaginschriften von Concordia und Salona; und schließlich den überaus wichtigen Katalog: Fundkontexte kaiserzeitlicher und frühchristlicher Sarkophagie. So präzise und materialreich die einzelnen Eintragungen sind, führt die verwirrende Organisation dieses Kapitels doch auf einige grundsätzliche Fragen.

Darunter scheint mir das am schwersten wiegende Gravamen zu sein, dass der Leser in einem Werk, das nicht zuletzt auf der Auswertung epigraphischer Daten basiert, wohl erwarten darf, dass die vollständigen Texte der Inschriften wiedergegeben werden. Aus dem Nebeneinander der Kataloge hätte sich vielleicht ein großer Katalog (mit den eingehenden Beschreibungen und den Literaturhinweisen) in einer topographischen Ordnung nach dem in IV 5 benutzten Schema erstellen lassen. Das hätte zu einer besseren Übersichtlichkeit geführt und hätte vor allem auch das Miteinander- und Ineinanderverflochtensein von nichtchristlichen und christlichen Sarkophagen und Veränderungen deutlicher machen können. Zu einem solchen Generalkatalog hätten dann einfache Konkordanzen treten können. Er erhielte seine Bedeutung auch durch den großen geographischen Raum, den Dresken-Weiland dankenswerter Weise ins Auge gefasst hat, nämlich nicht nur die Stadt Rom, die naturgemäß mit ihrem Umland einen Schwerpunkt bildet, sondern auch die ganze westliche Reichshälfte von Grossbritannien bis nach Spanien, Nordafrika und Dalmatien.

Im Sinne einer durchsichtigeren Informationsvermittlung, die dann etwa auch erlaubte, z. B. IV 1 b Rep. 1, 680 und IV 5 E 5 an einem Ort zu finden und mit den fehlenden Einträgen IV 1 a zu ICUR 4164 sowie CIL 6, 41341 zu verbinden, wäre dem wichtigen und anregenden Buch für eine zweite Auflage eine Neuorganisation dieses Teiles zu wünschen.

Wien

Wolfgang Wischmeyer

MARTIN LANGNER, *Antike Graffitizeichnungen. Motive, Gestaltung und Bedeutung*. Palilia 11. Dr. Ludwig Reichert Verlag, Wiesbaden 2001. 352 Seiten, 163 Tafeln, 78 Abbildungen und 1 CD-ROM.

Erfolgte eine Edition der Graffiti-Inschriften auf Wänden, z. B. aus Pompeji, nur wenig nach ihrer Entdeckung u. a. im *Corpus Inscriptionum Latinarum* IV, so wurden die gleichzeitig entdeckten Ritzzeichnungen kaum systematisch zusammengestellt und ausgewertet. Mit der Untersuchung antiker Graffitozeichnungen schließt nun der Verfasser in seiner Kölner Dissertation diese seit lan-

gem bestehende Forschungslücke. Aufgenommen wurden von ihm Zeichnungen, die an nicht primär dafür vorgesehenen Orten, wie z. B. Hauswänden, Säulenschäften, Sitzbänken etc. angebracht wurden. Dabei wird ein Zeitraum von der vorklassischen Zeit bis zur Spätantike abgedeckt, wobei ein Schwerpunkt, nicht zuletzt aufgrund der Vesuvstädte, in der frühen und mittleren Kaiserzeit liegt. Graffitozeichnungen auf beweglichen Trägern sind ausgespart.

Eingangs grenzt der Verfasser das Material ab und beschreibt die technische Ausführung der Graffiti, die er durch Fotografien illustriert. Auch zur Datierung der geritzten Zeichen und Motive stellt er Überlegungen an. Zu Recht weist er auf die Problematik der zeitlichen Einordnung der Ritzzeichnungen hin. Allerdings muss der Rezensent anmerken, dass eine Auseinandersetzung mit modernen Fälschungen für den Leser an dieser Stelle hilfreich gewesen wäre. Immerhin äußert Langner seine durchaus berechtigten Zweifel an der Authentizität einer Frauenzeichnung vom Magdalensberg (S. 44 Anm. 253).

In Kapitel II geht der Verfasser zunächst auf die Forschungsgeschichte und eine moderne Bewertung heutiger Graffiti ein. Dabei formuliert er seine Grundthese: Die antiken Ritzinschriften und -zeichnungen sind anders als heutige Graffiti nicht als Wandschmiereien oder Sachbeschädigung zu verstehen, sondern gehörten zur üblichen Praxis, Wände und andere Dinge zu beschreiben. Dieser Vorstellung darf aus meiner Sicht zugestimmt werden.

Im dritten Kapitel (»Zur Funktion verbaler Graffiti«) führt der Verfasser diese Überlegungen fort und setzt sich mit dem Zweck verbaler Graffiti auseinander. Dazu werden die Schriftgraffiti aus Pompeji verschiedenen Gruppen, wie z. B. Namen, Grüsse, Zahlen etc. zugeordnet und ihre Zahl im Hinblick auf drei Anbringungsorte (Außenwände, Innenräume und Säulen der Großen Palästra) ausgewertet. Kritisch anzumerken bleibt, dass eine Sortierung der Ergebnislisten (S. 22–23) nach prozentualem Anteil hier die Gewichtung hätte deutlicher erkennen lassen.

Unter den Ritzinschriften bilden die Namen den größten Anteil. Unterschiedliche Verteilungen lassen sich bei Zahlen und Einzelbuchstaben feststellen. Die Häufung von eingeritzten Zahlen in Innenräumen sieht der Verfasser im Zusammenhang mit einer dortigen Geschäftstätigkeit, bei der beispielsweise Rechnungen auf die Wände geschrieben wurden. Die überdurchschnittliche Zahl von Einzelbuchstaben auf den Säulen der Großen Palästra wird von ihm allerdings nicht kommentiert. Sie lässt sich nach meiner Meinung am ehesten als abgekürzte Personennamen zu der ohnehin häufigen Gruppe der Namen addieren.

In Kapitel IV (»Motive der Graffitizeichnungen und ihre Ausführung«) werden die Zeichnungen klassifiziert, erläutert und Hauptthemen wie beispielsweise »Ornamente und Symbole« oder weiteren Untergruppen wie z. B. »Buchstabenbilder« zugeordnet. Neben der Beschreibung der einzelnen Motivgruppen weist Langner

auch auf die Orte der Anbringung und den Sinnzusammenhang durch beigefügte Inschriften hin.

Einführend in das fünfte Kapitel (»Spezifische Eigenheiten der Gattung der Graffitozeichnungen im Vergleich zu anderen Bildgattungen«) werden die Graffito-motive nach ihrer Häufigkeit ausgewertet. So gehören die Darstellungen von Köpfen, Sportlern, Tieren und Schiffen zu den geläufigsten Themen. Ausführlich setzt sich der Verfasser auch mit den Charakteristika von Graffitozeichnungen auseinander. Typisch für die eingeritzten Zeichnungen ist die inhaltliche Verkürzung der Aussage auf ein prägnantes Bild. Drei Möglichkeiten der Entstehung von Graffitozeichnungen stellt Langner heraus: Erstens Zeichnungen, die nach einer Vorlage abgezeichnet wurden, zweitens kreative Umdeutungen eines bekannten Motivs und drittens vollkommene Neuschöpfungen durch den antiken Zeichner. Eine Inschrift wird vielfach dann angebracht, wenn die Bildsprache für den beabsichtigten Zweck nicht mehr ausreichte oder es gewünscht war, das Motiv zu konkretisieren oder zu personifizieren.

Das vorletzte Kapitel ist der Anbringung von Graffiti gewidmet (»Anbringung und Bedeutung der Graffitizeichnungen«). Hier werden die Zeichnungen der unterschiedlichen Zeitperioden genauer untersucht. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf den Graffiti aus Pompeji. Dort werden beispielhaft Räumlichkeiten mit Graffiti vorgestellt und die Komposition ihrer Motive erläutert. Hier manifestiert sich das Bild, dass die eingeritzten Darstellungen besonders dort auftauchen, wo sich viele Menschen versammelt oder oft aufgehalten haben. Im Unterkapitel VI.2.i (S. 121) nimmt Langner auch zu den Urhebern der Graffiti Stellung. Ich bin der Meinung, dass dieses wichtige Thema durchaus auch in einem Hauptkapitel hätte erörtert werden können. Beispielsweise hätte hier der Frage nachgegangen werden können, worin sich die Zeichnungen von Frauen im Gegensatz zu denen von Männern unterscheiden. Immerhin wird bei einigen Graffiti diskutiert, dass Kinder die Urheber sein könnten (S. 43; 112 f.).

Im letzten Kapitel findet eine abschließende Betrachtung statt. Die nachfolgenden Zusammenfassungen sind in Englisch und Italienisch geschrieben und nur in einigen Passagen mit dem vorangehenden Resümee identisch. Warum dieser Unterschied gemacht wurde, bleibt unklar.

Der Verfasser hat nach eigenen Angaben die Layout- und Satzarbeiten selbst übernommen, wofür ihm Anerkennung gebührt. Allerdings haben sich einige Fehler eingeschlichen, die beim Lesen auffallen. So finden sich einige Fußnoten nicht auf der gleichen Seite des Verweises, sondern stehen auf der nachfolgenden Seite (S. 36 Anm. 203). Der Fußnotentext auf Seite 140 (Anm. 927) verteilt sich sogar über drei Spalten bis auf die nächste Textseite, was sicherlich vermeidbar gewesen wäre. Weiterhin anzumerken ist die in der Bildunterschrift von Abb. 69 angekündigte, aber fehlende Höhenangabe der Zeichnung (vgl. dazu Abb. 67).

Die Graffiti sind als Strichzeichnungen auf 163 Tafeln verteilt. Die Strichzeichnungen sind von guter Qualität. Die Unterschiede in Strichstärke und Darstellung sind wohl auf die Übernahme von verschiedenen Vorlagen zurückzuführen und können nicht dem Verfasser angelastet werden.

Der Katalogteil, weitere Tabellen und Diagramme finden sich auf einer beiliegenden CD. Sie liegen in Form einer FileMaker Pro Datenbank vor. Die Datenbank ist benutzerfreundlich und leicht zu bedienen. Sie darf nach Aussagen des Autors sogar beliebig erweitert werden, wofür ihm zu danken ist. Es bleibt nur zu hoffen, dass die Datenbank auch unter künftigen Windows-Versionen nutzbar bleibt. Ein Ausdruck des ca. 550 Seiten umfassenden Kataloges ist bei der rasanten Entwicklung in der Computerwelt zumindest anzuraten. Alles in allem präsentiert Langner ein sehr nützliches Werk, dessen dokumentarischer Wert bei dem jährlichen Verlust von Graffitozeichnungen, sei es durch menschliche Einwirkung oder durch Umwelteinflüsse, nicht hoch genug einzuschätzen ist. Es bleibt zu hoffen, dass auch die Graffitozeichnungen auf beweglichen Trägern bald eine ähnliche Bearbeitung erfahren. Ein Vergleich zwischen dem Repertoire der hier vorgestellten Zeichnungen und solchen auf Keramik, Bein oder Glas mag zum Verständnis dieser Gattung weiter beitragen.

Kleve

Stephan Weiß-König

MICHEL REDDÉ und SIEGMAR VON SCHNURBEIN (Hrsg.), *Alésia. Fouilles et recherches franco-allemandes sur les travaux militaires romains autour du Mont-Auxois* (1991–1997). Mit Beiträgen von PH. BARRAL, J. BÉNARD, ST. BENDER, N. BENECKE, H. J. F. BLOEMERS, CH. BOURQUIN-MIGNOT, V. BROUQUIER-REDDÉ, J.-F. BUONCRISTIANI, A. COLIN, R. COLLOT, G. DEPIERRE, A. DEYBER, J.-CL. DRUART, B. FISCHER, A. GELOT, O. GIRARDCLOS, R. GOGUEY, K. GRUEL, M. JOLY, A. KERMORVANT, H.-J. KÖHLER, W. KUCHENBROD, J. MONNIER, CL. MORDANT, CH. PETIT, L. POPOVITCH, H. RICHARD, M. REDDÉ, S. VON SCHNURBEIN, S. SIEVERS, C. VAN DRIEL-MURRAY, C. WENZEL. *Mémoires de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres*, Band 22. Diffusion De Boccard, Paris 2001. Band 1: XX und 562 Seiten, 298 Abbildungen, 3 Farbtafeln, 1 CD-ROM. – Band 2: 386 Seiten, 25 Abbildungen, 116 Tafeln. – Band 3: 19 Beilagen.

Wie die so genannte Varus-Schlacht im Teutoburger Wald als ein Markstein der deutschen Geschichte angesehen wird, ist die Belagerung und der Fall des gallischen *oppidum* der Mandubier Alesia im Jahr 52 vor der Zeitenwende ein Ereignis von großer Tragweite und ein wichtiger Wendepunkt in der französischen Vergangenheit. Wegen seiner Bedeutung – die Belagerung ist zu

den Höchstleistungen römischer Kriegskunst zu zählen – zog das Fundareal beim heutigen Alise-Sainte-Reine immer wieder das Interesse der Altertumsforscher auf sich. Aus wissenschaftsgeschichtlicher Sicht waren die Unternehmungen, die in den Jahren 1861–1865 auf Anordnung Napoleons III. zunächst unter der Leitung von P. Millot, später vor allem unter Aufsicht des Schweizer Offiziers Eugène Stoffel stattfanden, von erheblichem Gewicht, da es damals gelang, aus dem Stand ein Gesamtbild der caesarischen Belagerungswerke zu entwerfen (vgl. [Napoleon III.,] *Histoire de Jules César* [Paris 1865–1866]). In der Zeit Napoleons III. war allerdings die (Feld-)Archäologie als Wissenschaftsfach mit eigenen Methoden noch gar nicht entwickelt, und die Vorstellungen der Altertumsforscher zur Antike beruhten überwiegend auf der gründlichen philologisch-historischen Analyse der Schriftquellen. Gleichwohl haben die Untersuchungen des 19. Jhs. mit ihren genauen Beobachtungen und der Befunddokumentation die entscheidenden Grundlagen der heutigen Kenntnisse des Fundplatzes gelegt. Erst nach 130 Jahren ergab sich erneut die Möglichkeit, Ausgrabungen größeren Umfangs am Fundort durchzuführen, deren Ergebnisse recht schnell in der hier anzuzeigenden Publikation veröffentlicht wurden. Neben den beiden Hauptautoren waren 30 weitere Mitarbeiter an der Abfassung des dreibändigen Werks beteiligt, das – dem Ort und seiner historischen Bedeutung angemessen – einen qualitätvolleren, d. h. stabileren Einband verdient hätte. Im ersten Band sind hauptsächlich die Befunde der sieben Ausgrabungskampagnen von 1991–1997 ausgewertet worden. Bei der Größe des Grabungsobjekts mussten sich die Untersuchungen der französisch-niederländisch-deutschen Equipen auf ausgewählte Bereiche des Einschließungswerks konzentrieren: Neben Sondagen auf der Montagne de Bussy (Lager C) und der Montagne de Flavigny (Lager A und B, *castellum* 11) wurden größere Flächenausgrabungen in der Plaine des Laumes und in der Plaine de Grésigny sowie am Ostabhang des Mont Réa vorgenommen. Zu zentralen Themen römischer Belagerungstechnik liegen am Ende des ersten Bandes Beiträge der beiden Herausgeber vor. Das große *oppidum*, das allein eine Fläche von knapp 100 ha umfasst, konnte im Rahmen dieser Untersuchungen nur am Rande archäologisch erforscht werden: In den Jahren 1991–1996 fanden hauptsächlich kleinere Sondagen im Bereich der Befestigungsanlagen an der östlichen, schiffbugartigen Hügelspitze bei La Croix-Saint-Charles statt. Eine dem 1. Band beigelegte CD-Rom zeigt mit 141 Photographien eine Auswahl der über 4000 Aufnahmen umfassenden Luftbilddokumentation des Belagerungsringes und des *oppidum* Alesia aus vier Jahrzehnten systematischer Befliegungen (1959–1999). Sie werden dem französischen Luftbildarchäologen R. Goguy verdankt. Eine Übersichtskarte erlaubt es dem Leser, rasch die wichtigsten Fundstellen auszusuchen. Neben den reinen Luftbildern können mittels Schaltflächen die in den Aufnahmen gekennzeichneten Bewuchsmerkmale sowie

knapp gehaltene Beschreibungen des Gesamtbefundes aufgerufen werden.

Der zweite Band enthält die Beiträge zu den Funden, die vor allem bei den Ausgrabungen 1991–1997, teils aber auch bei den Altgrabungen zutage kamen. Den Schwerpunkt bilden einerseits die gallischen und römischen Münzfunde, andererseits die umfangreichen Waffenfunde. Die nächst größeren Fundgruppen stellen die meist metallenen Ausrüstungs- und Gebrauchsgegenstände dar. Eine Studie widmet sich dem Rest eines Lederzelts der Belagerer. Der letzte Beitrag befasst sich mit den durch die Ausgrabungen entdeckten Tierknochen.

Beim dritten Band handelt es sich um eine Mappe mit 19 Plänen der Befunde der modernen Ausgrabungen sowie mit einem Nachdruck älterer Übersichtspläne vor allem der napoleonischen Ausgrabungen. Besonders instruktiv ist die große Übersichtskarte 3, die die Befunde der neuen Ausgrabungen – farblich abgesetzt – in den Kontext der Altgrabungen von 1861–1865 einbindet.

Der von seiner Beschaffenheit her sehr heterogene und komplexe Fundplatz Alesia war nur in enger Zusammenarbeit der verschiedenen archäologischen Disziplinen (Provinzialrömische Archäologie, Ur- und Frühgeschichte, Numismatik) neu zu untersuchen, die ihrerseits durch naturwissenschaftliche Studien (Geologie, Tierknochenauswertung) und Prospektionsmethoden (Luftbildarchäologie, geophysikalische Prospektion) ergänzt wurden. Die Vernetzung der Ergebnisse der verschiedenen Wissenschaftszweige ist weitgehend gelungen. Auf den Seiten 55–103 von Band 1 wird die naturräumliche Situation des Fundplatzes Alesia und seiner Umgebung analysiert. Die ausführliche Studie befasst sich nicht nur mit den geologischen Gegebenheiten vor Ort, sondern auch mit den Auswirkungen der Anlage des gewaltigen Zernierungswerks auf die Landschaft. Allein für die Errichtung der Wehrtürme, deren Zahl auf mehr als 6000 geschätzt wird, mussten ungefähr 60 ha Wald abgeholzt werden.

Auf den Seiten 1–31 von Band 1 wird die Forschungsgeschichte des Fundplatzes Alesia und seiner Belagerungswerke behandelt. Nützlich ist die Übersicht über die zahlreichen Ausgrabungen und Sondagen im Gebiet der caesarischen Anlagen zwischen den Jahren 1905 und 1990 sowie die Zusammenstellung der mittlerweile umfangreichen Bibliographie. Die Grabungsmethoden unter Napoleon III. waren durch das Anlegen meist langer, schmaler Suchschnitte und durch das Ausheben der Grabenverfüllungen der römischen Schanzwerke bestimmt. Diese Vorgehensweise ermöglichte es den Ausgräbern, verhältnismäßig schnell ein Gesamtbild des Belagerungssystems zu gewinnen. Gleichwohl war es auf diese Weise kaum möglich, Detailfragen wichtiger Sektoren zu klären. Das Unternehmen der Jahre 1991–1997 hatte den Vorteil, auf den Ergebnissen dieser Altgrabungen aufbauen zu können. Die verfeinerten archäologischen Methoden der heutigen Zeit, bei denen vor allem die Luftbildarchäologie mit ihren jahrzehntelangen Befliegungen eine wichtige Rolle spielte, erlaubten

eine differenzierte Erforschung des Belagerungswerks, wobei man sich auf ausgewählte Aspekte des Objektes beschränken musste.

Bereits bei den Ausgrabungen unter Napoleon III. wurde erkannt, dass das caesarische Zernierungswerk im wesentlichen aus zwei Linien, einem inneren und einem äußeren Belagerungsring, bestand. Die innere Linie (die so genannte *contrevallation*) war gegen das *oppidum* gerichtet und hatte eine Länge von etwa 15 km. Die äußere Linie (die so genannte *circonvallation*) mit ihrer Gesamtlänge von 20,7 km und – im Gebiet der Ebenen – mit einem regelmäßigen Abstand von 100–150 m zur *contrevallation* war gegen das gallische Entsatzheer angelegt worden, das dem eingeschlossenen *oppidum* zu Hilfe kam. Im Allgemeinen haben die jüngsten Untersuchungen die Ergebnisse der Altgrabungen Napoleons III. bestätigt, insbesondere was die Trassenführung der beiden Linien anbelangt. Im Gegensatz zur detaillierten Beschreibung durch Caesar (bes. Gall. 7,72–74: Doppelgraben mit dreifachem System von Annäherungshindernissen) ergaben die modernen Ausgrabungen, dass sich das Schema der Belagerungswerke je nach Abschnitt änderte; dies betraf sowohl die für die Umwehungen verwendeten Materialien (Rasensoden, Steine) als auch die Anordnung, Anzahl und Machart der Annäherungshindernisse (Gräben, *liliae*, *cippi* und *stimuli*). Neben den Unterschieden, die durch das unterschiedliche Baumaterial hervorgerufen wurden, spielte die topographische Lage der Belagerungsabschnitte innerhalb der Gesamtanlage eine maßgebliche Rolle. Der stärkste bislang freigelegte Abschnitt des caesarischen Zernierungswerks war das in der Plaine des Laumes gegen das *oppidum* gerichtete Schanzwerk. Es bestand aus zwei vorderen Gräben, von denen der äußere wenigstens streckenweise Wasser führte. Dies stimmt mit dem Bericht Caesars (Gall. 7,72,3) überein, wonach *quarum interiorem campestribus ac demissis locis aqua ex flumine derivata complevit*. Es schließt sich eine 14–16 m breite Zone von speziellen Annäherungshindernissen an, die aus sechs Reihen versetzt angeordneter Eintiefungen gebildet werden; sie entsprechen den von Caesar (Gall. 7,73,9) als *stimuli* bezeichneten Fallen: Das sind eingetiefte, oben mit eisernen Widerhaken (*hami*) versehene Holzpfähle; im Fundmaterial anzutreffende zickzackförmige Eisenstacheln sind wahrscheinlich mit den erwähnten Widerhaken gleichzusetzen (Bd. 2 S. 239 f. Taf. 85,753–758). Auf die *stimuli* folgen zwei Reihen von länglichen Gräbchen, die zur Aufnahme von Astverhauen (*cippi* bei CAES. Gall. 7,72,2–4) dienten. Vor der eigentlichen Umwehrung wurde ein dritter Graben gefunden, der in Caesars Bericht nicht erwähnt ist. Der *agger* wurde aus Rasensoden, wie einige Stücke in der Böschung des dritten Grabens bezeugen, und dem Grabenaushub errichtet. Recht anschaulich verdeutlichen Skizzen (Bd. 1 S. 91 Abb. 24) die Auswirkungen der Arbeiten an den Zernierungswerken auf die Landschaft und den Prozess des Verfalls der römischen Schanzwerke nach dem Ende der Belagerung. Wehrtürme, bestehend aus vier Pfosten, waren mit einem Abstand von 15 m in den Wall einge-

lassen. Zu Beginn der Belagerung bot in diesem Abschnitt der weit vorgeschobene 20-Fuß-Graben am Fuß des Mont Auxois zwischen den Flüssen Oze und Ozerain den ersten Schutz bei Anlage der Schanzwerke (CAES. Gall. 7,72,1), wobei allerdings die Entfernungsangabe nicht mit der tatsächlichen Lage übereinstimmt. Bereits bei den napoleonischen Ausgrabungen lokalisiert, konnte er bei den jüngsten Kampagnen nur mittels einer kleinen Sondage untersucht werden.

Gegenüber der *contrevallation* hatte das Schanzwerk der *circonvallation* in der Plaine des Laumes ein abweichendes, etwas schwächeres Verteidigungssystem. Vor einem ersten Graben waren fünf bis sechs Reihen von so genannten Wolfslöchern (*liliae*: CAES. Gall. 7,73,8–9) angelegt; dabei handelt es sich um kegelstumpfförmige Vertiefungen. Nach Caesars Beschreibung waren in sie Rundhölzer mit feuergehärteter Spitze eingelassen, die bei den modernen Ausgrabungen jedoch nicht nachgewiesen werden konnten. In einer Zone zwischen dem vorderen und dem inneren Graben werden vier Reihen *stimuli* oder *liliae* angenommen; der archäologische Befund ist aber unsicher. Die Distanz der Wehrtürme im *agger* fiel in diesem Abschnitt mit 17 m weiter als auf der gegenüberliegenden Schanzlinie aus.

Die in der Plaine des Laumes beobachteten Elemente wiederholen sich in den Abschnitten, die bei den modernen Ausgrabungen untersucht wurden, am Fuß des Mont Réa, in der Plaine de Grésigny, auf der Montagne de Bussy, in den Flusstälern der Oze und dem Ozerain und auf der Montagne de Flavigny. Allerdings variieren der Ausbau und die Anordnung der jeweiligen Annäherungshindernisse. Die Unterschiede sind in schematischen Rekonstruktionszeichnungen (Abb. 296 f.) für fünf Abschnitte anschaulich dargestellt. Mit weiteren Variationen ist zu rechnen, da nur ein Teil des gesamten Zernierungswerks bis heute aufgedeckt wurde.

Von den bekannten Zernierungslagern wurden die Lager A, B und C sowie das *castellum* 11 verhältnismäßig kleinflächig untersucht. Das Lager A, auf der Spitze des Mont Mincey gelegen, hat eine Größe von 2,32 ha. Mit einer Form, die einer Niere gleicht, passt sich die Umwehrung dem Gelände an. Im Norden und Süden sind zwei Toranlagen nachgewiesen, wobei das nördliche Tor durch eine innere *clavicula*, das Südtor durch ein mächtiges *titulum* geschützt wurde. Im Nordwesten zeichnen sich die Pfosten eines Turms und an der Westseite die Pfosten der Umwehrung ab. Das Lager B gehört mit einer Fläche von 7,3 ha zu den größten Lagern des Zernierungswerks. Es hat eine unregelmäßige, etwa elliptische Form. Eine Toranlage ist lediglich an der Nordseite bekannt. Durch die jüngsten Ausgrabungen wurde vor allem der Bereich der Südwestecke der Umwehrung freigelegt, auf die die *circonvallation* mit einer etwa 10 m breiten Unterbrechung stößt. Diese Unterbrechung wurde durch drei Reihen von Annäherungshindernissen (*cippi*) geschützt. Die Lagerbefestigung – bestückt mit engstehenden Vierpfosten-Türmen – bestand aus Trockenmauerwerk, das mit einem Balkenwerk durchsetzt war. Das *castellum* 11 (0,9 ha) wurde bei den jüngsten

Ausgrabungen nur durch einen langen Suchschnitt erfasst und seine Existenz bestätigt. Das Lager C, das sich an die Innenseite der nordöstlichen circonvallation lehnt, hat mit einer Fläche von ungefähr 7 ha ähnliche Abmessungen wie das Lager B. Der Verlauf der Umwehrung ist teils rechtwinkelig, teils gerundet angelegt. Durch die modernen Grabungen konnten ein Nordosttor und ein Osttor festgestellt werden; beide Toranlagen sind durch innere *claviculae* geschützt. Das Nordosttor weist an der Feldseite zwei längliche, parallele Eintiefungen auf, bei denen es sich wahrscheinlich um ein Annäherungshindernis (*titulum*) handelt, das sich allerdings von demjenigen vor dem Südtor des Lagers A unterscheidet. In den Luftbildern zeichnet sich ein drittes Tor an der Südseite ab. Außer diesen Spuren gibt es nur wenige Hinweise auf die eigentliche Lagerumwehrung; vor dem Wehrgraben verlaufen zwei Reihen von *cippi*. An der Stelle, wo die circonvallation auf die Ostecke des Lagers C stößt, kann wie bei Lager B eine Durchfahrt beobachtet werden, die nach Ausweis der Bodenspuren durch eine Toranlage gesichert war. Zu diesem Zweck hat man den ausgehobenen Lagergraben an dieser Stelle mit einer Steinpackung wiederverfüllt, auf der man sich eine Abriegelung bis zur Außenkante der Lagerumwehrung vorstellen muss. An der Südseite des Lagers konnte eine Gabelung der Umwehrung beobachtet werden, bei der ein Graben bogenförmig in das Lagerzentrum abzweigt. Offensichtlich handelt es sich um eine Vergrößerung des Lagers an der Ostseite. Zwei Schleuderbleie mit der Nennung des T. Labienus, eines der herausragenden Legaten Caesars, die im Lager C gefunden wurden, sprechen für die Anwesenheit der ihm unterstellten Truppen in dieser Anlage. Das Lager Caesars wird heute von M. Reddé (Bd. 1 S. 500) – allerdings ohne endgültigen Beweis – im Lager B vermutet.

Die neuen Ausgrabungen haben die Untersuchungen durch Napoleon III., was die Zahl der Zernierungslager, ihre Lage und ihre Form angeht, weitgehend bestätigt. Es ist lediglich das Lager Épineuse in der Plaine des Laumes hinzugekommen, während das Lager I als caesarische Anlage ausscheidet (Bd. 1 S. 402–407). Die Formen der verhältnismäßig kleinen Zernierungslager sind sehr unterschiedlich. Die Spielkartenform, die später besonders bei den kaiserzeitlichen Militärlagern vorherrschte, ist nach heutigem Kenntnisstand vor Alesia nicht vertreten; vielmehr passt sich die Mehrheit der Lager weitgehend dem Gelände an. Sie greifen Formen auf, die schon etwa 80 Jahre früher bei den Zernierungslagern des P. Cornelius Scipio Africanus um Numantia angewendet wurden. Ähnliche Grundrisse begegnen einige Jahrzehnte nach dem Fall von Alesia bei den augustischen Lagern aus der Zeit der kantabrischen Feldzüge und bei den Lagern in Germanien (Nijmegen Kops-Plateau, Rödgen, Sasbach, Hofheim/Erdlager etc.). Mittlerweile ist sowohl durch Luftbildaufnahmen als auch durch die jüngsten Ausgrabungen bei Alesia (Lager A, C, Épineuse) erwiesen, dass die so genannten *clavicula*-Toranlagen und die *titula* übliche Elemente der spätrepublikanischen Lagerbefestigungen waren, die

inzwischen auch für die augustische Zeit gesichert sind (Lager von Cildá und El Cantón sowie Ostlager von Haltern). Nach älterem Forschungsstand wurde angenommen, dass sie frühestens in die flavische Zeit datieren.

Die in der Plaine des Laumes neuentdeckte Anlage Épineuse fällt insofern aus dem Schema der übrigen Zernierungslager von Alesia heraus, als der rautenförmige Grundriss und die Lage zwischen contrevallation und circonvallation bisher singulär sind. Mit S. v. Schnurbein (Bd. 1 S. 387 f.) ist dieser Anlage, die vielleicht als geschützter Bereitstellungsraum zu bezeichnen ist, zwei Aufgaben zuzuweisen: 1. Schutz des Innenraums zwischen den beiden Schanzlinien bei feindlichen Durchbrüchen und 2. Sammelstelle/Lagerplatz römischer Truppen mit der Möglichkeit für unerwartete Ausfälle. Kenntnisse zu den übrigen, als Lager gedeuteten Befunden D, G, H und K liegen bis heute kaum vor. Von den 23 Forts, die Caesar (Gall. 7,69,7) *expressis verbis* erwähnt und die in den Übersichtsplänen des 19. Jhs. größtenteils interpoliert sind, konnten bislang lediglich vier (Nr. 10, 11, 15 und 18) nachgewiesen werden. In den Luftbildern zeichnen sich Merkmale weiterer Forts (z. B. zwischen Lager B und *castellum* 11) ab, die aber noch der archäologischen Untersuchung bedürfen.

Im Unterschied zu den neuen Erkenntnissen zu den Lagerbefestigungen ist die Quellenlage zur Innengliederung und -bebauung der Zernierungslager um Alesia ungenügend. Hauptursache ist vor allem der schwierige Untergrund, der kaum Spuren der Lagerunterteilung oder von Lagerbauten erkennen lässt. Allerdings wurden mit Ausnahme kleiner randlicher Suchschnitte keine großflächigen Grabungen im Kern der Lager durchgeführt.

Neben den freigelegten Befunden bedurfte das umfangreiche Fundmaterial, das im Gebiet der Belagerungswerke zutage kam, einer sorgfältigen Analyse. Im Münzbestand, der wegen verschiedenartiger Auffindungsumstände sehr heterogen ist (Funde der napoleonischen Ausgrabungen, Streufunde und die jüngsten Prospektionsfunde), überwiegen mit über 700 Exemplaren die keltischen Prägungen, wobei wiederum die Gruppe der Arverner-Münzen mit 97 Stücken die Mehrheit stellt. Das Münzspektrum zeigt eine große Variationsbreite, was die Herkunft der einheimischen Münzen anbelangt. Erstaunlicherweise wurden die meisten keltischen Prägungen in den römischen Lagern (B und C) gefunden. Als Erklärungen werden die Aufenthalte der römischen Truppen bei den jeweiligen Stämmen vor der Belagerung oder die Nähe der Stämme zum *oppidum* Alesia angeführt. Die einheimischen Bronze- bzw. Potinprägungen dienten den in Silber ausgezahlten Legionären als Wechselgeld. Römische Münzen sind insgesamt nur mit 164 Exemplaren vertreten. Alle republikanischen Münzprägungen gehören in die Zeit zwischen den Jahren 212/211 und dem Jahr 54 vor der Zeitenwende. Neunzehn Münzen aus der Zeit von Augustus bis Kaiser Valens können nicht mit den caesarischen Belagerungswerken in Verbindung stehen.

Römische Gefäßkeramik spielt mit weniger als 50 Exemplaren eine untergeordnete Rolle im gesamten Fundspektrum. In der Mehrzahl handelt es sich um Weinamphorenfragmente der Form Dressel 1 B. Inwieweit zwei Campana-Scherben mit der Einschließung im Jahr 52 in Zusammenhang gebracht werden können, ist unsicher. Bei der einheimischen Spätlatène-ware sind sowohl grobe handgemachte Keramik als auch Drehscheibenware vertreten.

Neben den neuentdeckten Spuren der Belagerungswerke selbst ist die Untersuchung von S. Sievers zu den Waffenfunden, die bei der Belagerung Alesias in den Boden gelangten, ein Schlüsselkapitel der Publikation. In diesem Rahmen wurden akribisch sowohl die Funde aus den aktuellen Ausgrabungen und Prospektionen als auch die Altfunde behandelt, so dass der Leser den Eindruck hat, einen Gesamtüberblick über die von Belagerten und Belagerten eingesetzten Waffen gewinnen zu können. Trotz der Fülle des Materials zeigt sich allerdings, dass eine Selektion durch die Sieger stattfand, da römische Waffen- und Ausrüstungsgegenstände weniger häufig zutage kamen. Für die gallische Seite sind Helmtteile (vor allem Wangenklappen), Schildbuckel und -beschläge, Schwerter und Schwertscheiden, eiserne Lanzenspitzen und -schuhe bezeugt. Auch wenn bei einigen keltischen Waffen wie Lanzenspitzen und Schildbuckeln Gemeinsamkeiten mit der zeitgenössischen germanischen Bewaffnung bestehen, ist es nicht möglich, auf diese Weise die überlieferten germanischen Hilfstruppen Caesars zu belegen, wie dies früher angenommen wurde. Als römische Waffen können Pilumteile, *gladii*, ein *pugio*, die gelegentlich mit Inschriften versehenen Bleigeschosse sowie die Fußfallen (*hami*) der *stimuli* und Fußangeln (*tribuli*) identifiziert werden. Auf Seiten der Belagerer überwiegen offenkundig die Fernwaffen, die nach Abschluss der Kämpfe leicht übersehen werden konnten oder wegen ihrer Beschädigungen nutzlos waren. Bei einigen Waffenresten wie z. B. Lanzen- und Pfeilspitzen ist eine Zuschreibung an die Belagerer oder die Belagerten nicht möglich bzw. umstritten.

Ausführlich werden verschiedene Interpretationsmodelle für die Häufung von Waffen in den Gräben unterhalb des Mont Réa diskutiert, die bei den Ausgrabungen im Jahr 1863 zutage kamen. Neben der Deutung als Reste von Bestattungen (Massengräber ohne Waffen am Fluss Rabutin) wird aufgrund ineinander gestapelter Schildbuckel und zusammengebundener Schwerter ein Zusammenhang mit kultischen Deponierungen für möglich gehalten. Gegen die Überlegung, dass die Waffen zu *tropaia* gehören könnten, die von den Römern nach gewonnenen Schlachten errichtet wurden, spricht das Fehlen charakteristischer Feldzeichen und Kriegsinstrumente der Gallier. Vor dem Hintergrund, dass die Dokumentation dieser Befunde im 19. Jahrhundert unzureichend war und die jüngeren Ausgrabungen keine vergleichbaren Ansammlungen an Waffen erbracht haben, zeichnet sich kein befriedigendes Erklärungsmodell ab. Der Bearbeiterin S. Sievers ist beizupflichten, dass die Konzentration dieser Waffenfunde nur mit

den Kämpfen des Jahres 52 zu erklären ist. Als ein gut datiertes Ensemble der caesarischen Zeit bzw. der Spätlatène-Zeit (Stufe D2) erlauben sie zusammen mit den Neufunden die Rekonstruktion der zeitgenössischen keltischen Ausrüstung und Bewaffnung, während insbesondere die Schutzwaffen der römischen Truppen bislang kaum zu fassen sind.

Bei den restlichen Fundmaterialien sind besonders die Fibeln und zahlreichen Schuhnägel zu erwähnen, die Auskunft über die Trachtbestandteile der Legionäre geben. Bereits 1862 wurde ein teilverguldeter, silberner Skyphos mit griechischen Graffiti in einer Grabenfüllung in der Plaine des Laumes entdeckt, der wahrscheinlich aus Süditalien stammt. Der Rest einer Ziegenhaut, die im *titulum* vor dem Lager A gefunden wurde, gibt eine Vorstellung von der Unterbringung der Legionäre in Lederzelten; das erhaltene Randstück war wahrscheinlich wegen seiner Beschädigung fortgeworfen worden. Unter den etwa 3500 Tierknochen fielen in zwei Grabungsarealen die Überreste von Pferden auf, die zweifelsfrei mit der caesarischen Belagerung in Verbindung gebracht werden können. Es handelt sich um 5–10 Jahre alte, hauptsächlich männliche Tiere mit einer Widerristhöhe von 1,15–1,60 m. Hengste waren für den Krieg am besten geeignet; als Vergleich werden die Pferdeskelette vom Schlachtfeld des Bataveraufstands bei Krefeld-Gelley herangezogen. Die Jagd spielte nach den Funden vor Alesia keine Rolle; unter den Haustieren dominieren Knochenfunde von Rindern und Ziegen.

Irrtümer sind mir in dieser Publikation nur selten aufgefallen. Im Bd. 1 S. 511 f. Abb. 281–282 müssen die Abbildungsnachweise »nach A. Schulten, Die Lager bei Rnieblas. Numantia IV (München 1929) Beil. 31–33,2.« lauten. Die Buchstaben auf einem der Schleuderbleie sind wahrscheinlich zu HAL aufzulösen, wie auch im Bd. 2 S. 238 Nr. 724 erwähnt. Die Auflösung zu Hatria – wie im Bd. 2 S. 173 vorgeschlagen – ist damit hinfällig.

Vor dem Hintergrund der neuen archäologischen Untersuchungen stellt sich die Frage nach dem Wahrheitsgehalt der überlieferten Berichte Caesars (M. REDDÉ, Bd. 1 S. 489–506). Nach unserem heutigen Wissen sind die Angaben Caesars zu den römischen Zernierungswerken vor Alesia im Kern stimmig; im Detail zeigen sich im archäologischen Befund zahlreiche Abweichungen zu den Berichten. Von dieser Seite sollte und kann die Glaubwürdigkeit Caesars nicht in Frage gestellt werden, da seine *commentarii* keine poliorketischen Abhandlungen waren, die eine detailgetreue Beschreibung dieses heterogenen und in seiner Gesamtheit damals kaum zu überschauenden Belagerungswerk erfordert hätten.

Betrachtet man die bisherigen Untersuchungen im Überblick, so können die ausgedehnten Bodenspuren in der Gegend um den Mont Auxois nicht oder nur bedingt als ein geschlossenes Fundensemble im eigentlichen archäologischen Sinn bezeichnet werden. Dies ist schon wegen der riesigen Ausdehnung der Belagerungswerke ausgeschlossen. Wie bereits bei früheren Ausgra-

bungen kamen auch bei den Kampagnen der Jahre 1991–1997 Funde zutage, die aus der Zeit vor der gallischen Besiedlung stammen (kleine Nekropole der mittleren Bronzezeit mit Brand- und Körperbestattungen, Bd. 1 S. 105–122). Auch mit der Möglichkeit der Vermengung von Funden jüngerer Zeitstellung muss hin und wieder gerechnet werden, da das *oppidum* Alesia offensichtlich nach Ausweis allein der Sigillatafunde spätestens ab augustischer Zeit wiederbesiedelt war (siehe A. OXÉ/H. COMFORT/P. M. KENRICK, *Corpus Vasorum Arretinorum. A catalogue of the signatures, shapes and chronology of Italian sigillata*. *Antiquitas R.* 3,41 [Bonn 2000] CD-ROM s. v. Alesia mit 9 Einträgen; zu kaiserzeitlichen Befunden und Funden vgl. das kleine gallo-römische Gräberfeld im Lager C, Reste einer römischen *villa rustica* in Fläche XVI und weitere Einzelfunde: Bd. 1 S. 147–151; 153–163 sowie die kaiserzeitlichen Münzen von Augustus bis Valens). Vor diesem Hintergrund bedarf jeder Fund aus der Umgebung Alesias einer kritischen Überprüfung, die im Regelfall nur durch systematische und kontrollierte Ausgrabungen gewährleistet ist, die die Funde in ihrem Befundkontext dokumentieren. Dies ist mit der vorliegenden Veröffentlichung in überzeugender Weise gelungen: Grundlegende Zweifel, wonach die enormen archäologischen Überreste beim heutigen Alise-Sainte-Reine nicht mit dem caesarischen Belagerungswerk bei Alesia zu identifizieren seien, konnte es schon nach den Untersuchungen unter Napoleon III. nicht geben. Die Veröffentlichung der jüngsten Ausgrabungen hat einen weiteren, wichtigen Grundstein geliefert, diese letzten Zweifel ein für allemal auszuräumen.

Zusammenfassend betrachtet liegt mit der Publikation der Ausgrabungen des caesarischen Zernierungswerks um Alesia ein wichtiger Forschungsbeitrag zur römischer Poliorketik der späten Republik vor, der als Ausgangspunkt für die Untersuchung ähnlicher Anlagen dienen kann.

Köln

Norbert Hanel

WERNER ECK, *Köln in römischer Zeit. Geschichte einer Stadt im Rahmen des Imperium Romanum*. Geschichte der Stadt Köln Band I. Mit einer Einführung in das Gesamtwerk von Hugo Stehkämper. Greven Verlag Köln, Köln 2004. XLVI, 862 Seiten, 301 Abbildungen, 4 Karten.

Der erste von 13 Bänden »Geschichte der Stadt Köln« ist ein gewichtiges Werk in des Wortes doppelter Bedeutung. Ein beeindruckendes Tor zur Gesamtreihe, ist man versucht zu sagen, da von den Toren der römischen Stadt öfter die Rede ist. Und es ist ein schöner Band – wie ja auch Kölns Haupttore prächtig geschmückt waren: Ein großzügiger Satzspiegel auf gutem Papier, ein leserfreundlicher Druck und scharf gestochene, meist farbige

Abbildungen, die an passenden Stellen den Text illustrieren und ergänzen.

Wenn Ecks Werk alle früheren Darstellungen des römischen Köln an Umfang weit übertrifft, so nicht deswegen, weil sich der Bestand an literarischen Quellen vermehrt hat, der im übrigen für die Geschichte der antiken Stadt bescheiden ist. Vielmehr denkt man zunächst an den in Köln nicht abreißenden Zustrom von archäologischen, epigraphischen und numismatischen Zeugnissen, der in letzter Zeit noch beträchtlich angeschwollen ist. Doch nicht die Fülle dieser Überreste, die bis zu jüngsten Funden durchaus berücksichtigt werden, haben das Buch so dick werden lassen. Eck selbst nennt mit dem Untertitel den eigentlichen Grund: Im römischen Reich ist die Geschichte der einzelnen Stadt immer zugleich Kaiser- und Reichsgeschichte. Mit »Geschichte einer Stadt«, nicht »Geschichte der Stadt« deutet der Verfasser diese Tatsache an. Der Redner Aelius Aristides umriss sie in seiner dem Kaiser Antoninus Pius gewidmeten Romrede so: »Euch entwischt nichts, keine Stadt und kein Stamm« (§ 28).

Ecks Geschichte des römischen Köln ist also eine Doppelgeschichte, die der Reichspolitik, soweit sie sich der Region am Niederrhein gewidmet hat, und die der Stadt selbst. Erst diese Zweigleisigkeit ermöglicht ihm, eine kontinuierliche Darstellung zu schreiben, von der Gründung des *oppidum Ubiorum* unter Augustus bis zur Mitte des 5. Jhs., als sich die Franken endgültig der Stadt bemächtigen. Durch die Verbindung von Lokalgeschichte und Reichsgeschichte kann der Verfasser immer wieder größere und kleinere Lücken schließen. Auch an den nicht wenigen Stellen, wo er sich mit einem »wahrscheinlich« begnügt, steht er meistens auf einem recht festen Fundament, an dem zu rütteln schwer fallen dürfte. Hier kommt ihm zugute, dass er ein ausgezeichnete Kenner der römischen Kaiserzeit ist, nicht nur der politischen Geschichte, sondern vor allem auch der Reichsverwaltung und ihrer wichtigsten Quellengattung, der Epigraphik. Fast zu bescheiden spricht er einmal von seinen Ergebnissen für die Zeit von 98 bis 260, wo die direkte literarische Überlieferung zu Köln schweigt: »Es bleibt deshalb kein anderer Weg, als mit einer an den bekannten Ereignissen und Strukturen ausgerichteten Imagination zu versuchen, die Wirkungen der Reichspolitik auf die Stadt tastend zu beschreiben« (S. 516). Ein früher Vorgänger, L. Ennen, den H. Stehkämper in seiner Einleitung würdigt, hatte 1863 im ersten Band seiner »Geschichte der Stadt Köln« diese Epoche einfach übersprungen. In Ecks Buch bildet sie den großen Mittelteil von über 300 Seiten.

Kölns Gründung war ein politischer Akt Roms, weswegen die Stadt auch ein Geburtsjahr hat, was bei gewachsenen Städten trotz anders lautender Jubiläen und Festreden so gut wie nie der Fall ist. Dank der numismatischen Forschungen von Ecks Kölner Kollegen J. Heinrichs ist das Gründungsdatum nun endgültig gesichert: Augustus' Statthalter Agrippa hat die Ubier nicht während seiner ersten Statthalterschaft in den Jahren 39–37 über den Rhein geführt, sondern erst 20–19, als er zum

zweiten Mal in Gallien war und an den Rhein kam. Auch die Vorgeschichte, Iulius Caesars blutige Auseinandersetzung mit den linksrheinischen Eburonen, hat Heinrichs anhand der Münzen geklärt. Gegen die gängige Auffassung restümiert Eck, den Kölnern zum Trost: »Vernichtung der Eburonen und Ansiedlung der Ubier auf dem linken Rheinufer stehen jedenfalls nicht in einem sich gegenseitig bedingenden Abhängigkeitsverhältnis. Das ubische Köln ist nicht wegen eines Genozids an den Eburonen möglich geworden« (S. 45). Eck vermutet, Agrippa habe mit den Ubiern noch in ihrer alten Heimat ein *foedus* geschlossen (S. 55). Dagegen steht Tacitus' Bemerkung: ... *eam gentem Rhenum transgressam ... Agrippa in fidem acciperet* (ann. 12,27,1).

Diesen politischen Ereignissen, die in Kapitel 2 und 3 ausführlich behandelt werden, stellt Eck ein Kapitel »Der Raum und seine natürlichen Voraussetzungen« voran. Dessen erste Hälfte »Das Territorium der ubischen Civitas und der CCAA« wird manchen Nichtfachmann überraschen: Köln – das war in der Antike nicht das von einer Mauer umschlossene städtische Areal von ca. 96 Hektar, sondern ein Gebiet, das sich vom Vinxtbach im Süden bis über Krefeld-Gellep hinaus nach Norden und vom Rhein nach Westen bis kurz vor Aachen erstreckte, bis dorthin, wo der Bach Wurm im Mittelalter die Grenze der Kölner Erzdiözese bildete. Weder geographisch noch ökonomisch war das Areal eine Einheit, auch nicht demographisch, obwohl die Ubier von Anfang an in der Mehrzahl gewesen sein dürften. Die gut 5000 Quadratkilometer waren eine politische Einheit mit der *civitas Ubiorum* am Rhein als Verwaltungsmittelpunkt. Ein weiterer einseitiger Akt Roms gab diesem politischen Gebilde im Jahr 50 n. Chr. ein zukunftsträchtiges neues Gesicht: Die »Ubiertadt« wurde zur *Colonia Claudia Ara Agrippinensium* erhoben. Einen Begriff für die einzelnen Kölner Regionen nennt Eck nicht. Vielleicht hießen sie *regiones*. Denn dieses Wort benutzt eine – allerdings spätantike – Quelle für die Einzelgebiete der gallischen *civitas Augustodunum*/Autun, deren Gesamtterritorium man auf eine mit der CCAA vergleichbare Größe berechnet hat (PANEG. 5 (8),7,1.4).

Eine treffende Vermutung Ecks zum Jahr 59 zeigt, wie stark Köln an der römischen Nabelschnur hing. Als die Nachricht eintraf, Nero habe seine Mutter Agrippina, die Stamm-Mutter und Namengeberin der neuen *colonia*, ermorden lassen, beschlossen die römischen Bürger, also Veteranen, Beamte und diejenigen Ubier, die inzwischen das römische Bürgerrecht erworben hatten, sich nicht zu kompromittieren, sondern dem Kaiser gefällig zu sein: »Man könnte überlegen, ob man nicht in der Kolonie zunächst offiziell auf den Namen (sc. *Agrippinenses*) verzichtet hat, um ihn dann nach nur neun Jahren, die bis zum Selbstmord Neros vergangen waren, wieder anzunehmen. Ein zeitgenössisches Zeugnis für den Stadtnamen in diesen Jahren ist nicht erhalten« (S. 759,5). Doch: Tacitus spricht in den Historien 1,57,2 zum Jahr 69 von den *Agrippinenses*. Die älteste und beste Handschrift, der Codex Laurentianus 68,2 M

aus dem 11. Jahrhundert, überliefert diese Form, die die Herausgeber stets zu *Agrippinenses* »verbessert« haben. Zu Unrecht. Denn nach Agrippinas Tod strichen die schlauen Kölner einfach das erste *n* in ihrem Namen und nannten sich nach ihrem Stammvater Agrippa, Neros Urgroßvater. Dagegen konnte der Muttermörder nichts sagen. In den Historien 1,57,1 überliefert Codex M das hybride *Agrippiniensem*, das offensichtlich aus dem ungewohnten *Agrippinensem* verschrieben ist. Diese Form sollte auch bei der erstmaligen Erwähnung 1,56,2 hergestellt werden. Dass in dem von Agrippa abgeleiteten denominativen Adjektiv das Suffix *-ensis* zu *-iensis* erweitert wurde, war nicht ungewöhnlich (vgl. F. BUECHELER, *Petronii Saturae*⁸ [Berlin 1963] 55; M. LEUMANN, *Lateinische Laut- und Formenlehre*⁵ [München 1977] 352). Auf diese Weise konnte man sich mit dem Streichen eines einzigen Buchstabens aus der Affäre ziehen. Später kehrten die Kölner wieder zu ihrem gewohnten Namen *Agrippinenses* zurück, und so erscheinen sie dann noch etwa zehnmal in Tacitus' viertem Historienbuch.

Aus einer vereinzelt Bemerkung, die sich bei dem spätantiken Historiker Eutropius findet, erfahren wir, dass Köln der Ort war, wo Trajan im Jahr 98 Kaiser wurde (*Breviarium* 8,2,1; die genannten anderen Zeugnisse sind alle von Eutropius abhängig). Unter Ecks Händen weitet sich der dürre Satz zu einem Jahresbericht von 19 Seiten aus (S. 223–241), die dem Leser einen vorzüglichen Einblick in das Funktionieren des römischen Machtapparates geben. Sie sind zugleich erzähltes Staatsrecht, da Köln für kurze Zeit gleichsam Reichshauptstadt wurde, getreu dem Satz Herodians, dass »Rom dort ist, wo der Kaiser ist« (1,6,5). Ergänzend kann man noch auf Plinius d. J. verweisen, der im 9. Kapitel seines Panegyricus den gewaltfreien und zivilen Übergang der Herrschaft bejubelte, ablesbar auch daran, dass der Adoptivvater Nerva seinen Siegestitel Germanicus an den Adoptivsohn weitergab. Nach den Jahren 13–16 n. Chr. residierte zum zweiten Mal ein Germanicus in Kölns Mauern. Die friedliche Nachfolgeregelung verdrängte zugleich die Erinnerung an den 2. Januar 69, als Soldaten der Bonner *legio I Minervia* in Köln Vitellius zum Kaiser ausriefen und damit dem Bürgerkrieg neue Nahrung gaben. Dass der vorsichtige Plinius das vorausgegangene, von Eck erschlossene Machtspiel hinter den Kulissen verschwie, ist nicht verwunderlich. Solche Dinge waren kein Thema für einen Panegyricus.

Der schon genannte große Mittelteil des Buches unterbricht zunächst die chronologische Darstellung und bietet eine umfassende Strukturgeschichte des kaiserzeitlichen Köln, seiner Regionen und darüber hinaus der Provinz *Germania inferior*. Aus einer Vielzahl von vornehmlich epigraphischen und archäologischen Details erstellt Eck ein Gesamtbild, untergliedert in die staatlichen und städtischen Träger des öffentlichen Lebens, die verschiedenen Bevölkerungsgruppen, das Finanzwesen, das öffentliche und private Stadtbild Kölns, die Verkehrsstruktur, die Landwirtschaft, das Handwerk und schließlich das religiöse Leben mit seinem römischen und vorrömischen Götterhimmel. Zu fast jedem Thema,

das er in den Kapiteln 8–13 erörtert, kann der Verfasser auf eigene Arbeiten zurückgreifen. Hier vor allem fährt er die Ernte seiner langjährigen Forschungen ein, von denen mittlerweile ein Teil in den zwei Sammelbänden »Die Verwaltung des römischen Reiches in der Hohen Kaiserzeit« 1995 und 1997 vereinigt sind. Aber er betont auch immer wieder dankbar, was und wie viel er den Arbeiten seiner Kölner Schüler und vor allem den Kölner Archäologen verdankt. Natürlich kann man das eine oder andere ergänzen. Hier nur eine *parvula res*: Plinius d. Ä. berichtet, Kaiser Tiberius habe die Frucht *siser* geadelt, weil er sie sich jährlich vom Kastell Gelduba/Gellep am Rhein, wo sie wegen des kalten Klimas am üppigsten wuchs, nach Rom kommen ließ (nat. 19,90). Ist der *siser* die Rapunzelrübe oder die Zuckerwurz (S. 792,90)? Seit über 150 Jahren rätseln Historiker und Philologen. Tatsächlich handelt es sich um den Doldenblütler Pastinake. In Mitteleuropa diente die Pastinake als Nahrungsmittel für Mensch und Vieh, bis sie von der Kartoffel verdrängt wurde. Erst die moderne Bioküche hat sie rehabilitiert. Plinius selbst gibt einen Hinweis zu ihrer Identifizierung. Den *siser* erwähnt er nämlich, nachdem er vier andere *genera pastinacae* aufgezählt hat (19,88–89). Sein Inneres gleiche der *pastinaca maior*, ergänzt er. Zusammenfassend unterscheidet er dann »diese«, i. e. die insgesamt fünf Arten der Pastinake, von der *inula*, dem Alant (19,91). R. Syme hat dem *siser* eine humorige Miniatur gewidmet (Roman Papers VI [Oxford 1991] 411–413).

Mit Kapitel 14 nimmt Eck die historische Erzählung wieder auf, die er nach Trajans Herrschaftsantritt in Köln unterbrochen hatte. Dem Schweigen der literarischen Überlieferung zu den folgenden eineinhalb Jahrhunderten begegnet er mit der Frage, wie man in der Hauptstadt der Provinz Germania inferior die großen Ereignisse der Reichspolitik aufgenommen hat. Ein Verbindungsglied und Nachrichtenträger war die *legio I Minervia* in Bonn, deren Angehörige im benachbarten Köln zahlreiche inschriftliche Zeugnisse hinterlassen haben. Die Legion nahm an Trajans zwei Dakerkriegen 101–107 und an Marc Aurels Partherkrieg 162–166 teil, und Septimius Severus setzte sie 197 gegen den Usurpator Clodius Albinus ein. Dass aus den in Köln residierenden Statthaltern Niedergermaniens die Kaiser Didius Iulianus und Decius hervorgingen und dass der spätere Kaiser Helvius Pertinax die in Köln-Marienburg stationierte *classis Germanica* kommandiert hatte, sagt auch etwas über den Rang, den die *CCAA* unter den Städten des Reiches einnahm. Was die Hygiene betraf, konnten sowieso nur wenige Großstädte mit der Provinzmetropole am Rhein konkurrieren, in die ein Aquädukt täglich 20 000 Kubikmeter bestes Eifelwasser lieferte.

Je mehr Rom in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts seine Bedeutung als machtpolitisches Zentrum des Reiches verlor, desto stärker wurde die Rolle einzelner Provinzstädte, an erster Stelle derjenigen, in denen sich die Kaiser längere Zeit aufhielten. Strategische Gründe bestimmten die Wahl der Residenzen. Das war auch bei Köln der Fall, wo sich Kaiser Gallienus 256 niederließ,

weil die Germanen wieder unruhig geworden waren. Als Gallienus' Vater ebenfalls eintraf, durfte sich die Stadt Valeriana Gallieniana nennen. Mit dieser Auszeichnung war es vorbei, nachdem sich 260 Postumus, der Statthalter Niedergermaniens, von seinen Soldaten zum Kaiser hatte ausrufen lassen und Köln 14 Jahre lang das Zentrum des so genannten Gallischen Sonderreichs war. Postumus' Handstreich war nur eine von vielen Usurpationen, die damals das Reich von innen gefährdeten, während gleichzeitig der äußere Druck zunahm. Diocletians tetrarchisches System, die Antwort auf die doppelte Bedrohung, kam auch Köln zugute. Constantin, der sich mehrmals in der Stadt aufhielt, demonstrierte mit dem Bau der Rheinbrücke und des Kastells *Divitia/Deutz* in den Jahren 308–315, dass er nicht gewillt war, die Einfälle rechtsrheinischer Germanen hinzunehmen. Ein Kranz kleinerer Befestigungen entlang des Rheins diente der lokalen Grenzsicherung. Doch dieser Cordon sanitaire half wenig, wenn Truppen zu Thronkämpfen abgezogen wurden wie 340, als Constantinus II. seinem Bruder Constans den Meistertitel zeigen wollte, oder wie 351, als der Usurpator Magnentius gegen Constantius II. zog. Die Franken und die südlich anschließenden Alamannen warteten nur auf solche Gelegenheiten, um den Rhein zu überschreiten und Gallien weiträumig auszuplündern. Mittlerweile hatten sie sogar gelernt, wie man Mauern bezwang. Sie profitierten von den Söldnerdiensten, die Stammesgenossen in römischen Diensten geleistet hatten. Zu den 45 Städten, die damals den Germanen zum Opfer fielen, gehörten Bonn und Neuss. Die Schlinge um Köln zog sich zu, und eine Usurpation, die kurzlebige des Silvanus im August 355, trug noch zum Verhängnis bei: Im November 355 fiel die Stadt dem Ansturm der Franken zum Opfer. Der Schock, den die Nachricht am Hof des Kaisers Constantius II. in Mailand auslöste, war der traurige, aber nachdrückliche Beweis, welche Bedeutung Köln in den Augen der Reichsspitze immer noch hatte. Entsprechend groß war die Erleichterung, als es Constantius' Vetter Julian im Spätsommer 356 gelang, die Stadt zurückzuerobern. In den folgenden vier Jahren zeigte der junge Caesar, was energisches militärisches Vorgehen für Gallien und die germanischen Provinzen erreichen konnte. Auch sein übernächster Nachfolger Valentinian lehrte durch seinen persönlichen Einsatz die Germanen das Fürchten. Erst neuerliche Usurpationen und Machtkämpfe kamen dem äußeren Feind wieder zugute.

Noch war man in Köln zuversichtlich, man werde die Krise bewältigen. Der Bauherr, der den monumentalen Zentralbau errichten ließ, aus dem später St. Gereon hervorging, muss optimistisch in die Zukunft geblickt haben (S. 669–670). Glück hatte man beim großen Germaneneinfall in der Neujahrsnacht 406/7. Er ging südlich an Köln vorbei. Auch für die folgenden Jahre spricht keine zeitgenössischen Quelle von einer Eroberung der Stadt, die mit dem Rückzug der Reichsverwaltung mehr und mehr auf sich gestellt war. Allerdings bemerkte Salvian von Marseille im zweiten Drittel des 5. Jhs., Köln sei »voll von Feinden« (gub. 6,39). Eine

Eroberung müsse nicht notwendig vorausgegangen sein, meint Eck (S. 690). Seine Vermutung lässt sich durch den Kontext des Satzes stützen. Der gallische Presbyter stellte zuvor nämlich fest, Mainz sei zerstört und Trier sogar viermal niedergeworfen worden. Köln war es also weniger schlimm ergangen. Salvian liefert dafür an späterer Stelle noch einen weiteren Beleg. Entkleidet man ihn seiner moralisierenden Tendenz, so deutet er auf eine vertragliche Regelung zwischen den *principes urbis* und den Franken, wieder im Gegensatz zu Trier. Denn nachdem Salvian das Trierer Lasterleben für die viermalige Eroberung verantwortlich gemacht hat, fährt er mit der Frage fort: *Quid in alia non longe, sed prope eiusdem magnificentiae civitate?* Damit kann er nur Köln gemeint haben. Und wie erging es dieser Stadt? In ihr hätten sich die trinkfreudigen Stadtoberen nicht einmal von ihren Gastmählern erhoben, *cum iam urbem hostis intraret* (ebd. 6,77). Mit anderen Worten: Die Ankunft der Franken hat zu keinem völligen Bruch im bisherigen Leben geführt. Der Prediger Salvian wusste allerdings sehr wohl, dass das nicht die ganze Wahrheit war. In einem Brief berichtete er von einer verarmten Witwe aus der Kölner Oberschicht, die kein Geld hatte, um aus der Stadt zu fliehen, und die sich, um zu überleben, als Magd bei vornehmen Barbarenfrauen verdingte. Wenigstens sei ihr die Sklaverei erspart geblieben. Ihrem Sohn war dagegen die Flucht gelungen, und Salvian verwandte sich nun bei dem Empfänger des Briefes für den mittellosen Kölner (epist. 1,5–6; Eck S. 689–690).

Die Franken waren also Kölns neue Herren geworden, und ein Teil der Bewohner suchte sich mit ihnen zu arrangieren. Archäologische Zeugnisse deuten in dieselbe Richtung. Vermuten lässt sich nach Parallelen in anderen gallischen Städten, dass der Ortsbischof und seine Priester zwischen Einheimischen und Fremden vermittelten. Dafür spricht auch die Kontinuität der Bischofskirche an der Stelle des heutigen Doms und die mehrerer anderer Kirchen. Einzelheiten im Prozess der Akkulturation, bei der schließlich das Fränkische überwog, lassen sich nicht mehr fassen. Denn Köln versinkt »für mehr als ein Jahrhundert in fast völliges Dunkel. Als es langsam wieder in der Überlieferung erscheint und Kontur gewinnt, ist es das fränkische Colonia«. Ecks Schluss-Satz schlägt die Brücke zum zweiten Band der neuen Stadtgeschichte: »Köln im Frühmittelalter Mitte 5. Jh.–1074/75«.

Drei Anhänge demonstrieren noch einmal auf ihre Weise, welche Rolle Köln im Römischen Reich gespielt hat. Der erste zählt die Herrscher auf, die für Köln und das Rheinland von Bedeutung waren. Es fehlt fast keiner in der langen Reihe der Kaiser, die während eines halben Jahrtausends den Thron bestiegen haben. Der zweite Anhang ist eine Liste der niedergermanischen Heereskommandeure und Statthalter, die in Köln residiert haben. Der dritte Anhang verzeichnet alle Soldaten, Veteranen und Zivilpersonen, die nicht aus Köln stammten, aber dort einmal bezeugt sind, die meisten durch Grabinschriften. Den Anhängen folgt ein Glossar, das der Fachfremde begrüßen wird.

Für ein Werk dieses Umfangs ist die Zahl der Druckfehler und Versehen erfreulich gering. Man schmunzelt, wenn die Provinz-ara zur Provinz-zara wird (S. 178) und das *collegium pisstricorum* zum *collegium pistricorum* (S. 377; vgl. B. u. H. GALSTERER, Die römischen Steininschriften aus Köln. Wiss. Kat. Röm.-Germ. Mus. Köln 2 [Köln 1975] Nr. 155).

Ecks Buch sind viele Leser zu wünschen, nicht nur in Köln, sondern weit um Köln herum, nicht nur unter den Freunden der Kölner Geschichte, sondern auch unter denen der römischen Geschichte. Daher zum Schluss mein Vorschlag: Sobald der 13. und letzte Band der »Geschichte der Stadt Köln« erschienen ist, mögen sich Verlag, Herausgeber und Autoren entschließen, neben der Leinen- und der Vorzugsausgabe eine Studienausgabe herauszubringen, wie sie bei Reihen dieser Art und bei mehrbändigen Lexika mittlerweile üblich ist. Die Studienausgabe wird der »Geschichte der Stadt Köln« neue Liebhaber unter denen gewinnen, die an ihren Geldbeutel oder an den beschränkten Platz im Bücherschrank denken. Die Neuausgabe böte auch Gelegenheit, auf der Karte S. 20/21 Eschweiler an seinen gewohnten Platz zu versetzen. Denn nach den Erwähnungen im Text zu schließen ist nicht das Dorf Eschweiler über Feld gemeint, sondern die Stadt westlich von Mariaweiler. Und Neuwied an der Ahr sollte auf der Karte wieder zu Bad Neuenahr werden.

Bonn

Klaus Rosen

MICHEL TARPIN, *Vici et pagi dans l'Occident romain*. École Française de Rome, Rom 2002. 485 Seiten, zahlr. Abbildungen, graphische Darstellungen, Karten.

Cet ouvrage a pour origine une thèse de doctorat d'histoire soutenue en 1989 qui a été amendée: le livre embrasse désormais un champ plus vaste et intègre de nouveaux documents. Il comporte un premier ensemble de 246 pages qui constituent la synthèse de la réflexion et de l'analyse. Il est suivi de cinq annexes où l'auteur examine des points particuliers et donne une bibliographie (p. 247–306). Vient ensuite le catalogue des inscriptions des *vici* (p. 307–380) et celui des inscriptions des *pagi* (p. 381–419). Enfin, tables des correspondances, index divers, cartes, graphiques, tableaux et photographies complètent et illustrent le propos et permettent de se repérer aisément dans l'ensemble de l'ouvrage.

Le livre proprement dit est divisé en trois parties. Dans la première (p. 7–49), l'auteur cherche à définir l'origine et le sens de chacun des mots, étymologiquement, en s'appuyant sur les sources littéraires et épigraphiques, riches chacune d'environ 450 textes. *Vicus* évoque une unité plurifamiliale. A partir du II^e siècle av. J.-C., le mot ne varie plus morphologiquement. *Pagus* évoque l'idée de planter, de fixer et s'enracine donc à un territoire. S'ils ne sont pas fréquents, les deux mots ont

été utilisés dans la langue latine à toutes les époques. M. Tarpin conclut des différentes mentions chez les auteurs latins que *pagus* ne définit pas a priori un groupe tribal et que la notion de *pagus* celtique ne se rencontre que chez César et les auteurs qui remontent à lui ou à une source antérieure. La différence apparente entre l'utilisation du terme pour la Gaule jusqu'au I^{er} siècle et son inexistence pour l'Italie s'explique probablement par la progression de l'attraction urbaine dans une Italie municipalisée. Les *pagi* sont fondamentalement des unités territoriales et non tribales. Quant aux *vici*, ils sont des agglomérations complémentaires des *oppida* et ont un caractère institutionnel.

Dans une deuxième partie (p. 53–174), M. Tarpin s'attache à préciser la nature et le rôle des *vici* en commençant par les *vici* ruraux. Il combat l'hypothétique origine italique: il ne semble pas y avoir de preuve de l'existence d'agglomérations qui auraient servi de modèle à l'Italie de la fin de la République. En revanche, les textes littéraires qui désignent des *vici* laissent deviner la plupart du temps qu'il s'agit de bourgs routiers. L'examen des textes épigraphiques, notamment la *lex agraria* de 111 qui mentionne des *vicani*, probablement établis le long des routes, permet de penser que les *vici* étaient des regroupements de citoyens, sans fondation donc non autonomes, établis par un magistrat dans l'*ager publicus*, en relation avec l'entretien de la voirie. Ils étaient membres d'une communauté urbaine qui pouvait être située un peu à l'écart. L'étude des *vici* de Rome complète la connaissance de la notion. En effet, dans l'*Vrbs*, ils apparaissent comme des quartiers délimités par des rues et comportant des *insulae*. C'est ainsi qu'il faut comprendre les descriptions des auteurs qui indiquent que les commerçants ont leur boutique dans le *vicus* ou que les collèges sont installés dans tel *vicus*. Il s'agit d'un bâtiment dans un quartier. Comme subdivision topographique de la ville, les *vici* sont devenus, au début de l'Empire, le cadre du contrôle de la plèbe, notamment pour les distributions frumentaires. Ils ont aussi servi de cadre à la distribution d'eau. Ils présentent en effet un avantage: leur faible taille. Ils sont donc un lieu aisé à contrôler. La réorganisation augustéenne de Rome s'inscrit dans la continuité des distributions frumentaires de la fin de la République et notamment de l'action de César. Comme lui, Auguste a recensé la population *vicatim*. Il a fait finalement du *vicus* un cadre institutionnel. Les *compitalia* ont à nouveau eu lieu. Les *magistri vici*, qui existaient probablement déjà à la fin de la République – et ont dû subir comme les autres collèges les interdictions des années 64, 56, de la dictature de César et sous Auguste – ont été rétablis entre 12 et 7 av. J.-C. avec des tâches de surveillance – les vigiles – sous la responsabilité des magistrats chargés des *regiones*. On ne sait pas grand-chose des *magistri vici* après Auguste. Ils existent encore sous les Sévères comme l'indique une restauration d'édicule datée de 235. Les *compitalia* tout comme les *vici* proprement dits existent sans doute après. Le rôle des *magistri vici* est difficile à saisir sous le Haut-Empire en raison des lacunes des fastes. Sous les Julio-Claudiens il y a peut-

être une relation entre leur nomination et de grands événements dans la famille impériale.

La troisième partie est consacrée aux *pagi* et *pagani*. Le sens topographique et territorial est évident jusqu'aux textes les plus tardifs. Les *pagi* ont été créés dans un but administratif: faciliter le contrôle des populations rurales par l'Etat. Leur fonction censitaire est attestée par l'épigraphie, comme on le voit dans les «tables alimentaires», mais également par les sources littéraires. Or cette fonction ne peut être sérieusement et efficacement assurée qu'à la condition que soient délimités les territoires concernés. En partant des textes juridiques et épigraphiques, M. Tarpin montre la différence de fonction entre *pagi* et cadastres. Les *pagi* sont des territoires pérennes, aux limites naturelles, de tailles variées qui peuvent contenir des *fundi* (ces domaines étaient localisés, lors de leur enregistrement, dans les *pagi*). Il examine aussi le rapport entre *pagi* et limites des cités, notamment en Narbonnaise, et la question de leur administration, en particulier en cas de changement de statut de la cité et par conséquent de la communauté. Dans ce cas, le *pagus* paraît être le territoire qui correspond à une communauté marginale. Cette situation ressort aussi de l'usage du terme *paganus* – campagnard plutôt que paysan – et civil, par opposition à *urbanus* ou *oppidanus* et à *miles*. Cette opposition est topographique et culturelle. Les *pagi* sont extérieurs à quelque chose alors que les *vici* sont à l'intérieur d'une ville ou compris comme une partie intégrante. Pour M. Tarpin, les uns et les autres montrent «la volonté impériale de marquer la domination de Rome sur les terres et les hommes à travers leur inscription dans un système formel prédéfini» (p. 245). Peut-être faut-il être plus réservé: au moins montrent-ils la capacité qu'a eue Rome d'organiser communautés et territoires provinciaux selon ses cadres.

Dans la première des annexes qui suivent, l'auteur présente (p. 247–260) les *vici* des provinces d'Occident connus par l'épigraphie comme une illustration de la volonté consciente de marquer la conquête et l'autorité romaines. Dans la deuxième (p. 261–290), il étudie les *vici* dans la cité. Les exemples épigraphiques montrent la diversité des cas (*vicus* chef-lieu, *vicus* ou *vici* sans statut particulier hors du chef-lieu, que celui-ci soit ou non un *vicus*, etc.) et que les *vici* peuvent être intégrés ou disposer d'une autonomie. Ils ont leur administration interne, leurs magistrats, voire leurs patrons. La définition du terme *vicani* n'est cependant pas aisée. La tentative de distinction entre les *vicani* et la *plebs urbana*, dont ils ne seraient qu'une partie, fondée sur les textes qui mentionnent les sommes accordées lors de distributions ou dans les cas de fondations attestées par les inscriptions italiennes, peut-elle être étendue aux provinces? Il n'est pas certain qu'on doive généraliser. Il nous semble qu'il faudrait ici aussi concevoir ou accepter une certaine souplesse: dans quelques cas des provinces gallo-germaniques, le terme *vicani* suivi d'une épithète ethnique ou topographique ne peut pas être traduit autrement que par «les habitants du *vicus* de ...», surtout lorsque les indices textuels ou archéologiques ne laissent pas entrevoir

une communauté abondante à partir de laquelle les *vici* n'auraient été qu'un corps réduit – mais défini comment? – des habitants. Est-il, par exemple, conceivable que les *actores vicanorum Portensium* (CIL XIII 3106, Nantes) n'aient agi que pour une partie des habitants du *vicus*? Deux courtes pages (283–284) examinent le *vicus* comme bâtiment et non comme quartier et une quatrième annexe présente (p. 285–290) les magistrats et les notables des *pagi*: 36 *magistri pagi* sont attestés par 25 inscriptions. On connaît aussi 10 noms de préfets attestés par 10 inscriptions. Affranchis ou hommes libres de naissance, pas toujours d'origine locale, les *magistri pagi* apparaissent la plupart du temps comme d'importants personnages, notables eux-mêmes ou dans l'orbite des grandes familles locales selon un système clientélaire qui peut rappeler le cas des sévirs augustaux.

On doit savoir gré à M. Tarpin de rendre aisément et agréablement accessibles cette documentation et sa réflexion sur les *pagi* et les *vici* dans la péninsule italienne et les provinces occidentales septentrionales de l'empire. De ce point de vue, le titre de l'ouvrage est un peu trompeur puisqu'il n'y est pas question du tout de l'Afrique au sens géographique. C'est un regret. La dizaine d'années entre la soutenance de sa thèse et ce livre font que, comme il arrive souvent, des articles divers ont été publiés sur le même sujet dans l'intervalle ou en même temps. M. Tarpin en a écrit plusieurs (voir dans Année Épigr. 2001, 37 et Année Épigr. 2002, 910 et 926); M. Dondin-Payre aussi qui avait pu avoir connaissance de la recherche de M. Tarpin. Ils sont autant d'études détaillées et fouillées qui annonçaient ce livre ou qui le complètent. On tirera également profit de leur lecture.

Rennes

Nicolas Mathieu

ANDREA HAGENDORN, *Die Villa rustica von Großsachsen, Gem. Hirschberg, Rhein-Neckar-Kreis*. Ein römischer Gutshof im Spiegel seiner zentralen Gebäude. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg, Heft 45. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1999. 245 Seiten, 9 Tabellen, 79 Abbildungen, 68 Tafeln, 1 Beilage.

Zwölf Jahre nach Abschluss der Ausgrabungsarbeiten in der Villa rustica von Großsachsen, 15 km nördlich von Heidelberg, legt die Verfasserin, die idealerweise selbst Grabungsmitarbeiterin und in der letzten Kampagne Grabungsleiterin war, die Ergebnisse ihrer detaillierten Befund- und Fundanalyse vor. Die Arbeit ist am Freiburger Institut für Provinzialrömische Archäologie entstanden und vereinigt in der vorliegenden Druckfassung Magisterarbeit und Dissertation der Verfasserin.

Bevor ich auf den Inhalt des Werkes im Einzelnen eingehe, erscheint es mir angebracht, in aller Kürze auf einen Problemkreis einzugehen, mit dem sich der Leser dieser Arbeit immer wieder konfrontiert sieht. Eine Problematik, die nicht zu Lasten der Verfasserin geht – das

sei besonders betont –, sondern die Praxis amtlicher Bodendenkmalpflege, nicht nur in Baden-Württemberg, berührt.

Die archäologischen Untersuchungen in der Villa rustica von Großsachsen wurden durch landwirtschaftliche Zerstörungen infolge einer Flurbereinigungsmaßnahme ausgelöst. Man entschied sich – wie so oft –, die am leichtesten fassbaren Steinbaustrukturen, das Hauptgebäude, die Thermen sowie diverse umliegende Bauwerke, auszugraben. Am Ende gelang es, den größten Teil der ergrabenen Fläche aus der künftigen landwirtschaftlichen Nutzung herauszunehmen, in den Grundmauern zu konservieren und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Dieses zweifellos begrüßenswerte Ergebnis ist auch in Großsachsen als Schlusspunkt eines im Verlaufe der Grabung gereiften Prozesses zu sehen, dessen Zusammenspiel von wissenschaftlicher Arbeit, begeisterter Öffentlichkeit und lokalpolitischem Interesse beinahe jedem Ausgräber römischer Ruinen wohlbekannt sein dürfte. Aufgrund des sich zumeist erst mit Fortgang der Ausgrabung allmählich entwickelnden Gedankens einer dauerhaften Konservierung ist es verständlich und nachvollziehbar, wenn die Erforschung eines Objektes zunächst unter dem Vorzeichen einer »Not- oder Rettungsgrabung« mit allen daraus resultierenden Abstrichen an die wissenschaftliche Fragestellung begonnen werden muss. Spätestens in der Phase aber, in der sich die Konservierung einer Anlage abzeichnen beginnt, erscheint es nicht mehr verantwortbar, den bis dahin herrschenden Grabungsstil beizubehalten und gravierende Mängel in der Grabungsdokumentation hinzunehmen. Die Villa rustica von Großsachsen ist ein prägnantes Negativbeispiel dieser Art. Zwar ist es dem Leser nicht in jedem Fall möglich festzustellen, in welchem Stadium der Grabungsarbeiten die Entscheidung zu der einen oder anderen grabungsmethodischen Unzulänglichkeit gefällt wurde. Es gibt aber Beispiele, die eindeutig in die Schlussphase der Untersuchung fallen und von daher unverständlich bleiben. Finanzielle Gründe und großer Termindruck können ab dem Moment, von dem an die Zerstörung des Befundes durch äußere Einflüsse abgewendet ist, nicht mehr als Argument für mangelnde Grabungsqualität dienen, wenn unser Fach seine Glaubwürdigkeit bewahren will. Die Einmaligkeit des archäologischen Befundes und die hinlänglich bekannte Tatsache, dass auch eine archäologische Ausgrabung die endgültige Zerstörung eines Befundes bedeutet, muss in solchen Situationen das Vorgehen bestimmen. Vor diesem Hintergrund wird das Grabungsvorgehen in Großsachsen in manchen Punkten nur schwer nachvollziehbar. Dazu gehört das Abräumen des Mauerversturzes innerhalb der Gebäude und auch im Kellerinnenraum (!) mittels Bagger, dem die finale (?) Brandschicht der Anlage zum Opfer fiel (S. 20; 51). Flächenprofile wurden nur zum Teil gezeichnet, in den anderen Fällen lediglich fotografiert, aber nicht beschrieben. Viele Befunde wurden nicht geschnitten. Das trifft für die Pfostengruben zu und wirkt sich besonders negativ bei den Gräbchensystemen der Wasserver- und

-entsorgung aus, deren Gefällrichtungen vielfach ungeklärt bleiben. Besonders schmerzhafte Lücken ergeben sich bei der völlig ungenügenden Untersuchung der Holzbaustrukturen unter dem Hauptgebäude der Villa. Dort hätten angesichts der mächtigen Pfostengruben und erhaltener zugehöriger Stampflehböden beste Bedingungen bestanden, detaillierten Aufschluss zu gewinnen und die noch immer sehr geringe Zahl beurteilbarer Strukturen aus der Gründungszeit rechtsrheinischer *villae rusticae* um einen gut erhaltenen und aussagekräftigen Befund zu vermehren.

Nach diesen kritischen Vorbemerkungen zur Grabungsmethodik, die den Erkenntnisgewinn leider in vielen Punkten einschränkt, ist im Folgenden auf die Publikation selbst einzugehen.

Ein gut aufgeschlüsseltes Inhaltsverzeichnis erschließt das durchdacht aufgebaute und gegliederte Werk, das eine ganze Reihe interessanter Themen zu behandeln verspricht.

Der Fundplatz Großsachsen, inmitten der fruchtbaren Rheinebene gelegen, ist eingebettet in eine dichte römische Siedlungslandschaft, deren Erforschung allerdings noch in den Anfängen steckt (zu dieser Thematik mittlerweile erschienen ist die Arbeit von G. LENZ-BERNHARD, *Lopodunum III. Die neckarswebische Siedlung und Villa rustica im Gewinn »Ziegelscheuer«*. Eine Untersuchung zur Besiedlungsgeschichte der Oberheingermanen. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 77 [Stuttgart 2002]). Von Bedeutung ist die Nähe zum Civitashauptort *Lopodunum*/Ladenburg und einem weiteren größeren Absatzgebiet um das heutige Heidelberg.

Die sorgfältige Analyse des Baubefundes (S. 24 ff.; 128 ff.) hat einige bemerkenswerte Ergebnisse erbracht, die die Villa rustica von Großsachsen in den Rang eines überregionalen Referenzobjekts der Forschung erheben. Wie nur an wenigen Orten in dieser Deutlichkeit, lässt sich die Entwicklungsgeschichte des Hauptgebäudes über zwei Holz- und drei Steinbauphasen nachvollziehen. Damit vermag der Befund einen wesentlichen Beitrag zur Frage der Entwicklung des Risalitbaus und dem kontrovers diskutierten Problem »offene Halle oder Innenhof« im Zentrum dieses Hauptgebäudetyps zu leisten. Schon erwähnt wurde die leider vergebene Chance, die Grundrissform der Holzvorläufer zu ermitteln. In den nachfolgenden Steinbauperioden entwickelt sich das Haupthaus aus einem Rechteckbau mit vorgeblendetem Korridor (oder Portikus?), Halle, unterkellertem Eckraum und durch Fachwerkwände abgetrennten seitlichen Räumen zu einem immer ausgreifenderen »klassischen« Risalitgebäude. Den chronologischen Rahmen dieses Prozesses behandelt die Verfasserin in Kapitel 3.3 (S. 122 ff.). Demnach ist von einem Beginn der Holzbauphase frühestens um 120 n. Chr. auszugehen und deshalb ein Zusammenhang mit der Civitasgründung unter Traian im ersten oder beginnenden zweiten Jahrzehnt des 2. Jhs. zu sehen (S. 124). Für das Gebiet der Neckarsueben (*civitas Sueborum Nicrensiensium*), in dem die Villa liegt, ist es nicht unwichtig hervorzuheben,

dass jeder Hinweis auf eine germanische Vorbesiedlung des Platzes fehlt. Das Formengut ist über die ganze Bestehenszeit der Anlage allein »römisch« geprägt (S. 125; zur »nachrömischen« germanischen Besiedlung s. u.). In der Mitte des 2. Jhs. erfolgte der erste Ausbau in Stein – parallel zum Beginn des Steinausbaus im nahegelegenen Lopodunum –, und erst zu diesem Zeitpunkt kam als bedeutendes zivilisatorisches Element ein Badegebäude hinzu. Nach Meinung der Verfasserin spiegeln sich in der späten Errichtung der Thermen in erster Linie die verbesserten ökonomischen Verhältnisse und das gewachsene Prestigebewusstsein der Hofbesitzer wider. Mir erscheint allerdings die Frage des »Romanisierungsgrades« der siedelnden Bevölkerung nicht ausreichend berücksichtigt. Mit Blick auf jene Provinzgebiete, die erst sehr spät oder überhaupt keine Bäder in den autochthon geprägten Siedlungen kennen (z. B. das Rheinmündungsgebiet) und im krassen Gegensatz dazu dem römischen Militär, das an neuen Standorten sofort mit dem Bau von Bädern begann, könnte durchaus das unterschiedliche Bedürfnis nach »römischer« Lebensweise eine wesentliche Rolle gespielt haben.

Die zweite Steinbauperiode gegen Ende des 2. Jhs. ist von dem Verlangen nach architektonischer Aufwertung geprägt: Risalite und Portiken werden dem Hauptgebäude vorgeblendet und vor der Gebäudefront ein über 30 m × 7 m großes Wasserbecken angelegt. Dessen Konstruktion, Verfüllung, Vorbild und mögliche Funktion wird aufgrund der bisherigen Seltenheit vergleichbarer Befunde von Hagedorn intensiv behandelt (S. 139 ff.). Unter den verschiedenen Nutzungsmöglichkeiten präferiert sie für Großsachsen die Funktion als Fischzuchtbecken.

Steinbauperiode 3 folgte Ende des 2./Anfang des 3. Jhs. (S. 129: »um 210«) nach einem Brandschaden. Der Wiederaufbau war zugleich mit Erweiterungen und »Verschönerungen« verbunden, darunter die Schaffung eines Verbindungsganges mit Apsiden zwischen Haupthaus und dahinter liegendem, als Tempel gedeutetem massivem Viereckbau. Dem Badegebäude wurde eine wassergespülte Latrine angefügt.

Die Auffassung der Großsachsener Anlage ist – zumindest im ergrabenen Bereich – nicht deutlich zu fassen. Nur wenige Fundstücke gehen nach Meinung der Verfasserin über das erste Viertel des 3. Jhs. hinaus (S. 126 f.), weshalb sie sich für ein Ende 233 n. Chr. oder um die Mitte des 3. Jhs. ausspricht. Auf die Beurteilung des Endes der Anlage wirkt sich die praktizierte Grabungsmethode mit dem maschinellen Abtrag der obersten Schichten negativ aus. Das gilt in gleicher Weise für die jüngsten Siedlungsspuren am Ort, die sich dem germanischen Kulturmilieu zuweisen lassen und die von der Verfasserin in die Zeit nach der Auffassung der Steinbauten gesetzt werden (S. 92 f.; 174 f.). Nachdem die beiden markantesten Fundstücke – ein beinerner Dreilagenkamm mit halbrunder Griffplatte und eine Armbrustfibel mit dreieckigem Fußzuschnitt und Nadelscheide – nicht in ihrem Fundkontext beobachtet wurden und für den wichtigen Befund einer Feuerstelle im Präfurnium-

bereich des Sudatoriums der Thermen offenbar keine Beobachtungen zum Schichtenverhältnis vorliegen, bleibt diese Frage aber letztlich offen. Die datierbaren germanischen Funde gehören noch in das 3. Jh. Eine Datierung bereits um die Jahrhundertmitte ist möglich. Zusammen mit einem Antoninian des Gallienus könnten sie durchaus den jüngsten Siedlungshorizont der Villa rustica bilden, der sich unter Aufnahme von Angehörigen germanischen Ethnikums ohne Bruch aus der »römischen« Spätphase herausentwickelt haben könnte. Um in derartigen, für die Siedlungsgeschichte bedeutenden Fragen zukünftig Antworten geben zu können, ist unbedingt die Verfeinerung der Grabungsmethoden notwendig. Nur eine speziell darauf abgestimmte Vorgehensweise wird es ermöglichen, auch die meist nur sehr schütter überlieferten Schlusshorizonte römischer Siedlungsplätze herauszuarbeiten und beurteilbar zu machen.

In Kapitel 4 »Zusammenfassende Beurteilung der Gebäude und der Anlage« (S. 128 ff.) diskutiert und vertieft die Verfasserin die in der Befunddarstellung gewonnenen Ergebnisse und stellt sie in den überregionalen Zusammenhang. Einiges davon ist im Vorangegangenen bereits aufgegriffen worden. Die eine oder andere Bemerkung ist aber an dieser Stelle noch anzufügen. Begonnen sei mit dem Fragenkomplex um die Herleitung der Mittelhalle, wie sie in Großsachsen und zahllosen anderen Hauptgebäuden von *villae rusticae* im Nordwesten des Imperiums vorliegt. Die Verfasserin greift erneut auf den alten Gedanken einer Ableitung vom mediterranen Atriumhaus zurück, den bereits F. OELMANN, Bonner Jahrb. 133, 1928, 118 ff., (ablehnend) diskutiert hat. Zweifel sind nicht nur hinsichtlich einer vollständig anderen Gestaltung der Dachlandschaft angebracht. Entscheidender noch ist – und das zeigt gerade der Befund von Großsachsen mit Deutlichkeit –, dass wir gewöhnlich mit einer lokal unterschiedlichen Anzahl an hölzernen Vorgängerbauphasen zu rechnen haben, deren Grundrissform jedoch nur selten einigermaßen fassbar ist. Wenn nicht alles täuscht, sind die Entwicklungsstränge für die kaiserzeitliche Villenarchitektur im Nordwesten mittlerweile auch deutlicher in das spätkeltische Milieu (Ost-)Galliens zurückzuverfolgen, als in das Mediterraneum (M. FREY, Die *villa* von Borg. Ein reiches Landgut mit vorrömischer Tradition. In: A. HAFFNER/S. v. SCHNURBEIN (Hrsg.), Kelten, Germanen, Römer im Mittelgebirgsraum zwischen Luxemburg und Thüringen. Akten des Internationalen Kolloquiums zum DFG-Schwerpunktprogramm »Romanisierung« in Trier vom 28. bis 30. September 1998. Kolloquium zur Vor- und Frühgeschichte 5 [Bonn 2000] 41 ff.; K. H. LENZ, Villae rusticae: Zur Entstehung dieser Siedlungsform in den Nordwestprovinzen des römischen Reiches. Kölner Jahrb. für Vor- u. Frühgesch. 31, 1998, 49 ff.). Auch scheint die Idee eines großen Zentralraums mit Feuerstelle nicht außergewöhnlich genug, um nicht in verschiedenen Regionen der Alten Welt unabhängig voneinander entstanden sein zu können. Interessant ist der Gedanke der Verfasserin, aus der Beibehaltung der

zentralen Halle im Hauptgebäude von Großsachsen trotz wachsendem Wohlstand und gehobeneren Raumansprüchen über alle (Stein-)Bauperioden hinweg auf die auch weiterhin zentrale Bedeutung der darin ausgeübten hauswirtschaftlichen Tätigkeit zu schließen. Das wiederum lässt nach Meinung der Autorin den Fortbestand des sozialen Gefüges der Hausgemeinschaft vermuten. Dies, so wird man einwenden, setzt jedoch voraus, dass die Gutsbesitzerfamilie (wie für die Frühzeit angenommen) auch weiterhin in der Anlage wohnen blieb und sich durch gewachsenen Wohlstand oder Besitzkonzentration nicht so weit separierte, dass sie die Bewirtschaftung der Villa einer Verwalterfamilie überließ. Derartiges lässt sich archäologisch selbstverständlich nicht nachweisen.

Wenig ertragreich erscheint die weit ausgreifende Diskussion um die Deutung quadratischer Gebäude wie des Baus III im Rücken des Hauptgebäudes als Turmspeicher oder Tempel (S. 132 ff.). Hier sollte vielmehr der Großsachsener Befund selbst durch den in Periode 3 als Verbindung zwischen Hauptgebäude und Viereckbau errichteten Gang mit Apsiden als Fingerzeig für eine Interpretation als Tempel gewertet werden. Auch die anschließend behandelte Frage nach der Herleitung der Cella- und Umgangstempel wirkt im gegebenen Zusammenhang überzogen. Die Ausführungen sind zwischenzeitlich u. a. durch die bedeutenden Entdeckungen auf dem Martberg bei Pommern (M. THOMA, Der gallorömische Kultbezirk auf dem Martberg bei Pommern an der Mosel, Kr. Cochem-Zell. In: HAFFNER und v. SCHNURBEIN a. a. O. 447 ff.) ohnehin bereits überholt. Nachdem die Erörterung ergebnislos bleibt und der Befund von Großsachsen keinerlei neue Informationen zur Diskussion beiträgt, kann auch das angestrebte Ziel, Hinweise auf die kulturelle Verwurzelung bzw. Herkunft der Gutshofbewohner zu erhalten, nicht erreicht werden. Hier wie auch sonst verschiedentlich in dieser Arbeit hätte man sich entschließen sollen, ergebnislos verlaufende Diskussionen gänzlich herauszunehmen oder wenigstens stark zu straffen.

Der Fundstoff aus der Villa rustica wird in drei Abschnitten getrennt voneinander und unter jeweils anderen Gesichtspunkten behandelt. In Kapitel 3 werden chronologisch aussagekräftige Funde und Fundkomplexe im Hinblick auf die Datierung der Villa und ihrer Bauphasen analysiert. Kapitel 6 ist dem großen Fundkomplex aus dem Wasserbecken gewidmet. Schließlich werden in den Kapiteln 5, 7 und 8 ausgewählte Einzel-funde diskutiert, die besondere Einblicke in die Bereiche Religion und Kult, Handwerk und Bewohnerschaft geben. Insgesamt ist die Fundbehandlung erfreulich knapp gehalten. Kulturgeschichtliche Fragestellungen bezogen auf den Fundplatz selbst stehen im Vordergrund. Hier wird realisiert, was heute allzu oft in den Hintergrund zu geraten droht: Die Analyse des Fundstoffes eines Siedlungsplatzes sollte Aufschluss über die Siedlungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, kulturelle Ausrichtung und Lebensverhältnisse der Bewohnerschaft geben und nicht zum Selbstzweck typologisch-

chronologischer Diskussionen von Formen und Materialgruppen werden. Letzteres sollte im Rahmen von Spezialuntersuchungen geschehen, die – ausgehend von Schlüsselbefunden – die Fragestellung auf der Grundlage einer ausreichenden Materialbasis behandeln.

Zur souveränen Aufbereitung des Fundmaterials ist nur wenig anzumerken. Gewisse Unsicherheiten von chronologischer Relevanz sind bei der Behandlung einiger weißtoniger Gefäßformen des rauwandigen Gebrauchsgeschirrs festzustellen (S. 14 f.). Die Verfasserin scheidet mangels mineralogischer Analysen die eindeutige Klassifikation einiger Bruchstücke als Urmitzer Ware und wählt stattdessen die scheinbar unverfänglichere, aber letztlich aussageleere Bezeichnung »in der Art der Urmitzer Ware«. Nach meiner Meinung ist es aber auch ohne naturwissenschaftliche Untersuchungen allein durch den Vergleich mit Referenzmaterial möglich, »echte« Urmitzer Ware makroskopisch nach Warenart und Formenspektrum auszusondern. Von chronologischer Bedeutung ist diese Warenart, weil sie in ihrem südöstlichen Verbreitungsgebiet in nennenswerter Menge erst ab dem zweiten Drittel des 3. Jhs. auftritt, worauf die Verfasserin auch hinweist. Mit dem Nachweis Urmitzer Ware ist ein wichtiges Indiz für die Besiedlungsdauer der Großsachsener Anlage bis weit in das 3. Jh. hinein gewonnen.

Von terminologischer Verwirrung zeugt die für die Urmitzer Ware synonym benutzte Bezeichnung »Eifelware« (S. 115 Anm. 436). Nach allgemeinem Gebrauch umschreibt letztere die erst ab dem frühen 4. Jh. auftretende rauwandige Keramik aus dem Raum Mayen. Diese ist von der Urmitzer Ware aus dem Neuwieder Becken deutlich zu trennen.

Eine weitere Unschärfe ist bei der Formenuntergliederung der Terra-sigillata-Teller zu verzeichnen (S. 120 f.). Das ist von Bedeutung, weil die Teller neben anderen Kriterien zur chronologischen Einordnung von Fundkomplexen (Keller II, Wasserbeckenverfüllung) herangezogen werden. Nach meiner Überzeugung ist es unumgänglich, die Teller mit Wandknick – von der Verfasserin insgesamt als Drag. 18/31 bezeichnet – in mindestens drei Typen zu unterteilen: Drag. 18/31 (Wandknick weit von Standringansatz entfernt), Drag. 31 (Wandknick nahe am Standringansatz) und Niederbieber 1c (großer Teller [»Platte«] mit Strichelkranz). Es geht hierbei nicht um typologische Spielerei, sondern um deutliche Unterschiede in der Chronologie und Herkunft. Während Drag. 18/31 von mittel- und ostgallischen Manufakturen gefertigt wurde, bestimmt Drag. 31 von Anfang an das Produktionsspektrum in Rheinzabern. Die Form wurde an diesem Ort bis tief in das 3. Jh. hinein hergestellt und konnte sich hier gegenüber den Tellern mit gerundeter Wand Drag. 32 behaupten. In Trier hingegen scheint im 3. Jh. die Form Drag. 31 zugunsten von Drag. 32 gänzlich aus dem Sortiment verschwunden zu sein. Im Schnittbereich des Rheinzaberner und Trierer Absatzgebietes wirkt sich dieser Sachverhalt auf das von der Verfasserin und vielen anderen Autoren chronologisch ausgewertete Mengenver-

hältnis beider Formen zueinander aus. Niederbieber 1c schließlich steht als Großform unabhängig neben den beiden Tellertypen. Sie wurde bereits in Ostgallien hergestellt und in Trier – evtl. auch in Rheinzabern – zumindest bis an die Wende vom ersten zum zweiten Drittel des 3. Jhs. gefertigt. Statistische Auswertungen der Verhältniszahlen von Tellertypen müssen also sowohl die Herkunft der Produkte wie auch deren typologische Feingliederung berücksichtigen, wenn sie chronologisch zu verwertbaren Ergebnissen führen sollen.

Ausführlich wird der Fundkomplex aus dem Wasserbecken behandelt, der als weitgehend geschlossenes, sehr umfangreiches Ensemble diese intensive Beschäftigung verdient (S. 159 ff.). Seine Entstehung kann an das Ende des 2./Anfang des 3. Jhs. datiert werden. Das Zustandekommen geht auf ein Schadenfeuer zurück, dem offenbar ein ganzes Kücheninventar zum Opfer gefallen ist. Es konnte ein Mindestindividuenzahl von 823 Keramikgefäßen ermittelt werden. Über die Analyse der Geschirrzusammensetzung ist die Verfasserin bemüht, sich verschiedenen wesentlichen Fragen des Gutshofbetriebs anzunähern. Der Versuch, über den Geschirrbestand Aufschluss über die Personenzahl auf dem Hof zu erhalten, ist ein interessanter und naheliegender Ansatz. Das Experiment scheitert letztlich an den vielen ungeklärten Prämissen: Welchen Umfang besaß ein Tischgedeck? Wie viele Gedecke wurden pro Person und Gelegenheit benutzt? Inwieweit ist mit der Verköstigung von Saisonkräften zu rechnen? Hat das zum Zeitpunkt der Zerstörung z. T. bereits ziemlich alte Geschirr zuletzt noch vollumfänglich in Benutzung gestanden? Der von der Verfasserin gewonnene Annäherungswert von 60–70 Personen erscheint jedenfalls deutlich überhöht und berechtigt zu einigen Zweifeln. Erfolgversprechender ist dagegen die Untersuchung der erstaunlich zahlreich auftretenden Graffiti, die – wie üblich – mehrheitlich auf Terra sigillata-Gefäßen auftreten. Von insgesamt 29 Ritzungen aus dem Wasserbecken weisen die Buchstabengraffiti auf mindestens 13 verschiedene Personen. Freilich ist auch dieser Befund letztlich nicht eindeutig zu interpretieren. Erfasst man mit den Gefäßkennzeichnungen allein das Gesinde bzw. die Arbeitskräfte oder auch die Besitzerfamilie? Haben alle kennzeichnenden Personen gleichzeitig auf dem Hof gelebt oder gearbeitet? Vielleicht weist ja die heterogene Zusammensetzung gerade des Terra-sigillata-Geschirrbestandes auf einen langen Zeitraum hin, innerhalb dessen die Graffiti entstanden sind. Die Gefäße könnten in einem »Gesinde-schrank« verwahrt worden sein – evtl. sogar nur für den saisonalen Gebrauch. Es könnte sich aber auch um ausgemustertes Geschirr gehandelt haben, das irgendwo gelagert worden ist, so, wie bis in jüngste Zeit hinein auf Bauernhöfen kaum etwas weggeworfen, sondern auf Dachböden, in Scheunen oder sonst wo aufbewahrt wurde.

Die wenigen Funde von Schmiedeschlacken sowie die Hinweise auf Bein- und Geweihverarbeitung (S. 170) fügen sich in den üblichen Rahmen handwerklicher Tätigkeit in *villae rusticae* ein. Interessant ist eine

Verhüttungsschlacke, doch reicht das Einzelstück keinesfalls aus, um auf römerzeitliche Eisenerzeugung an diesem Ort zu schließen.

Diskutiert wird von der Verfasserin abschließend auch die Frage nach den Besitzern der Anlage. Insbesondere geht sie anderweitig geäußerten Vermutungen nach, wonach ein Angehöriger des Dekurionenstandes der *civitas Sueborum Nicrensiun* als Hofherr in Betracht zu ziehen sein könnte. Belege hierfür fehlen jedoch vollständig. Gewisse Hinweise auf eine gehobene Ausstattung, die sich in den Kleinfunden niederschlägt, sollten keinesfalls überbewertet werden. Die Frage beantworten könnten letztlich nur Inschriften. Aber selbst dann wären mehr als schlaglichtartige Momentaufnahmen nicht möglich. Besitzerwechsel oder späteres ›Hineinwachsen‹ der Besitzerfamilie in den Dekurionenstand blieben u. U. ebenso wenig fassbar, wie etwa die Zugehörigkeit der Anlage zum Streubesitz eines Dekurios oder Großgrundbesitzers, der sie gar nicht selbst oder bestenfalls saisonal nutzte. Gerade das Erfassen von Entwicklungen und Prozessen, die auch in der über 150-jährigen Besiedlungsgeschichte des Limesgebietes voraussetzen sind, bleibt der Archäologie zumeist verwehrt.

Hier sind der Ausdeutung von Befunden und Funden sehr enge Grenzen gesetzt.

Die vorliegende Arbeit stellt eine solide Bearbeitung der in vielerlei Hinsicht aufschlussreichen Grabungsbe-funde und Funde der Villa rustica von Großsachsen dar. Der von der Verfasserin aufgestellte und behandelte Fragenkatalog verrät Weitblick und den Wunsch, die Villenforschung mit neuen Impulsen zu bereichern. Manche Diskussion allerdings bleibt im Ergebnis mager, was in erster Linie seine Ursache im Forschungsstand hat. Zuweilen verlieren sich die Ausführungen etwas im Akademisch-Theoretischen und immer wieder spürt man die Angst der Autorin, nicht jeden denkbaren Ansatz wenigstens angesprochen zu haben. Dessen ungeachtet wird man das Buch nicht nur aufgrund des darin sauber dokumentierten, wichtigen Befundes, sondern auch wegen seiner anregenden und weiterführenden Bearbeitung gerne zur Hand nehmen. Die Fachwelt verdankt der Autorin einen wichtigen Beitrag zur Villenforschung, dessen Bedeutung weit über das rechtsrheinische Obergermanien hinausreicht.

München

Bernd Steidl

SPÄTANTIKE UND FRÜHES MITTELALTER

ERNST PITZ, Die griechisch-römische Ökumene und die drei Kulturen des Mittelalters. Geschichte des mediterranen Weltteils zwischen Atlantik und Indischem Ozean 270–812. Europa im Mittelalter – Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik 3. Akademie Verlag, Berlin 2001. 571 Seiten.

Das Buch, Bd. 3 der ›Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik‹, veranstaltet vom Berliner Akademieverlag (hrsg. von M. Borgolte), behandelt ein Thema von unverkennbarer, nunmehr gleichsam fast unentrinnbar gewordener Aktualität mit einer Problematik, die in den letzten Jahren eine Renaissance erfahren hat, wie sie zuvor auch für die historische Forschung kaum vorzustellen gewesen war. Das Komparatistische als ein Suchen nach Gemeinsamkeit oder Vergleichbarem und damit weiterführenden, fruchtbaren Gegensätzen findet an Anhaltspunkten genug, und dies in den Fakten selbst wie den aus ihnen zu folgernden Kausalitäten, wobei denn positive wie negative Ergebnisse weiter helfen. Im Vorliegenden gilt dies für die großen Dimensionen der Weltreiche wie für die kleinen, regional begrenzten, und selbst zeitliche Differenzen tun wenig zur Sache, wenn es um entsprechende Erkenntnisse geht.

Die Beschäftigung mit den Fakten freilich ist die unvermeidliche Voraussetzung, doch solche zählt in dem einschlägigen Interessenkreis seit einigen Jahrzehnten nur noch wenig mehr. Indes, eine Darstellung wie sie hier geliefert wird, wäre geeignet, diese Lücke zu schließen.

Denn es handelt sich um den Raum der Mittelmeerwelt mit ihren Eigenheiten in einer Epoche des Überganges, mit seinen Ursprüngen und einer Verwandlung von Lebensformen wie der Verwirklichung von Akkulturmöglichkeiten, für die es zu einer zusammenfassenden Erklärung trotz jahrhundertelanger Forschungen bisher noch nicht gekommen zu sein scheint. Für diesen Raum eine Einheit zu gestalten, die Kultur und Zivilisation miteinander wirklich verbände, ist der Antike nicht gelungen, mögen Zeugnisse scheinbar erfolgreicher Verbindung sich auch immer weiter in die Randzonen ausgedehnt haben. Es mag dies zum Teil mit dem Provisoriumscharakter des Imperiums zusammenhängen, der sich seit dessen Anfängen auch noch in der Kaiserzeit nie ganz verloren hat: Geht es aber um Ansätze und Anfänge, so bleibt zu fragen, wie weit dieses Imperium in seiner räumlichen Einschränkung seit einem Pompeius und der augusteischen Wende danach zugleich bewusst auf entsprechende Möglichkeiten einer Vollendung ver-

zichtete. Spekulationen mit Weltherrschaftsvorstellungen im Sinne eines Alexander und der Verwirklichung einer Menschheitsidee wie zugleich die realistische Beurteilung der vorhandenen eigenen Kräfte bilden ein unlösbares Dilemma. Dabei mag die in der Einschränkung erreichte Stabilisierung in der Kaiserzeit eine Art Ersatz darstellen, der dennoch nicht ohne Wirkung blieb: Es sind Kräfte mit ihrem Ursprung jenseits der selbstgezogenen Grenzen, die nach einem halben Jahrtausend die Zerstörung des errichteten Ordnungsgefüges herbeiführen, und dies gerade in der Absicht, dieses Gefüge zu erhalten, um an ihm teilzuhaben.

Der damit verbundene Prozess aber scheint von vornherein vorgezeichnet. Pitz sieht die Oikumene für die Zeit, um die es ihm geht, aus drei Elementen bestehend bzw. in drei Kulturräume gegliedert, den griechisch-römischen, verkörpert durch das Imperium Romanum in seiner Genese von frühester barbarischer Kontaktnahme bis zur Vollendung unter Karl dem Großen, und dem östlichen, zu dem das persische Reich und dann der Islam gehören. Alle drei entwickeln sich unterschiedlich, ihren Voraussetzungen entsprechend, in einer Übernahme von Randzonen der antiken Welt, für die der Einfluss des Imperiums in frühen wie späten Phasen bestimmend gewesen war. Direkte wie indirekte Wechselbeziehungen bedeuten Stabilisierung und Etablierung nach einer Epoche von Wanderung und Landnahme Jahrhunderte hindurch aus verschiedenen Motiven, und dies im einzelnen auch unter verschiedenen Formen, in jedem Fall aber mittels Anlehnung, Übernahme und Beeinflussung. Sie führen zugleich freilich zur Auflösung der westlichen Imperiumshälfte, für die ein Kräftemangel und als Ergebnis davon die Entwicklung zu einem Zwangsstaat, genau genommen wohl einer Zwangsgesellschaft, charakteristisch sind. Der von germanischer Seite (Athaulf, Eurich) artikulierte Gedanke einer Ablösung des Imperiums erweckt in einem solchen Zusammenhang zwar einen Eindruck von Naivität, braucht aber angesichts der Entwicklung bis zum 5. Jh. als die Andeutung einer gleichsam immanenten Programmatik nicht ganz utopisch zu sein. Das Ende des allgemeinen, differenzierten Prozesses unter Karl dem Großen freilich hatte mit solchen Gedanken nichts zu tun, sie ging von längst herausgestalteten anderen Voraussetzungen aus, ist bezeichnenderweise aber das Ergebnis der Interpretation von byzantinischer Seite. Es sind zugleich aber das Übernommene und die langsame Anpassung an die vorgefundenen Verhältnisse, wie sie das Imperium in seinen westlichen Teilen zuvor erst geschaffen hatte, die den Nachfolgern ein eigenes Fortleben auf dem Wege jenes Stabilisierungsprozesses ermöglichten: Exzesse oder Übereiltheit in der Forcierung eines solchen Prozesses blieben im allgemeinen stets ohne Wirkung.

Sind es damit im Grunde die Flügelmächte (so der Terminus, den Pitz prägt), die mittels einer durch sie hervorgerufenen, im Grunde gar nicht beabsichtigten Veränderung das westliche wie später das östliche Imperium ablösen, so erklärt sich die Zeitverschiebung um fast

ein Jahrtausend für den Verfasser wohl aus den äußeren Bedingungen vorwiegend in einer veränderten Zielsetzung innerhalb des Islam, die mit einer Aufhebung der Schwächen der früheren Epochen Hand in Hand ging. Im übrigen sind im Westen die Voraussetzungen wie die Vorgänge selbst wohl eher zu begreifen gewesen und fanden die Kriterien der Ablösung besseres Verständnis als im Osten, wo Theokratie und eine bisher weder vorstellbare noch erwartete Mutation aller Denk- wie Lebensformen im 7. Jh. in Genese wie Ausbreitung des Islam wohl Fassungslosigkeit bei den Betroffenen auslösten, dann freilich schnell mit einer Zivilisation konfrontiert wurden, die nach ersten Katastrophen sich gleichsam einigend eine Abwehr zu mobilisieren vermochte und die schnell die begonnene Expansion zum Halten brachte. Der davon mit ausgelöste politische Zerfall des Islam wiederum verhinderte, dass die Kämpfe mit Byzanz die Formen eines Religionskrieges annahm.

Pitz hat, nach der Inhaltsübersicht S. 9 ff., seine Darstellung in elf große Kapitel gegliedert, von denen die ersten vier als ein Überblick über das römische Imperium gleichsam die Grundlage schaffen. Die folgenden schildern zusammen mit der Auflösung der Einheit den Prozess der Übernahme der westlichen Gebiete durch die Barbaren mit Ansiedlung, Verarbeitung des Vorhandenen, Abwandlung überkommener Strukturen und Herausbildung eigener, nunmehr stabiler Staatsformen als eine Synthese. Der Prozess zieht sich bis zum Ende der westlichen Reichshälfte im 6. Jh. mit folgenden variierenden Provisorien bis zu Karl dem Großen und dessen Kaisertum ab 800 hin. Auf der anderen Seite steht die innere Entwicklung des Christentums mit schweren dogmatischen Auseinandersetzungen, die sich nach der Legalisierung durch Constantin vor allem im Osten in einer Weise steigern, die fast die Zerstörung des Imperiums involviert, am Ende dann notgedrungen aber zum Provisorium eines Nebeneinanders verschiedener, miteinander kaum zu vereinbarenden Glaubensrichtungen führt. Den Auseinandersetzungen erweist sich die westliche Kirche als kaum gewachsen und scheidet früh aus der Diskussion aus. Doch geht sie den Weg einer inneren Verfestigung durch eine ständige Missionierung etwa der arianischen Nachfolger, während unter anderen Bedingungen als im Osten das Papsttum als koordinierende Macht zugleich die politische Festigung übernimmt, um nach dem Ende des westlichen Reiches 476 im 6. Jh. damit wenngleich auf anderer Ebene zu dessen zumindest provisorischer Fortsetzung zu werden. Die Verbindung mit der seit Justinian ganz anders gefestigten östlichen Reichskirche kann seitdem nur noch eine lockere, äußere sein.

Justinians vergeblicher Versuch einer Wiedergewinnung der westlichen Imperiumshälfte, der Aufstieg des Merowingerreiches und dessen Expansion in Räume, die von den Interessen des Imperiums nie berührt gewesen waren, vervollständigen das Bild gleichsam von der anderen Seite her. Die sich herausbildenden neuen wirtschaftlichen, aber auch sozialen, politischen, religiösen und nicht zuletzt bis zu gewissem Grade geistigen

(S. 251 ff.) Strukturen bestimmen für den Westen auch noch das folgende Kapitel. Zwar ist bei all dem das römische Erbe nicht zu übersehen, wenngleich die Akkulturation der Germanen in deren Reichen sich nach anderen, unterschiedlichen Gesetzmäßigkeiten vollzieht. Wichtig für deren Stabilisierung indes, das wird in seinen verschiedenen Stufen überzeugend deutlich, ist zumindest für die ersten Jahrhunderte der Einbau der römischen bzw. romanisierten Elemente, insbesondere der oberen Schichten, und der nach römischer Tradition von diesen gehandhabten Institutionen, die sich zwangsläufig freilich mehr und mehr verselbständigen oder aber im Sinne der neuen Herrschaften instrumentalisieren. In einer zweiten Stufe von Landnahme und Völkerwanderung seit Mitte des 5. Jhs. beziehen die sich weiter herausbildenden westlichen Flügelmächte mit den Ostgoten und danach den Langobarden nunmehr Italien in ihren Interessensbereich mit ein, während in einer äußerlich gesehen parallelen, fast zeitgleichen Herausbildung der östlichen Flügelmacht sich vorerst der umgekehrte Prozess vollzieht.

Denn bei schneller Expansion und der Zerstörung des Sassanidenreiches, des eigenen Vorläufers, durch den Islam kommt es für diesen trotz vorhandener reicher Mittel zu einer alle Teile umfassenden, selbst politischen Gemeinschaft nicht, sondern driften zwischen der indischen Grenze und Spanien als Folge wechselnder oder divergierender, kontroverser Selbstdeutung die Teile der islamischen Gemeinschaft politisch auseinander und bleibt für lange Zeit das Kalifat in Damaskus und dann in Bagdad machtlos. Byzanz freilich, wenngleich scheinbar im Detail der Sieger, erleidet mit entscheidenden territorialen Verlusten im Vorderen Orient dennoch einen Schlag, von dem er es sich trotz großer innerer Flexibilität nicht mehr erholt.

Wie natürlich behandelt der Autor die Anfänge und die Voraussetzungen eines sich nicht nur im Politischen abspielenden Prozesses. Die inneren Zusammenhänge darüber hinaus könnten nicht eindringlicher dargestellt sein. Sie sind es, die dem Buche als Anregung zum Suchen nach Interdependenzen zweifellos seine große Wirkung verschaffen werden. So ist nach der Konsolidierung des Westens bis zu den britischen Inseln (S. 353 ff.) und einer geographischen Gewichtsverlagerung die Dreiteilung für die Welt um das Mittelmeer verändert und verfestigt zugleich, und zwar in die islamische von Indien bis nach Spanien und Südfrankreich, in den Westen und in Byzanz: Eine Beruhigung seit Ende des 7. Jhs. an allen Stellen ist unverkennbar. Dabei fördert eine langsame aber stetige Etablierung im Westen die natürliche Genese neuer Staatsformen. Ein weiterer Prozess von Stabilisierung in Gallien wie selbst in Spanien entwickelt Wechselbeziehungen über weite Räume, und nach einer sich vertiefenden Wahrnehmung der Möglichkeiten von Ausgleich und Austausch verkörpert das Kaisertum Karls des Großen wohl den Beginn eines neuen Zeitabschnittes von reichen Aussichten, von weiterer Konsolidation auch innerhalb dieser Räume mit wenigstens der Illusion nunmehr in der Tat einer Inter-

sengemeinschaft, die sich weiter entwickeln konnte. Versuche etwa, Byzanz als die geographisch mittlere der Mächte mit der zweifellos höchsten Zivilisation zu schädigen und sich an dessen Mitteln schadlos zu halten, sind von keiner Seite her wahrzunehmen, die Notwendigkeit einer stabilen Mitte scheint von niemand bezweifelt, die Kriege des Islam gehören eher in die Frühstufe dieses Prozesses. Auch sind Verschiebungen innerhalb des Kräfteverhältnisses für diese Zeit gering und führen wie in Spanien eher zu neuen Kontakten, und nach Rückschlägen beginnt sich als Folge wohl von dynastischen Gegensätzen nach innen und Katastrophen im Mittelmeer wie in Nordafrika wenigstens seinen Absichten nach selbst Bagdad als ein Partner am Mittelmeer zu etablieren. Die eigentliche Zeitenwende, mit der das Buch schließt, die von diesem selbst mit Recht unwillig wahrgenommene Kaiserkrönung Karls, freilich führt zugleich weiter: Denn mit der vielleicht unbeabsichtigten Rolle des Papstes als Coronator scheinen die mit der Krönung verbundenen Hoffnungen auf beiden Seiten paralytisch und werden neue Schwierigkeiten gleichsam zum Programm: Die Möglichkeiten einer päpstlichen Rolle im Politischen und über dieses hinaus bereits zuvor zeichnet Pitz am Beispiel Gregors des Großen eindrucksvoll. Päpstliches Ausgreifen von nun an in die internationale Realpolitik schafft einen Zustand, der die besten Absichten von Kaiser und Kaiserin auf eine neue Solidarität der Mächte relativiert. Mit dem römischen Erbe hatte diese Rolle an sich nur noch wenig zu tun, das Beispiel Gregors und seiner Art neuer Glaubensfestigung freilich weist bereits in eine Zukunft, die von da an die Problematik des europäischen Mittelalters bestimmt.

Es ist dem Verfasser gelungen, das Gefüge von rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Kausalitäten auch in ihrer Verwobenheit sichtbar zu machen und zusammen mit den Kriterien für eine sukzessive Veränderung als ein komplexes, in seinen Einzelheiten aber logisches Gefüge darzustellen. So setzt sich die römische Kaiserzeit mit ihrem scheinbaren Pragmatismus in der Behandlung anfallender Probleme gleichsam variiierend in der um Ausgleich bemühten barbarischen Welt fort, sobald die Etablierung zur Notwendigkeit wird. Dass diese Barbaren das Überkommene einschließlich des damit betrauten Personenkreises übernehmen und nur langsam wirklich integrieren, liegt in der Natur der Sache, das Auseinanderklaffen von Ost und West erklärt sich nicht zuletzt daraus, dass dort ein entsprechendes Pendant zum Kaisertum fehlt und demnach auch die inneren Schwierigkeiten neu etablierter Reiche auf einem Wege der Integration nicht eigentlich zu bewältigen sind. Führt denn im Westen die Angleichung zu einer Synthese mit den römischen oder romanisierten Substraten so lange, bis diese aufgezehrt sind, im Osten entwickeln sich eigene Mittel, um sich mithilfe besserer Möglichkeiten einer Kräftekonzentration das Überleben zu sichern. Die sich herausbildende germanische Ständegesellschaft mit ihren traditionellen Einschränkungen des Herrschers verbindet genuin römische Traditionen mit denen der barbarischen Genossenschaft, jetzt freilich in an-

derer Weise und mit anderen Ergebnissen als dies früher für die barbarische Oberschicht der Fall sein konnte. Die Art, wie ein Orosius diese Verbindung billigt (siehe S. 174), lässt eine unabdingbare Notwendigkeit erkennen.

Bei all dem hat die Religion die Funktion eines Katalysators. Die christologischen Auseinandersetzungen seit dem 4. Jh. sind mit Recht als die Auswirkung philosophischer Prämissen und der offenkundig sich mit der Zeit weiter entwickelnden Debattierfreudigkeit eines kleinen Kreises von Spezialisten verstanden, wie immer man die vielzitierte Stelle Gregors von Nyssa über die Intensität der Diskussion auch unter theologisch keineswegs Vorgebildeten auslegen will. Zündstoff bedeutete sie allemal. Wie weit danach denn seit dem 5. Jh. Chalcedon und die Zunahme monophysitischer Glaubensanhänger im byzantinischen Reiche als Emotionalität im Sinne einer Imperiumsaversion oder aber als wirklich religiöses Anliegen in der Bewältigung des für einen einfachen Verstand nicht zu lösenden Logosproblems zu sehen ist, bleibt unklar. Auf jeden Fall bedingen sie christologische Antinomien (Alexandria, Antiochia) in der Auseinandersetzung mit der offiziellen Kirche und fördern am Ende das Eindringen des Islam in die östlichen Provinzen wie in Ägypten. Weite Kreise von Zeitgenossen könnten diesen Islam vorerst sehr wohl als eine Spielart des Monophysitismus gedeutet und als eine religiöse Umwälzung am Anfang gar nicht empfunden haben (siehe dazu u. a. besonders G. LÜLING, Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammed [Erlangen 1981]). Die christologischen Auseinandersetzungen zwischen Byzanz und dem Westen hörten nach Justinian so gut wie auf: Dass dort die offiziellen Vertreter für entsprechende Spekulationen zu wenig vorgebildet waren und bereits Sprachschwierigkeiten das Verstehen behinderten, tat das Seine, das Christentum zu spalten und zugleich eine gegenseitige Unduldsamkeit zu fördern, die sich ihrerseits dann wiederum vielfältig auswirkte.

Im übrigen bleibt für die späte Antike und deren Nachfolge in den barbarisch besetzten Ländern die Fülle des Materials dank des Autors überschaubar, wobei es die Art der Kapiteleinteilung ermöglicht, für die einzelnen Phänomene zugleich auch die Vielfalt der Deutungsperspektiven sichtbar zu machen. So gelingt es ohne viele Worte und eher in der Andeutung, den traditionellen Verfallsgedanken mittels dem von Fortschritt und Fortentwicklung im Sinne einer Anpassung zu ersetzen, die sich von selbst ergibt. Für die Antike etwa gehört die sich entwickelnde soziale Schichtung (*honestiores, humiliores*, dies neben den herkömmlichen Organen lokaler Selbstverwaltung) mit den an die Mitglieder überwiesenen Aufgaben in den Rahmen früh einsetzender notwendiger Stabilisierungsabsichten ähnlich wie die an sich unabdingbare staatliche Hilfsfunktion der Grundbesitzer etwa zur Sicherung des Colonats, die sich, äußerlich gedeutet, früh bereits denn in den Zusammenhang einer auch komparatistisch zu erklärenden Phänomenologie von Adel und Aristokratie in den Nachfolgereichen bringen lässt. Eine neue Art von Privi-

legierung und Zunahme von privatem Reichtum erscheint früh in Zusammenhang mit einer solchen Rolle vorgesehen gewesen zu sein. Die legalisierte, caritative Aufgabe der Kirche seit der constantinischen Wende wiederum mit nunmehr bischöflichen Funktionen weit über die bloße Seelsorge hinaus, nicht zuletzt, um Korruption und Unterschleifen vorzubeugen, ist ein natürliches Pendant, wobei der Einbau in die Staatshierarchie sich mit der Zeit zwangsläufig intensivierte, nicht zuletzt, da die politischen Gemeinden zu einer Erfüllung ihrer Pflichten immer weniger in der Lage waren. Die germanischen Nachfolgestaaten übernahmen dies zu Recht und übertrugen es auf andere Ebenen. Die Rolle gerade von Bischöfen dort als Territorialherren erklärt sich neben ihrer Herkunft nicht zuletzt aus ihren persönlichen Voraussetzungen zur Wahrnehmung von juristischen oder diplomatischen Funktionen und ihrem Überblick über die gängigen Verwaltungsmodalitäten. Den Einbau mehr und mehr in die Verwaltung dieser Staaten setzt dies voraus. An anderer Stelle wiederum hatte auch der kirchliche Grundbesitz, wie er für Gregor den Großen bekannt ist, in solchen Dimensionen seine Aufgabe. Die römische Senatorenschicht insbesondere in den Nachfolgestaaten war damit in der Lage, den Übergang zu erleichtern. Und es ist interessant: Hatte dort überall die christliche Lehre ihre Zeit gebraucht, um zum selbstverständlichen Gemeingut zu werden, so weist Pitz mit Recht auf die Rolle der Angelsachsen hin, deren Missionare gleichsam von unverfälschten Voraussetzungen aus das Ihre taten, in einer Ausrichtung auf Rom die Herstellung einer kirchlichen Ordnung nachzuholen, die durch die Umstände und andere Aufgaben mit Bezug auf den Episkopat in den neuen Reichen zweifelhaft geworden war und einer eindeutigen Klärung bedurfte. Das Recht als die überkommene, früh fixierte Normierung der Rolle des Einzelnen in dem sozialen Gefüge des Staates gehört hierher. Seine Übernahme durch die Nachfolgereiche im Westen hat sich den jeweiligen Gegebenheiten anzupassen, wobei Variationsformen die Möglichkeit boten, den Stabilitätsprozess zu fördern, auch wenn es zu einer vollständigen Übernahme des römischen Rechtes nie kam und etwa um die Zeit Justinians die Synthese dort weitgehend bereits beendet war.

Besonders instruktiv scheint mir hier immer noch der vergleichende, zusammenfassende Überblick von W. SELB, Antike Rechte im Mittelmeerraum (Köln 1993). Fraglich bleibt mir, ob das *iugum* mit seiner Beziehung auf das Ochsenengespann noch einen Sinn für die diocletianischen Reformen besaß, für die es allein um Flächenmaße ging, siehe dazu nunmehr noch A. DÉLÈAGE, La capitation du Bas-empire (Paris 1945) passim. Im hier zu besprechenden Buch lies S. 476 Valentinian I. statt III. Das Literaturverzeichnis (S. 513 ff.) kann nur Auswahl sein. Gerne nachgetragen hätte man an dieser Stelle noch H. GRAHN-HOEK, Die fränkische Oberschicht im 6. Jahrhundert. Studien zu ihrer rechtlichen und politischen Stellung (Sigmaringen 1976); R. KAISER, Das römische Erbe und das Merowinger-

reich (München 1993); K. P. CHRISTOU, Byzanz und die Langobarden. Von der Ansiedlung in Pannonien bis zur endgültigen Anerkennung (Athen 1991). Die Catalaunischen Felder verlegt V. Friedrich (Irgendwo in Gallien [Gräffling 2004]) neuerdings nach Osten in die Gegend von Mettlach zwischen Saar und Mosel. Zu Justinian siehe bes. H. KRUMPHOLZ, Über sozialstaatliche Aspekte in der Novellengesetzgebung Justinians (Diss. Bonn 1992) passim.

Schwierigkeiten bereiten mir gelegentlich die Übersetzungsversuche römischer Termini, vgl. S. 86: »Ehrbare« für *honestiores* mag angehen (vgl. S. 93), »Erniedrigte« für *humiliores* scheint mir den Komparativ zu ignorieren und überdies auch sachlich unzutreffend. Mit *comes* als »Hofrat« gerät man bei der Vielfalt in der Verwendung des Terminus sehr leicht in andere Verwirrung.

Wie weit sich eine solche Genese von eigenen Rechtsvorstellungen etwa von den römischen Ursprüngen unterscheidet, bleibt eine Frage. Ihre Beantwortung lässt Pitz mit Recht offen: Die hier behandelte Zeit kennt eine lange Tradition von Jurisprudenz mit diffizilen Kombinationsmöglichkeiten zwischen regionalem und allgemeinem Recht in allen Bereichen. Dabei bedeuten im Osten die entstehenden Rechtsschulen eine neue Verfestigung und die Genese eines juristisch orientierten Verwaltungsapparates, wie ihn der Westen nicht mehr kennt. Andererseits freilich erschienen die Codifizierungsversuche des 5. und 6. Jhs. schon als die Folge bereits einer Unsicherheit und die notwendige Wiederholung durch Justinian zugleich die bereits eines Kommunikationsmangels, wobei freilich zu fragen ist, wie einem solchen überhaupt abzuhelpen war. Die angedeutete modifizierte Übernahme in den verschiedenen Nachfolgestaaten mag eine Vulgarisierung bedeuten, von der selbst bereits die byzantinischen Corpora nicht ganz frei sind. Sie kann sich aber nicht allein auf die Garantie eines Zusammenlebens zwischen Germanen und Römern bezogen haben, sondern ist eher ein Faktor zugleich der notwendigen Stabilisierung zu einer Zeit, da das Gefolgschaftswesen der Wanderungszeit nicht mehr ausreichte, andererseits aber der Monarch um die Möglichkeiten einer festen Kontrolle heterogener Untertanenschaft bemüht sein musste und dazu eindeutige Handhaben brauchte, die bei notwendig sich ergebendem Strukturwandel innerhalb seines Reiches ihm diese garantierten. Der Literatenton der großen Codifizierungen in Byzanz mit einer nicht immer leicht zu durchdringenden Sprache, nicht eindeutig verwendeter Terminologie und einer Fülle von Metaphern lässt sich nicht zuletzt wiederum aus einem Bemühen um Flexibilität erklären angesichts einer Entwicklung, bei der eine einheitliche, rigorose Rechtsauslegung von Fall zu Fall in räumlich weit auseinander liegenden Imperiumsteilen gar nicht mehr möglich war. Gründe für die Entwicklung zu einem Vulgärrecht gibt es genug. Sie liegen in den allgemeinen Bedingungen.

Im übrigen müssen Bevölkerungsschwund, Bodenverhältnisse und das mehr und mehr verfügbare Land seit dem 4. Jh. die Aufnahme und schließlich die Anerkennung ganzer Stämme auf Imperiumsboden leicht ge-

macht, damit eine spätestens seit Mark Aurel sich gleichsam intensivierende Tradition fortgeführt und danach bes. unter Alarich 395 eine neue Phase von Zwischenstaatlichkeit eingeleitet haben, die mit der Sammlung bes. der 382 dedierten Westgoten und anderer Volksteile begann. Der Ansiedlungsvertrag von 418 analog auch dem der Burgunden bald danach, mit der Institution des *hospitium* in Verbindung gebracht, hatte auf Dauer wohl nur Sinn in der Schaffung geschlossener Siedlungsräume, wollte man nicht die bisher geltenden agrarischen und sozialen Zustände zerstören, damit die eigenen Kräfte funktionsunfähig machen und zugleich selbst in einen neuen Auflösungsprozess geraten. So scheinen die Thesen Goffarts, möglicherweise mit Modifikationen, nach wie vor am meisten einzuleuchten: Entsprechende Erwägungen wären es denn wohl auch früh, die die Verwendung einheimischer Elemente insbesondere der großgrundbesitzenden Aristokratie und Senatorenschaft nahe legten und die notwendig die beste Garantie innerer Stabilität waren: Die Frage wiederum nach der auffallenden ostgotischen Konservativität unter Theoderich mit ihrer Vermeidung jeder Verbindung zur italischen Bevölkerung ist schwer zu beantworten. Sie betrifft wohl nur die ostgotische Unterschicht als ein Programm zur Wahrung der eigenen, bes. militärischen Funktionsfähigkeit und damit einer Sicherung der bestehenden Verhältnisse auch im Sinne der byzantinischen Reichskonzeption. Das Fernziel einer Integration unter besseren Bedingungen halte ich für selbstverständlich; ein solches erklärt das Wachsen einer nationalen Opposition nach 526, als man nach anderen Bedingungen zu suchen hatte. Das fränkische Vordringen in fast leere Räume seit dem 4. Jh. bedeutet im Gegensatz dazu einen anhaltenden Prozess der Herausbildung monarchischer Strukturen mit Etablierung auch der Gefolgschaften, zugleich freilich unter sukzessivem Abbau des Gefolgschaftswesens, dafür aber zugleich die Herausbildung eines neuen Adels aus germanischen, römischen und bald auch kirchlichen Elementen, wobei gerade diese Kombination einen ständigen Wechsel mit angeordneten Änderungen besonders leicht ertrug. Die einschlägige Terminologie in den Quellen ist einigermaßen klar, auch bezüglich der wirtschaftlichen und sozialen Funktionen im einzelnen. Dass Hofchargen mit subalternen Anfängen, aber als Funktionsträger unabdingbar zum Bestandteil eines sich damit natürlich ergänzenden Adels wurden, ließe sich als Reminiszenz an das späte römische Imperium verstehen. Hand in Hand damit freilich ging wohl auch die Entwicklung mythischer, zumindest sakraler Assoziationen und Deutungskriterien für die Dynastie. Die Verwendung römischer Terminologie in der Definition überkommener eigener Rechtsvorstellungen war überdies angetan, zugleich die durch die Gefolgschaftstradition bedingten Beschränkungen des Königs abzubauen, wobei etwa Anekdoten, auf Chlodwig bezogen, zugleich die ebenso rechtsbedingten Möglichkeiten eigenwilliger Auslegung des Rechtszustandes durch diesen andeuten. Ist Nobilitierung stets ein Zeichen auch von zumindest versuchter allgemeiner

Stabilisierung, so wird die Aristokratisierung des Hausmeierwesens in diesen Zusammenhang gehören und als ein unvermeidbarer, keineswegs als ungeheuerlicher Schritt empfunden worden sein.

Die Fernziele, die die germanische Etablierung in der Westhälfte des Imperiums seit dem 4. Jh. bestimmten, freilich sind unklar, gesetzt, es gab solche wie sie über den Zwang zur Flucht, Suchen nach Etablierung auf Imperiumsboden oder die Verlockung durch längst in den Heimatgebieten bekannte Formen der römischen Zivilisation hinaus gingen. Sie setzen aber, wie angedeutet, innerhalb der neuen Staaten die Harmonisierung voraus. Mit Recht hält sich der Verfasser vor ausufernden, wie üblich ins Fragwürdige führenden Spekulationen zurück. So bleiben mit Variationen für die neuen Untertanen die Formen der Bodennutzung, der Landverteilung und der materiellen Zustände erhalten, lediglich, dass die Rolle der Kirche als Großgrundbesitzer wie als Mandatar des Staates sich intensiviert, zugleich aber mehr und mehr in das Strukturgefüge der Reiche eingliedert. Das vandalische Gegenbeispiel wiederum erklärt sich aus der Isolation des Volkes unter naturgemäß fremden Lebensbedingungen als eine Form von Hilflosigkeit. Im Gegensatz zu all dem wohl stehen Auftreten und Reichsbildung der Hunnen unter Attila als die Zäsur innerhalb des Völkerwanderungskomplexes, mit anderen ethnischen Voraussetzungen, aber zugleich dem Zwang, ein Nomadendasein abzulegen, das sich von den Lebensformen der anderen Zuwanderer grundlegend unterschied, sesshaft zu werden und sich dazu einer erzwungenen Entwicklungshilfe zu bedienen.

Attilas Zug nach Westen 451 müsste als Ziel eine neue Reichsbildung unter verbesserten Bedingungen zugrunde gelegen haben, die im Räumlichen die beiden vorhandenen Reiche ergänzen konnte. Die beabsichtigte eheliche Verbindung mit dem Kaiserhaus mochte eine Illusion sein, sie passte dazu. Eine Anregung wiederum mochte Attila kurz danach wiederum für Geiserich bieten. Zu einer wirklichen awarischen Landnahme auf Dauer hingegen kam es bezeichnenderweise nicht. Die seit dem 6. Jh. mit dem Auftreten der Awaren (dazu erschöpfend W. POHL, *Die Awaren?* [München 2000]) verbundene slawische verselbständigte sich schnell und wurde zu einem lang anhaltenden Prozess.

Für den Westen entsteht, wie angedeutet, das Bild von Kontinuität und modifiziertem Fortleben der römischen Tradition auch in Brechung, Variation oder Abänderung im Sinne einer Anpassung, anfangs überdies auch im Personellen fixiert, dann fortgeführt, als dies sich ins Institutionelle gewandelt hatte. Die Vasallität im Frankenreich als eine Art letzter Intensivierung von bisher rechtlichen wie sozialen Zuständen erklärt sich als die natürliche Fortsetzung dieses Prozesses, der den König und dann den Kaiser über bisher noch gültige Beziehungen des Personalverbandes hinausgelangen ließ. Militärische Umstrukturierung geht Hand in Hand damit als weitere Möglichkeit von Stabilisierung. Die geopolitischen Hintergründe des Frankenreiches unter Karl dem Großen aber weisen auf die Absicht einer Aus-

weitung der eigenen Dimensionen ins eigentlich Weltpolitische nicht hin. Und selbst die Verbindungen mit den östlichen Reichen sind sporadisch.

Das Bild der Verhältnisse am östlichen Rande, so wie es Pitz aufzeigt, unterscheidet sich davon. So erscheint das Sassanidenreich als der bewusst gewollte Gegensatz zur vorausgehenden parthischen Reichsbildung, zu verstehen zugleich als ein Neuanfang und als die Intensivierung nunmehr vor allem einer orthodoxen, vom Mythischen befreiten Lehre des Zarathustra wie dessen Missionierung zumindest innerhalb des Reiches. Dazu freilich gehört der Versuch der Könige, die Macht eines starken, lange etablierten Magnatentums zu unterwandern: Die Verbindung des Königs sogar mit dem Mazdakitenaufstand ist kaum zu übersehen, wenngleich die Wirkung ausbleibt. Folge ist indes auch die Reformierung des Steuerwesens unter Chosroes I. nach byzantinischem Vorbild, die die Kriege gegen Justinian weitgehend wohl erst ermöglichte. Dazu freilich kommt die Belastung an anderen Grenzen. Angriffe auf das Imperium seit Beginn des Reiches 226 dienen kaum einem dauernden Territorialgewinn, sondern eher dem Einbringen von Beute einschließlich qualifizierter Gefangener zur Verstärkung des königlichen Machtpotentials. Für das Verhältnis des Königs zu einer jüdischen Minderheit gilt ähnliches. Mit der Zeit freilich werden die Kriege gegen Rom zu einer Schwächung: Die Hilfe, die dieses am Ende des 6. Jhs. dem Großkönig gewähren muss, könnte auf die Vorstellung einer Interessengemeinschaft trotz allem hinweisen, die seit je bestand und vielleicht den Vertrag Jovians mit Shapur II. 363 bestimmt hatte. Sie zeigt aber jetzt bereits das Ende an, die Unterwerfung durch den Islam unmittelbar nach der Niederringung durch Herakleios verläuft schnell und ohne Widerstand (siehe dazu immer noch A. N. STRATOS, *Byzantium in the seventh century 1-2* [Amsterdam 1968]).

Der Islam wiederum als gleichsam die Folge von östlichem Zerfall in allen Bereichen, von nie ganz geklärten dogmatischen Streitigkeiten innerhalb des Christentums und von Gegensätzen zwischen Staatskirche und einzelnen Glaubensrichtungen gewinnt seine Stärke gerade von Anfang an durch den Mangel an theologischen Kontroversen, so dass die Lehre sich auch unter den dynastischen Streitigkeiten um das Kalifat zu bewahren vermag. Das Fehlen auch einer islamischen Reichsvorstellung im traditionellen Sinne fällt demgegenüber wenig ins Gewicht. Die Welt Mohammeds als die von Fern- und Karawanenhandel (im Gegensatz zu anderen Kulturkriterien wie Ackerbau, Nomadismus oder städtischer Zivilisation) vermag es, entsprechende Grundtendenzen des Zusammenlebens als Bestand der Lehre auch auf andere Völker und das Zusammenleben mit diesen zu übertragen, Toleranz im Religiösen, Hilfsbereitschaft und großzügig gehandhabte Steuereintreibung, und dazu andererseits eine große Mobilität über weite Räume hin. Rezeption oder Fortentwicklung der antiken Tradition gibt es nicht, die Kulturdifferenzen auch zu dem benachbarten Byzanz vertiefen sich mit der Zeit trotz

diplomatischer Beziehungen, und das gleiche gilt wohl für die zu Karl dem Großen. Zwar verhindern die inneren Gegensätze früh eine weitere zügige Expansion gegen Konstantinopel. Maritime Unternehmungen im Mittelalter bleiben vorerst ohne großen Erfolg: Die Ausdehnung nach Nordafrika und nach Spanien, ja bis ins südliche Gallien indes wird durch solche Gegensätze nicht beeinträchtigt.

So ist es die Angliederung der Flügelkulturen, die es Rom und seinem Imperium jahrhundertlang erlaubten, seine Perspektiven zu erweitern, auf der anderen Seite aber nun dieses Rom als ein Phänomen der Antike, ja diese selbst, verblassen lassen. In Byzanz hat sich die Antike selbst im Politischen als Gestaltungskraft immer mehr vertieft und zugleich in einer eigenen Weise fortentwickelt. Parallelen und Analogien, dies von Fall zu Fall selbst in einer Gegenläufigkeit der Prozesse, sind durch äußere Bedingungen bestimmt, passen aber zueinander. Dabei mag das Auseinanderdriften der westlichen und der östlichen Imperiumshälfte seine äußerlichen, formal erklärbaren Gründe haben. Über das Politische hinaus, das bis auf Constans II. noch ein Postulat bleibt, kann der Verlust des Westens und danach selbst Italiens kaum als ein Gesundenschumpfen gedeutet worden sein, mochte in Byzanz die Notwendigkeit einer Einigung aus vielen Gründen um der Kräftekonzentration willen auch immer mehr zur unvermeidlichen Devise werden. Die Themenverfassung ist ein Beispiel von solcher Anpassung an die Umstände zu deren Bewältigung von einmaliger Grandiosität. Sie bedeutet antike Tradition selbst noch in deren Umwandlung und der Anpassung, geht zugleich aber von den Erkenntnissen aus, die die germanische Landnahme im Westen eingebracht hatte. Und sie berührt sich innerlich mit der Kaiseridee, in deren Verwirklichung das Volk eine Rolle spielte – das von Byzanz hatte demgegenüber stets nur eine repräsentative Funktion. So ist denn wohl auch die Initiative der Kaiserin Irene zur Schaffung eines neuen westlichen Pendants mit Pitz als ein Durchbruch zu verstehen, der, behutsam ausgenutzt, mit der Zeit unter anderen Voraussetzungen zu einer Neuordnung führen konnte. Zu einer Erörterung von Details kam es nicht, und es bleibt zu fragen, ob Irene über eine Illusion bei all dem hinauskam. Wie weit Karls geopolitisches Weltbild entsprechende Folgerungen erlaubte, ist fraglich, die gemeinsame Front gegen den Islam begründet nicht alles. Dass Karl Aachen in einer Weise ausbaute, die den Eindruck einer Konkurrenz erwecken konnte, besagt bei all dem nicht viel, der Ausbau von Metropolen gehört zu den notwendigen Anliegen monarchischer Selbstdarstellung seit der römischen Kaiserzeit. Mittelpunkt in einer nunmehr dreigeteilten Welt ist Byzanz geblieben.

An Details findet man in dem Buche viel, die Sprache in ihrer Eindringlichkeit macht die Lektüre zum Vergnügen, man glaubt in Stil und Stoffgestaltung die Vorlesungspraxis des Verfassers zu spüren. Die Lektüre erbringt nicht zuletzt deshalb besonders reichen Gewinn an Durchblick wie Anregung. Quellenhinweise

(S. 407 ff.), Literaturverzeichnis und Index sind eine wichtige Hilfe. Man möchte zu einem besonderen Verständnis dem Leser vor der Lektüre die Beschäftigung mit dem Nachwort mit seinem persönlichen Bekenntnis des Verfassers anraten (S. 521 ff.). Denn dieses ordnet sein Anliegen eigentlich erst in den Zusammenhang seiner historischen Deutung ein. Es macht denn auch auf die Zeitlosigkeit nicht nur von Problemen sondern von Tatsachen aufmerksam, um die es im Grunde geht.

Bonn

Gerhard Wirth

HANS-GEORG SEVERIN UND PETER GROSSMANN, **Frühchristliche und byzantinische Bauten im südöstlichen Lykien, Ergebnisse zweier Surveys**. Istanbuler Forschungen, Band 46. Ernst Wasmuth Verlag, Tübingen 2003. 180 Seiten, 36 Tafeln, 37 Abbildungen (Grundrisse und Aufrisse).

Dans cet ouvrage sont publiés les monuments (essentiellement des églises) et leur environnement architectural (maisons) étudiés et relevés au cours de prospections faites en 1976 et 1977 en Lycie centrale, entre Kekova et Limyra (carte p. 2, fig. 1). L'étude se divise en deux chapitres. Le premier est le corpus des sites (p. 3–118) où sont examinés successivement les églises, leur environnement bâti, s'il est conservé et accessible, et la sculpture architecturale. Un second chapitre (p. 119–176) présente un examen d'ensemble de l'architecture et du décor de la Lycie.

Les auteurs commencent par décrire les monuments de la côte et de la vallée du Myros. Les cinq églises d'Andriaké, le port de Myra, et de Sura présentent une abside circulaire. Le narthex ne semble pas de règle dans ces basiliques urbaines: à l'exception des basilique C et E, où il est rajouté, et de celle du port de Sura, où il est primitif, il n'existe pas dans les autres, y compris dans la basilique D, pourvue d'un atrium. On peut regretter que les auteurs n'aient pas tenté de redonner un plan de l'église du haut de Sura, qui pose des problèmes sur les relevés de R. M. Harrison (Churches and chapels of central Lycia. Anatolian Stud. 13 [1963] 143 n° 34) et d'O. Feld (dans J. BORCHARDT/O. FELD/G. NEUMANN, Myra [Berlin 1975] fig. 66). Les basiliques examinées ont souvent des annexes à l'Est, dont la plupart ont un but liturgique (elles sont terminées par une abside ou peuvent être tri-conques). Les *synthrona*, arrondis, ont plusieurs gradins d'accès. La séparation entre les nefs est assurée par un chancel. La clôture du sanctuaire, dont la tracé est encore visible dans la basilique A, repose au Nord et au Sud sur les stylobates et ne présente à l'Ouest aucune avancée (ou «*solea*») vers la nef centrale. Des tribunes ont été rajoutées dans la basilique de Sura. Les auteurs les considèrent comme médiévales mais elles me semblent proto-byzantines comme la première phase de l'église. Le site de Danabaşın Zeytinlik Mevkii, dans les gorges du

Myros, est considéré par les auteurs comme un couvent médiéval. L'église a ses nefs séparées par des piliers et a reçu au nord-est, après coup, une annexe allongée terminée par une abside: une date à l'époque proto-byzantine me semble plus appropriée que la date médiévale proposée. Dernier site côtier examiné, «le petit village de pêcheurs» (p. 20), d'époque proto-byzantine, non fortifié, de Kók Burunu (Kabo tou Phoinika d'après un portulan médiéval tardif: H. HELLENKEMPER/F. HILD, TIB 8/2, 577), dont les maisons simples, évoquent celles d'Alakilisse (R. M. HARRISON, *Upland Settlements in Early Medieval Lycia*. Actes Coll. Lycie Antique [Paris 1980] 109–118), de Gemiler Ada et de Karacaören. L'église a été complètement relevée (comparer avec HARRISON op. cit. n° 23; p. 139 fig. 15) et notamment son chevet, plat, avec une annexe carrée au Nord-Est et une courette rajoutée à l'Ouest.

Les autres sites sont dans les massifs de l'Alacadağ et l'Ernezdağ. Pour l'église de Muskar (site identifié avec vraisemblance par H. HELLENKEMPER/F. HILD op. cit. 890–892 avec Tragalassos, et mentionné dans la «*Vie de Saint Nicolas*», dont seule l'abside à trois pans est bien conservée, il est tentant d'admettre le plan des deux auteurs et de supposer une église à transept aux extrémités terminées par des conques. Des tribunes peuvent être restituées en raison de la présence de colonnes de petit module. La sculpture conservée de cette église est importante, même si elle se réduit à peu de pièces (pl. 11 et 12). Le monastère d'Alakilisse (vraisemblablement le site de Karkabo: HELLENKEMPER/HILD op. cit. 607–610) avec sa très grande église et son annexe Sud-Est de plan cruciforme a été restauré en 812, comme l'avait déjà signalé H. Rott. Il est alors dédié à Saint-Gabriel, ce qui correspond à l'ancienne dédicace, donnée dans la «*Vie de Nicolas de Sion*», et indique un culte rendu aux anges (voir, par exemple, au monastère du Letoon, la mention d'un «*diacre des anges*»). Les deux phases, proto-byzantine et médiobyzantine, sont bien mises en évidence. Le narthex sud est une addition survenue encore à l'époque proto-byzantine. La partie sud du narthex permet de restituer un étage au-dessus des compartiments latéraux du narthex, mais bien des obscurités demeurent en raison des remaniements successifs. Il paraît toutefois acquis que des tribunes aient existé au-dessus de la nef nord, peut-être sans connection avec les pavillons du narthex. La porte de la nef centrale a conservé son montant nord, une partie du montant sud et une extrémité du linteau. D'autres fragments d'architrave ont été réemployés à l'époque byzantine. Plusieurs chapiteaux (corinthiens, ioniques, à trois zones et de pilastres) complètent le décor. L'église de Devekyusu a été complètement relevée (HARRISON op. cit. fig. 10 s'était limité à l'abside triconque). On note l'existence d'un second triconque accolé au Nord du premier et perpendiculairement à lui et, en sculpture, celle d'un fragment d'arc de ciborium. L'église de Yilanbaşı offre un chevet plat avec deux annexes entourant l'abside et un *synthronon*. Un fragment de ciborium, une plaque et un pilier de chancel, fragmentaires, et deux chapiteaux à deux et trois registres constituent le décor retrouvé.

A Karabel (selon HELLENKEMPER/HILD op. cit. 798, le site est celui de Pharroa), les auteurs n'ont pas retrouvé la basilique mentionnée par Harrison (op. cit. 131 n° 9) mais publient une petite chapelle du VI^e siècle et un fragment de corniche, peut-être réemployé. A proximité, ils ont trouvé une contrepoids de pressoir à vis qu'ils attribuent avec raison à un pressoir à huile.

Les bâtiments les plus importants se trouvent à proximité de Karabel. Il s'agit de deux ensembles révélés par Harrison, le premier sous l'appellation «*monastère près de Karabel*» (op. cit. 131–135 n° 10) que les auteurs appellent Asarcık West et le second sous celui de «*Karabel Acropolis*» (op. cit. 136 n° 11) réétudié sous le nom d'Asarcık Ost. Ces deux ensembles représentés fig. 33 sont enclos et comprennent chacun une église entourée de bâtiments d'habitations et de dépendances (un pressoir dans chaque ensemble). Les auteurs y voient deux monastères. Pour Asarcık West, la présence d'une annexe avec trois sarcophages et d'un tombeau collectif excentré peut correspondre à des inhumations monastiques. L'église elle-même se développe à partir d'un triconque auquel vient s'ajouter, toujours à l'époque proto-byzantine, une église à trois nefs, un baptistère au Nord avec une cuve baptismale offerte par Nicolas, capitaine «*intermédiaire*» (*mesatos*), et, au Sud, une chapelle avec reliques dans l'abside, sarcophages sur les côtés nord et sud, couverte d'une coupole. Toutes les absides sont carrées à l'extérieur. D'autres annexes s'ajoutent au Nord et au Sud ainsi qu'une sorte d'atrium qui bute à l'Ouest sur une double tour, ancienne, contemporaine du triconque. Le décor, encore en place dans le triconque, le baptistère et la chapelle aux reliques est remarquable (notamment les corniches et les portes) et présenté de manière plus détaillée que dans HARRISON op. cit. L'église est réaménagée au Moyen-Age, une abside s'installant dans l'ouverture ouest du triconque. Le second ensemble, Asarcık Ost est construit autour d'une basilique à abside carrée à l'extérieur, avec *synthronon*, trois nefs, suivie à l'Ouest d'une vaste cour dont l'organisation est peu claire. Le décor, qui n'est pas en place, est intéressant (encadrements de porte, plaques, piliers, chapiteaux à triple registre. Harrison avait supposé qu'Asarcık West pouvait être le fameux monastère de Sion, décrit dans la «*Vie de Nicolas de Sion*» et dont les objets liturgiques en argent ont été découverts à Kumluca, en Lycie orientale, soit à une certaine distance d'Asarcık. Les auteurs invitent donc à la prudence, tout en considérant que ce site peut être un candidat possible pour le monastère de Sion. H. Hellenkemper et F. Hild (op. cit. 422–425) proposent d'y voir le site d'Akalissos et identifient le monastère à celui de Saint-Jean-Prodrome-et-Baptiste, d'où partit saint Nicolas pour fonder le monastère de Sainte-Sion. Enfin, à 5 km au Sud-Ouest de Karabel, une église faite d'un triconque, qui est la réplique, taillée dans le rocher, de celui d'Asarcık West et de trois nefs. On retrouve au Nord une grande chapelle avec abside, également taillée dans le rocher, qui rappelle étrangement par sa position et sa communication avec le triconque le baptistère d'Asarcık West. A l'Ouest de la basilique, une cour lui fait suite,

décentrée comme la porte centrale de l'église. Montants de porte, corniches esquissées à même le rocher et les quatre arcs d'un ciborium témoignent d'une grande proximité avec Arsacik. Ce site est indubitablement le fameux monastère de Sainte-Sion, si on le confronte aux données de la «Vie de Nicolas de Sion» (mentions de la hauteur du site, du creusement du triconque dans le rocher: TIB 8/2, 852–856). Dernier monument de l'Alacada décrit, l'église de Güceymen Tepesi: l'église à abside arrondie, trois nefs et cour (ou atrium) postérieure est en relation, à l'Est, avec une annexe triconque.

Dans l'Ernez Dağ, les auteurs ajoutent aux églises A et B d'Arneai relevées par Harrison (op. cit. A et B, 138 n°s 17 et 18), une église hors les murs, la basilique C. Son chevet est presque plat: l'abside est légèrement arrondie à l'extérieur et l'annexe sud, la seule conservée, fait une légère saillie. Une autre église, à Çamarkası, est à trois absides (trois pans externes pour l'abside centrale, deux pans pour les absides latérales); à juste titre, la présence, comme à Muskar, de conques latérales au Nord et au Sud invite les auteurs à restaurer un transept.

Le second chapitre est intéressant car il offre la première approche de l'étude systématique des églises lyciennes. Les auteurs commencent par les appareils des murs, puis par les ouvertures (portes, arcs). Ils examinent ensuite les caractéristiques des basiliques lyciennes (proportions du naos, narthex et atrium, le sanctuaire, les triconques). Suit un excursus sur les triconques de Transjordanie (Mont Nebo) et de Palestine (Deir Dúsi, la chapelle de Théodose près de Jerusalem; al-unaina, près de Bethanie, at-Tayyiba; église de Jean-Baptiste à Jérusalem). Ils abordent ensuite la sculpture architecturale: les chapiteaux (ils complètent par d'autres exemples lyciens les trente chapiteaux recensés dans le corpus et donnent une première typologie), les montants de porte, les corniches et les architraves, les ciboires. Ils sélectionnent ensuite un certain nombre de détails plus purement «lyciens». Ils donnent enfin une chronologie de ces décors.

Ce livre, sobre et précis, marque donc une étape dans notre connaissance de l'architecture religieuse de la Lycie. Bien que limité à la Lycie centrale, il offre un solide appui aux fouilles de Lycie occidentale (Karacaören, Gemiler Adasi, Xanthos et le Letoon, Patara, Kastabara ...), centrale (Limyra, Myra, Trysa, Aperlai ...) et orientale (Phaselis, Olympos ...). Son apport à l'étude de l'habitat villageois est également à signaler.

Paris

Jean-Pierre Sodini

SEBASTIAN RISTOW, *Die frühen Kirchen unter dem Kölner Dom. Befunde und Funde vom 4. Jahrhundert bis zur Bauzeit des Alten Domes*. Mit Beiträgen von LOTHAR BAKKER und DOROTHEA HOCHKIRCHEN. Studien zum Kölner Dom Band 9. Verlag Kölner Dom, Köln 2002. 626 Seiten, 83 Abbildungen, 29 Tafeln und 11 Beilagen

Ohne Zweifel gehören die Grabungen im Bereich des Kölner Domes zu den wichtigsten Kirchengrabungen in Deutschland, die nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges auch an anderen Stellen wesentliche neue Ergebnisse zur Geschichte des Kirchenbaues erbrachten. In Köln beschloss das Kölner Domkapitel am 22. Oktober 1945, archäologische Untersuchungen im Dom durchzuführen, deren Ziel es sein sollte, die Lage des so genannten Alten Domes festzustellen und zu prüfen, ob dies ein römischer oder ein Neubau des 9. Jhs. sei und ob darüber hinaus irgendwelche Informationen über eine vorkarolingische Bebauung gewonnen werden können. Mit den Grabungen begann Otto Doppelfeld als wissenschaftlicher Leiter am 21. Mai 1946, unterstützt durch Dombaumeister Willy Weyres. Spektakulär war 1959 der Fund der beiden fränkischen Fürstengräber unter dem Domchor, die als Beweis dafür angesehen wurden, dass spätestens seit dem 6. Jh. an diesem Ort eine Kirche bestanden habe. 1962 übernahm Willi Weyres die örtliche Grabungsleitung, während Otto Doppelfeld wissenschaftlicher Leiter blieb. Ab 1970 war Arnold Wolff neuer Dombaumeister und damit auch verantwortlich für die Domgrabung. Kurz nach dem Tode Otto Doppelfelds (1979) erschien 1980 in der Reihe der Kölner Forschungen ein Sammelband mit den wichtigsten Grabungsberichten, die Doppelfeld und Weyres regelmäßig in dem 1948 neu erschienenen Kölner Domblatt und andernorts vorgelegt hatten. Im Gegensatz zu vielen anderen Grabungen dieser Art, die oft genug jahrzehntlang oder gar bis heute unpubliziert blieben, hatte man sich in Köln bewusst dazu entschlossen, regelmäßig Bericht zu geben und damit Diskussionsgrundlagen zu bieten. Kritisiert wurde indessen, dass allzu oft eine exakte Befundvorlage fehlte, die es erlaubt hätte, die vorgeschlagenen Interpretationen und Datierungen der einzelnen Bauphasen auch zu überprüfen. Doppelfeld hatte insgesamt 14 mit römischen Ziffern bezeichnete Bauphasen mit zahlreichen Untergliederungen vorgeschlagen, die sich in den folgenden Jahrzehnten in der wissenschaftlichen Diskussion einbürgerten. Eine vollständige Fund- und Befundvorlage wurde seit langem gefordert, um damit gerade auch die Fragen der frühen Bauphasen auf eine sicherere Grundlage zu stellen.

Zusammenfassend finden sich die Ergebnisse der Kölner Domgrabung aus den Jahren 1946–1983 und die daraus abgeleiteten Interpretationen dargestellt im Band 1 der Studien zum Kölner Dom: W. WEYRES, *Die vorgotischen Bischofskirchen in Köln* (Köln 1987), und fanden z. T. auch noch Eingang in den 1991 erschienenen Nachtragsband der »Vorromanischen Kirchenbauten«, obwohl schon das vom 14.–17. März 1984 in Köln veranstaltete Kolloquium zur Baugeschichte und Archäologie (Beiträge veröffentlicht in: W. WOLFF [Hrsg.], *Die Domgrabung Köln. Altertum – Frühmittelalter – Mittelalter*. Stud. Kölner Dom 2 [Köln 1996]) erhebliche Vorbehalte zu den Interpretationen der spätantiken und frühmittelalterlichen Phasen offenbart hatte. Umso dringender wurde erneut die Forderung nach einer exakten Baubefund- und Fundvorlage erhoben, um endlich

Hypothesen und Fakten voneinander unterscheiden zu können. So hielt nach 50 Jahren archäologischer Grabungen unter dem Kölner Dom auch das Ministerium für Schule, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, das seit 40 Jahren die Grabung und deren Aufarbeitung fördert, eine zusammenfassende und auswertende Darstellung der bisherigen Grabungsergebnisse für unbedingt notwendig, ehe weitere Untersuchungen durchgeführt werden. Wenn nunmehr mit der Vorlage des zu besprechenden Buches diese Aufgabe, zumindest was die frühen Bauphasen für »die Zeit vom Beginn der kirchlichen Nutzung dieses Platzes bis zum Bau des Alten Domes« angeht, erfüllt ist, so gilt allen daran Beteiligten zunächst einmal Dank und Anerkennung für diese außerordentlich mühevollen Arbeit, die nur der richtig abzuschätzen vermag, der selbst einmal einen solchen Grabungskomplex zu bearbeiten hatte oder hat.

Mit dem Archäologen Sebastian Ristow, der sich schon in seiner Arbeit über die frühchristlichen Baptisterien und in anderen Studien mit den Kölner Befunden befasst hatte, war ein Bearbeiter für diesen Bereich gefunden, der auch durch seine langjährige Tätigkeit im Team der Kölner Domgrabung entsprechende Erfahrungen hat sammeln können. Ergänzend lieferte Lothar Bakker einen Beitrag zu der in den Grabungen aufgefundenen sog. Argonnensigillata, während Dorothea Hochkirchen den Katalog ausgewählter Steinfunde vorlegte. So nimmt der Leser mit Freude diesen ersten Band der Grabungspublikation in die Hand, die jedoch durch die einleitende Bemerkung (S. 11) sogleich getrübt wird, dass nämlich für die Erarbeitung dieses Bandes nur eine sehr knapp bemessene Zeit – die Rede ist von nur einem Jahr – zur Verfügung stand, weswegen eine Vorlage sämtlicher Funde des Bearbeitungszeitraumes nicht zu leisten gewesen sei; dies sei demnach nach wie vor zu wünschen!

Das 626 Seiten umfassende Buch beginnt nach Geleitwort, Vorwort und Danksagung mit der von S. Ristow verfassten Einleitung (S. 15–26), der sich Bemerkungen zu den Befunden (S. 27–31) anschließen. Danach folgt der erste Hauptteil der Arbeit (S. 33–82), eine Darstellung der Abfolge der Bauten bis zur Karolingerzeit, an die sich mit den Zusammenfassungen und einem Nachwort die Deutung der Baubefunde (S. 83–106) anschließen. Der zweite Hauptteil enthält die Beiträge von L. Bakker über die rädchenverzierte Argonnen-Terra-sigillata (S. 109–123; Katalog S. 535–550), von D. Hochkirchen die Bearbeitung ausgewählter Steinfunde (S. 125–149; Katalog S. 551–592) sowie die wieder von S. Ristow vorgelegten Kataloge der Befunde (S. 155–349) und der Funde (S. 351–533). Ein Tafelteil (Taf. 1–29) schließt das Buch ab, dem zusätzlich elf Planbeilagen beigelegt sind.

In seiner Einleitung weist Ristow darauf hin, dass es angesichts der »Interpretation der Bauphasen aus spätantiker und frühmittelalterlicher Zeit, die in gut fünfzig Jahren Ausgrabungszeit unter und um den Kölner Dom dokumentiert werden konnten,« zunächst erforderlich

gewesen sei, »einen Überblick über die bisher weitgehend unbearbeiteten Funde zu gewinnen« (S. 15). Dies bedeutete ein Aussortieren der Keramikfunde des 4. bis 8. Jhs. aus der Masse der römischen, spätkarolingischen bis hochmittelalterlichen und neuzeitlichen Keramikmengen. Dabei seien aber nur diejenigen Funde behandelt worden, die »aus stratigraphisch relevanten und nicht mit jüngerem Material durchmischten Fundkomplexen« stammen. Dies berge jedoch die Gefahr einer gewissen Fehlerquote in sich, und es sei bedauerlich, dass die Bearbeitung der römischen ebenso wie der Funde ab dem 9. Jh. erst zu einem späteren Zeitpunkt stattfinden werde. Ebenso konnten auch die etwa 4000 Kleinfunde nur exemplarisch gesichtet werden, so dass auch hier der Anteil fehlerhafter Zuweisungen ungewiss sei. Es wird jedoch dem Leser zur Beruhigung versichert, dass es »wegen des insgesamt relativ geringen Anteils stratigraphisch auswertbarer Fundkomplexe« kaum zu befürchten sei, »dass gravierende Änderungen der in der vorliegenden Untersuchung erarbeiteten Befundchronologie auftreten werden« (S. 15).

Auch zu den beigegebenen Planbeilagen, die für den Bauforscher, den Kunsthistoriker und Archäologen in einer solchen Publikation einen wesentlichen Teil darstellen, bemerkt Ristow, dass sie »nur die für die Interpretation wichtigsten Befunde des Untersuchungszeitraumes« zeigten – was heißt hier, »die wichtigsten Befunde«? Für die Pläne 1–6 und 10 ist der Maßstab 1:100 gewählt; Grabungsgrenzen sind nicht eingetragen. Auch im Text finden sich zahlreiche Befundzeichnungen; es sind vornehmlich Profile in dem höchst ungewöhnlichen Maßstab 1:60! Ganz unverständlich ist jedoch das Fehlen eines Schnitt- oder Profilplanes, zumal die Profile auch nicht mit Hilfe der vorliegenden Grundrisse zu lokalisieren sind. Da nutzen auch nicht die in den Profilzeichnungen notierten Planquadratnummern, weil ebenfalls versäumt wurde, dem Leser einen Übersichtsplan mit dem von Doppelfeld eingeführten Planquadratsystem an die Hand zu geben.

Die Profile selbst sind eher skizzenhaft und geben tatsächlich nur ausgewählte Informationen, denn selten sind Schichten mit Befundnummern versehen, wobei zur Befundansprache sowohl Ziffern als auch Buchstaben (so z. B. Textabb. 8) vorkommen. Während sich die Ziffern als Befundnummern im Befundkatalog wiederfinden, fehlen die Befundbeschreibungen für die mit den Buchstaben benannten Schichten. Das in der Textabbildung 14 wiedergegebene Ostprofil Z826 ist auseinander gerissen und mit einem willkürlichen Zwischenraum auf zwei Seiten (46/47) abgebildet. Auch der Versuch, das Profil im Planum (Beil. 6) wiederzufinden, ist nicht einfach, zumal im Planum Befunde fehlen, die im Profil angegeben sind – dies nur als ein Beispiel der zuweilen äußerst schwierigen Befunddokumentation. Fragt sich der Leser, aus welchem Grund ihm die in den Profilen dokumentierten Schichten nur auswahlweise näher erläutert werden, so findet er dazu die leicht kryptische Bemerkung: »Die Zeichnungen der Befunde ... schließen auch im Rahmen dieses Überblicks nicht iden-

tifizierbare Befunde sowie Schichten ein, die bisher nicht identifiziert werden konnten. Die Erfassung und Vorlage aller Befunde, die vermutlich aus der Zeit des 4.–9. Jhs. stammen, wird in einem nächsten Arbeitsschritt zu erbringen sein« (S. 15). Wenig später heißt es, es seien »lediglich spätantike und frühmittelalterliche Befunde sowie einige römische wiedergegeben und beziffert« (S. 16). Dementsprechend finden sich denn auch im Befundkatalog die in den Profilen wiedergegebenen Befundnummern nicht, wenn es sich beispielsweise um mittelalterliche oder neuzeitliche Mauern handelt! Spätestens hier stellt sich die Frage, wie die vorliegende Arbeit eigentlich zu charakterisieren ist, denn an eine Grabungspublikation müsste schon die Forderung gestellt werden, Befunde und Funde komplett vorzulegen und nicht nur in Auswahl. Das Argument, dies sei aus Gründen der Übersichtlichkeit geschehen, kann den das Buch hauptsächlich benutzenden Fachmann nicht überzeugen. Auch der Hinweis auf S. 155, dass »die Gesamtbearbeitung aller Befunde der Kölner Domgrabung ... in den nächsten Jahren durch Ulrich Back erfolgen« wird, erzeugt Ratlosigkeit angesichts der Ankündigung einer Publikation der Fundkataloge und Befunde in drei Teilen: 1. Die frühchristlichen Kirchen; 2. Der alte Dom; 3. die gotische Bauzeit (Kölner Dombl. 64, 1999, 44). Ist das vorliegende Buch jetzt diese Publikation des ersten Teils oder erst jene noch vorzulegende »Gesamtbearbeitung«? Misslich ist auch, dass in den gelegentlich beigegebenen Farbfotos keine Befundnummern eingetragen sind (im Zeitalter der computergestützten Bildbearbeitung doch eigentlich problemlos zu bewerkstelligen!), auch fehlen immer ein Maßstab sowie der Nordpfeil. (Es sind dies übrigens keine Grabungsaufnahmen des freigelegten Befundes, sondern Aufnahmen des heute konservierten Grabungsbereiches.)

Zu den Einschränkungen gehört auch, dass auf das Münzmaterial »nur in eingeschränktem Maße zurückgegriffen werden« (S. 16) konnte, da der größte Teil der spätantiken Münzen erst nach Bearbeitungsende restauriert war; ebenso wird als Problem auch das Fehlen »eines verlässlichen Gesamtplanes für die Domgrabung Köln« genannt; er wird erst später zur Verfügung stehen! Noch ehe also der Leser sich mit dem eigentlichen Thema befassen kann, sind seine hohen Erwartungen, endlich eine umfassende Publikation der Grabungen mit einer verlässlichen Dokumentation der spätrömischen bis frühkarolingischen Funde und Befunde vorliegen zu haben, erheblich gedämpft.

Einleitend betont Ristow unter Hinweis auf die neueren Aufarbeitungen von Kirchgrabungen (z. B. St. Viktor zu Xanten, in Köln St. Severin, St. Gereon und St. Ursula sowie die Grabungen im Bonner Münster), dass sich mittlerweile »die Herangehensweise im besonderen an die Befunde aus Kirchgrabungen wie auch an die Fragen der Kontinuität zwischen Römer- und Frankenzeit sowie der Christianisierung ... in den letzten Jahren stark gewandelt« habe. Als Ergebnis dieser Arbeiten zeichneten »sich mindestens zwei Phasen einer länger andauernden Christianisierung der germanischen

Provinzen ab, nämlich diejenige der Romanen im 4. Jh. und die der zunächst von der Oberschicht der Franken getragene des 6./7. Jhs. Weiterhin kann – bei vorsichtiger Beurteilung der Möglichkeiten zur funktionalen Einarbeitung von Architekturfunden – ein Aufkommen von eindeutig als Kirche erkennbaren Bauten erst ab dem 6. Jh. konstatiert werden. Schließlich ist grundsätzlich eine durch das 5. Jh. reichende Kontinuität an den Zentren römischer Siedlungstätigkeit anzunehmen« (S. 18–19), und so reihe sich »die vorliegende Arbeit ... in die neuen Untersuchungen zu den genannten Themenkreisen ein« (S. 19).

Mehr als 550 Fundkomplexe, etwa ein Sechstel des Gesamtbestandes, gehören in den behandelten Zeitraum; dabei handelt es sich überwiegend um Keramik. Nach Aussage des Verfassers gäbe es nur vier mehr oder weniger vollständig rekonstruierbare Gefäße; mehr als zwei Drittel des Materials seien durchmischt oder nicht aussagefähig. So ließen sich in befundrelevantem Zusammenhang weniger als 100 aussagefähige Randfragmente von Gefäßen des 4.–8. Jhs. sowie einige typische Wandfragmente auswerten. Der überwiegende Teil der Keramik gehöre zur sogen. Mayener Ware, die hauptsächlich dem 4. Jh., seltener der 1. Hälfte des 5. Jhs. angehöre. So erlaube dieses »Fundspektrum ... die Aussage einer mehr oder weniger kontinuierlichen Nutzung des Domgeländes zwischen dem 4. und 8. Jahrhundert«, ähnlich anderen Fundplätzen in Köln sowie aus dem östlichen Frankenreich. »Der relativ hohe Anfall keramischer Funde des 4. und der 1. Hälfte des 5. Jahrhunderts weist für den Bereich des heutigen Kölner Domes auch auf eine Nutzung weiter Teile des Grundstücks durch eine ebenso im Befundbild nachweisbare kleinteilige Wohn- und Gewerbebebauung hin, also eine normale städtische Siedlungstätigkeit« (S. 19 f.). Aufgrund des Fundanfalls können größere bauliche Veränderungen im 5. Jh. angenommen werden, während wegen der »nivellierenden Schichtpakete und ausgedehnten Estrichflächen« die Funde des ausgehenden 5. und 6. Jhs. zahlenmäßig abnehmen, wie dies auch an anderen Orten feststellbar sei. Vermutlich sei die Abnahme der keramischen Gefäße wohl auch durch die zunehmende Verwendung anderer Materialien, z. B. Holz, verursacht. Es könne also »aus der geringeren Anzahl der gefundenen Scherben jedenfalls nicht auf eine aussetzende Bau- oder Siedlungstätigkeit geschlossen werden« (S. 20).

Sonstige gut datierbare spätantike und frühmittelalterliche Funde stammen fast ausschließlich aus der »fränkischen Oberschichtgrablege«; nur wenige Einzelstücke sind außerdem erwähnenswert; gleiches gilt für die Reste nachantik bearbeiteter Steine. Die Fundmünzen beschränken sich mit Ausnahme der in den Frankengräbern gefundenen späteren Exemplare auf Prägungen des 4. Jhs., die »noch mindestens das gesamte folgende Jahrhundert« kursieren und »sich dementsprechend auch noch in den nachrömischen Fundkomplexen der Domgrabung« finden. Ansonsten wird, was die noch unbearbeiteten Münzen betrifft, auf den noch ausstehenden Band des Fundmünzen-Projektes (FMRD) verwiesen.

Bei den Kleinfunden handelt es sich um Objekte (Fibeln, Nadel u. a.) aus dem ausgehenden 4. und frühen 5. Jh.; außerhalb der fränkischen Gräber sei kein differenzierbares spätantikes oder merowingisches Glas geborgen worden, ebenso wenig nachantike Edelmetallfunde.

Neben den von L. Bakker gesondert behandelten spätantiken Sigillaten gibt es an luxuriösem Gebrauchsgeschirr einige wenige Fragmente bleiglasierter Keramik. Die Oberfläche der »meist aus dem 4. und auch noch dem frühen 5. Jahrhundert stammenden spätrömischen bleiglasierten Gefäße war meist eher gelblich bis olivfarben« (S. 24); deswegen sollte man von der Bezeichnung »grünglasierter Keramik« absehen. Trotz der gut aufgearbeiteten Bestände aus den Grabungen in Krefeld-Gellep sei die Kenntnis der bleiglasierten spätrömischen Keramik für das Rheinland noch »vergleichsweise gering« (S. 25). Auch bei den Trierer Domgrabungen kamen übrigens ähnliche Keramikfunde zutage und werden interessante Vergleichsbeispiele liefern.

Ristow weist darauf hin, dass nur in wenigen Fällen eine aussagefähige Dokumentation schichtgebundener Keramikfunde vorliegt. Am Beispiel der Keramikfunde aus dem Brunnen B921 mit den Fundnummern F70 ff. wird dem Leser die Problematik der offensichtlich nicht immer sorgfältig genug geborgenen Funde deutlich vor Augen geführt, ein Versäumnis, welches den heutigen Bearbeitern nicht anzulasten ist! So muss Ristow feststellen, dass letztlich »weniger als fünfzig durch schichtgebundene Funde datierbare Befunde bzw. Befundgruppen vorliegen. Alle übrigen Datierungen sind relativ erbrachte Zeitansätze« (S. 26). Aus diesem Grunde habe man auch keinen Bezug mehr auf das ältere Periodisierungssystem zur Einteilung der Befunde versucht, »da dies dem Stand der Neubearbeitung nicht entsprechen bzw. zu mehr Verwirrung als Klärung beigetragen hätte«. So entsprechen die von Ristow herausgearbeiteten Phasen 1–3d der von Doppelfeld zu Beginn der Domgrabung formulierten Einteilung in die Perioden IV–VI.

Ehe die Darstellung der »Abfolge der Bauten bis zur Karolingerzeit« beginnt, werden noch Bemerkungen zu Höhenlagen, Baumaterialien, Bautechniken sowie zur Orientierung und zu den Mauerfluchten vorausgeschickt (S. 27–31). So handle es sich bei den Baumaterialien meist um wiederverwendetes Material. Ähnlich wie in Trier ist auch in Köln festzustellen, dass die Estriche und Verputze der spätantiken und frühmittelalterlichen Bauten weitgehend gleich geblieben sind und »von einer bemerkenswerten Tradition römischer Fertigungstechniken« zeugen. Bezüglich der Mauerfluchten und Bauorientierungen ergaben die Untersuchungen, dass »spätestens im 7. Jahrhundert die durch römische Bau- und Straßenfluchten vorgegebene Ausrichtung der Bebauung zumindest in diesem Areal nicht mehr wirksam gewesen« ist (S. 30).

Der wichtigste Teil des Buches gilt der auf knapp 50 Seiten dargestellten Analyse und Deutung der einzelnen Bauphasen (S. 33–82). Grundsätzlich ist hier das Bemühen Ristows hervorzuheben, sich streng an den tat-

sächlich nachweisbaren Befunden zu orientieren. Diese kritische und verdienstvolle Sichtung des Baubestandes führt denn auch zu folgenreichen Korrekturen der bisherigen Vorstellungen. Man denke nur an die phantastische und heftige Diskussionen auslösende Rekonstruktion des Merkur-Tempels! Doch ist gleichwohl zu prüfen, ob die daraus resultierenden Schlussfolgerungen eher haltbar und die neu vorgelegten Rekonstruktionen nun begründeter sind. So werden denn in einem ersten Abschnitt die verschiedenen, im Zentrum der heutigen Kathedrale aufgedeckten römischen Baubefunde samt dem hypokaustierten Raum untersucht (S. 33–51) und mit gebotener Vorsicht festgestellt, dass diese Befunde auf dem Gelände des heutigen Domes »eine überwiegende Nutzung durch städtische Wohn- und Gewerbebebauung« erkennen lassen; die bislang freigelegten Mauerreste ließen aber keine nähere Bestimmung zu. Dies gelte »insbesondere für die Rekonstruktion der Mauern B395 ff. als Tempel oder auch als Horreum, zumal besonders für die letztere Interpretation weitere Baureste in umliegenden Grabungsarealen hätten erwartet werden können« (S. 35). Um hier zu gesicherten Erkenntnissen zu gelangen, seien aber erst weitere Grabungen nötig.

Besondere Beachtung verdienen jene Baureste, die in der Vergangenheit in Zusammenhang mit den fränkischen Gräbern zur Rekonstruktion einer Kapelle, dem sog. Oratorium, in Anspruch genommen wurden. Wenn ich dies richtig verstanden habe, dann kann nunmehr als sicher gelten, dass der »Apsidenbau« und die fränkischen Gräber nicht zusammengehören, wodurch die ältere Annahme eines »Oratoriums« und einer »Grabkapelle« obsolet geworden ist, ein außerordentlich wichtiges Ergebnis! Stattdessen glaubt Ristow aus den Mauern B1150, B805 und B210 zusammen mit dem stellenweise nachweisbaren Estrich B224 einen gemeinsamen Bauzusammenhang »aus dem späten 4. oder dem 5. Jahrhundert« erschließen zu können (Bau 1). Doch ist es dem Leser meist unmöglich, die entsprechenden Befundzusammenhänge und ihre Interpretationen anhand der Baubeschreibungen, der beigegebenen Profile und Grundrisse nachzuvollziehen, sei es, dass die im Text genannten Befundnummern in den Zeichnungen nicht aufzufinden sind, oder sei es, dass die Beschreibungen selbst unklar sind, wie z. B. im Falle des Estrichs B224, wo es heißt: »Wenn es sich um ehemals zusammengehörige Estrichflächen handelt, hätte der Boden B224 im Westen bis zur Mauer B1150 gereicht und wäre dort durch B821 überbaut worden« (S. 195). Irritiert fragt sich der Leser, was denn nun ist. Wie wichtig eine verbindliche Auskunft gewesen wäre, zeigen die nun im Folgenden vorgeschlagenen Rekonstruktionen zu Bau 1. Es wird nämlich aus diesen Angaben und spärlichen Baubefunden ein dreischiffiger Apsidenbau mit seitlichen Pastophorien und einem östlich anschließenden »gedeckten oder ungedeckten Hof« (vgl. Abb. 22–24) rekonstruiert, ein äußerst wagemutiges Unternehmen, denn es ist eigentlich, wenn überhaupt, nur ein kleiner Apsidensaal zu belegen! Geradezu ärgerlich sind die in den Abb. 22–23 rot mar-

kierten, doch wohl den ergrabenen Befund bezeichnen den Eintragungen, denn beim Vergleich mit dem in Beilage 2 dokumentierten Grabungsbefund ergeben sich Widersprüche: wo ist z. B. das in Abb. 22 eingetragene Stützfundament? Wo ist die in Abb. 23 markierte westliche Mauer? Was ist eigentlich mit der Mauer B806, die erst für Bau 2 als Südwand angenommen wird? Zugleich zeigen diese Zeichnungen aber auch, auf welchem Fundament der in Abb. 24 vorgelegte Rekonstruktionsvorschlag für Bau 1 beruht! Ristow hätte es besser bei seiner Feststellung, dass »eine zuverlässige Darstellung dieses Apsidenbaues ... z. Zt. mangels ausreichender Daten bzw. erhaltener Befunde eigentlich nicht möglich« ist (S. 53), belassen sollen. Demnach muss auch die Frage, »ob es sich um eine Kirche gehandelt hat«, zu recht offen bleiben (S. 84).

Ebenso unsicher ist die Rekonstruktion der nächsten Bauphase (Bau 2). Nach Ristow lässt sich »wahrscheinlich noch für das 5. Jahrhundert ... eine umfassende Veränderung der spätantiken Bebauung in diesem Bereich der Domgrabung feststellen« (S. 53). Als wichtigstes Indiz dient der Estrichbefund B214, der »ebenso wenig wie die zugehörigen Mauern funddatiert« sei und »zwischen dem älteren Boden B224 des ausgehenden 4. oder 5. Jahrhunderts und den Frankengräbern B808, B809 des mittleren Drittels des 6. Jahrhunderts eingeordnet werden« müsse (S. 53). Bau 2 habe »ähnliche Ausmaße wie der beschriebene Apsidenbau 1 besessen« (S. 54), doch sei im Einzelnen unklar, ob die Apsis B210 »noch im aufgehenden Teil bestand und in irgendeiner Weise in die Architektur zu Boden B214 integriert worden ist« (S. 54). Deswegen sei auch der Ostabschluss von Bau 2 nicht sicher festzulegen. In dem in Abb. 26 vorgelegten Rekonstruktionsvorschlag geht man offensichtlich davon aus, dass der kleine Apsidensaal samt Apsis und Nordwand (B805) mit neuer Südwand B806 weiterbenutzt worden ist. Dabei ist aber im Ostprofil Z634–635 (Abb. 28) deutlich erkennbar, dass die Estrichausflückung B214a nach Einbringung des fränkischen Grabes B808 deutlich die Oberkante der Mauer B805 überdeckt! Demnach kann diese Mauer zu diesem Zeitpunkt in diesem Bereich nicht mehr in Bau 2 sichtbar gewesen sein. Von einer älteren Südwand unter B806, die auch an dieser Stelle gelegen haben müsste, ist nichts zu erkennen! Sicher scheint nur, dass die fränkischen Gräber B808, B809 und wohl auch B838 und B865 im mittleren Drittel des 6. Jhs. in den wie auch immer gestalteten Bau 2 eingebracht wurden, den man somit »jedenfalls in seiner letzten Nutzungsphase – als größeren Grab- bzw. Memorialsaal ansprechen« könne (S. 83). Den in Abb. 26 vorgelegten Rekonstruktionsvorschlag muss man hingegen als nicht begründet ablehnen.

Die Baubefunde zur »Kirche aus der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts (Bau 3a)« liefern nach Ristow »eindeutigere Hinweise« (S. 60). Hier sind es vor allem die auf dem Boden B214 des Baues 2 errichteten liturgischen Einbauten, wie die Reste einer »schlüsselochförmigen Amboanlage B208a–c«, zu der sich Vergleiche in Köln, St. Ursula, Trier, Boppard, Lavant, Genf und Vienne

finden, die überwiegend in die 2. Hälfte des 6. Jhs. zu datieren seien. Zu dieser Bauphase 3a gehören auch die »ohne konstruktiven oder stratigraphischen Zusammenhang zu den Befunden im Innern des gotischen Domes ... östlich des mittelalterlichen Chores [freigelegten] Teile des frühchristlichen Bischofskirchenkomplexes aus dem 6. Jahrhundert« (S. 63) mit dem »Baptisterium mit seiner markant geformten Taufpiscina B564«. Bei der Behandlung des Baptisteriums kann Ristow auf seine früheren Arbeiten zurückgreifen und eine plausible Bauabfolge aufzeigen. Was allerdings den Kirchenbau (Bau 3a) betrifft, so ergeben sich unter Berücksichtigung der tatsächlich nachgewiesenen und für diese Bauphase in Anspruch genommenen Baureste (Beilage 8A) im Hinblick auf die vorgeschlagene Grundrissgestalt und den Baukörper erhebliche Zweifel. Von den Stützenreihen ist nichts belegt, ebenso wenig von der angenommenen Chorapsis. Dies muss bedacht werden, wenn man die von Z. Vasáros angefertigten farbigen Rekonstruktionen dieses Baues beurteilen will: Kaum etwas davon ist begründet; ganz abwegig ist die Vorstellung, über den Säulenreihen hätte es einen Architrav gegeben!

Aufgrund der Befundanalyse sind an dem Bau 3a im Laufe des 6. und 7. Jhs. mehrere Umbauten vorgenommen worden (Bau 3b/3c), über die aber im Einzelnen manche Unklarheiten bestehen. So könne beispielsweise »über die Nord- und Süderstreckung von Bau 3b ..., ebenso wie bei den Vorgängerphasen, keine Aussage getroffen werden« (S. 71). Dies gilt im Wesentlichen auch für die »Umbauphasen der merowingischen Kirche im 7./8. Jahrhundert (Bau 3c)«; so könne zwar durch Estrichreste B1104 als »eine einschneidende Veränderung ... die großflächige Erweiterung der Kirchenfläche nach Westen« festgestellt werden (S. 72), doch könne »keine weitere Aussage zur inneren oder äußeren Gestalt dieses Teils von Kirchenbau 3c getroffen werden« (S. 73). Problematisch ist vor allem die Befundinterpretation »der vermutlichen Nordwestecke dieses Kirchenbaus« (S. 73). Der hier konstatierte »Rest eines Eingangsbereiches von Norden (B1021)« ist beim besten Willen auf dem in Beilage 3 dokumentierten Befund nicht zu erkennen. Auf Beilage 8 gelten offenbar diese Mauerreste als zum Bau 3d gehörig, ebenso die den Ambo ersetzende *schola cantorum* (B207), von der es auf S. 73 f. heißt: »Zwischen dem Ende der Nutzungszeit der mindestens einmal umgebauten schlüsselochförmigen Amboanlage B208a–c von Bau 3a/b und der letzten Nutzungsphase des Kirchenbaus 3d wurde anstelle des schlüsselochförmigen Ambo die rechteckige, gut 4 m breite und ursprünglich etwas mehr als 8 m lange Konstruktion einer *schola cantorum* (B207) westlich an das Presbyterium angefügt«.

Die letzte, in dem hier vorliegenden Band behandelte Bauphase wird als »karolingische Bauphase mit dem ›St. Galler Ringatrium‹ aus dem 8./9. Jahrhundert (Bau 3d)« bezeichnet (S. 76–82), wobei von Bau 3d »lediglich Teile vom Ost- und Westabschluss erhalten« seien. (S. 76) Ferner heißt es: »Eine verlässliche Angabe für den Verlauf der nördlichen und südlichen Außenmauern

von Bau 3d scheint nach den z. Zt. bekannten Grabungsbefunden nicht möglich zu sein« (S. 78). Deswegen fragt man sich auch, womit z. B. das Querschiff begründet wird. Irritierend ist wiederum der in Beilage 8 B wiedergegebene Grundriss bezüglich der Nordwestecke. Hier wird als Befund das Fundament der westlichen Stütze der nördlichen Stützenreihe angegeben; das gemäß Beilage 3 wohl gemeinte Mauerstück B162a wird aber im Befundkatalog als »spätromisch« klassifiziert, ebenso wie der »Trachytquader« B162, der möglicherweise im rekonstruierten Grundriss als südliche Türwange erhalten muss. Oder sollten diese Angaben im Grundriss sich auf andere Mauern beziehen, die aber im Befundplan (Beil. 3) gar nicht angegeben sind? Besser durch Befund belegt ist das so genannte westliche Ringarium, wenn auch für den rekonstruierten, äußerst schmalen »Westchor« wieder jegliche Anhaltspunkte fehlen. Bezüglich der Datierung dieses Baues 3d stellt Ristow fest, dass »eine genauere Festlegung der Datierung der hier unter Bau 3d zusammengefassten Bauphasen ... mit den Mitteln der Archäologie z. Zt. nicht möglich« sei (S. 79). Dennoch meint er unter Verweis auf die Schriftquellen, die eine für die Zeit zwischen 787 und 800 getätigte Stiftung von zwei Altarantependien durch Karl den Großen und Erzbischof Hildebald von Köln überliefern, dass dies »im ausgehenden 8. Jahrhundert die Rekonstruktion von zwei Hauptaltären in einer Ost- und Westapsis des Domes wahrscheinlich macht«; demgemäß »würde die Bauphase 3d ... am ehesten mit der Nennung Bischof Hildebalds als Bauherrn für ein *monasterium novum sancti Petri* am Dom in späteren Quellen korrespondieren« (S. 80). Bei der Betrachtung der Beilage 8 A mit den Bauphasen 3a/b und 3d (Beil. 8 B) muss man eigentlich zwei völlig verschiedene Bauten feststellen, die nur wenig gemeinsam haben. Ist es deshalb wirklich gerechtfertigt, beide Bauten zu einer Bauphase 3 zusammenzufassen?

Im Kapitel über die Deutung der Baubefunde (S. 83–97) resümiert Ristow seine Ergebnisse, wobei er hier erfreulicherweise zunächst wieder zu einer kritischen Distanz zurückfindet. So heißt es über die beiden Bauphasen 1 und 2: »Festzuhalten ist, daß für den Kölner Apsidenbau 1 keine Angaben zu seiner möglichen Funktion gemacht werden können. Ob es sich um eine Kirche gehandelt hat, muß also offen bleiben. Anzeichen für eine kirchliche Nutzung von Bau 2 aus der Kölner Domgrabung sind bisher aus dem sehr fragmentarischen Befund ebenfalls nicht herauszulesen. Eine solche kann einstweilen nur vermutet werden« (S. 84). Doch müssen diese Feststellungen nicht auch für die bauliche Gestalt gelten?

Mit den fränkischen Bestattungen im mittleren Drittel des 6. Jhs. sei erst eine Funktionsbestimmung von Bau 2 möglich; es handle sich nunmehr um einen Bau, der mit anderen Grab- und Memorialsälen »an anderen Orten des Frankenreiches für die Zeit des 6./7. Jahrhunderts« vergleichbar sei (S. 84). Dabei ist jedoch bemerkenswert, dass es sich bei den genannten Vergleichsbeispielen in der Regel um einschiffige Saalbauten handelt, nicht um dreischiffige Anlagen, wie in Köln angenom-

men! Übereinstimmen kann man jedoch mit der Feststellung, es könne »erst mit der Errichtung liturgischer Einbauten wie Ambo, Presbyteriumsschranken, Altar oder Taufbecken usw. ... eine überwiegende und sogar rein kirchliche Nutzung postuliert werden« (S. 86). Diese »nachträgliche Zufügung solcher Ausstattungsbestandteile in spätantike, während der Merowingerzeit zu Bestattungszwecken genutzte Architektur im 6./7. Jahrhundert« sei keine Seltenheit (S. 87), wie zahlreiche Beispiele im östlichen und südlichen Teil des Frankenreiches zeigten. Doch bliebe jeweils zu klären, »wann sich der Wandel vom Grab- bzw. Memorialbau zur ›Grabkirche‹ bzw. einer Kirche mit ihren verschiedenen Aufgaben als Bischofs-, Pfarr- oder Klosterkirche usw. vollzieht« (S. 87 f.). Seine vorsichtige Position bezüglich der Funktionsbestimmung des Baues 1 unverständlicherweise wieder verlassend formuliert Ristow wenig später: »Denkbar wäre für den Apsidenbau 1 dementsprechend eine Funktion mit Memorialcharakter am Stadtrand des spätantiken Köln oder auch als Kirche, sogar als bischöfliche Kirche. Bau 2 wird durch die eingebrachten reichen Bestattungen von zu dieser Zeit sehr wahrscheinlich bereits christianisierten Angehörigen der fränkischen Oberschicht als Grab- und Memorialbau oder als ›Grabkirche‹ zu werten sein. Hier ist also ein möglicher Schwerpunktwechsel in Bezug auf die Nutzung von Bau 2 denkbar« (S. 88). Sichereren Boden betritt man eigentlich erst mit Bau 3a, denn es ist Ristow wieder zuzustimmen wenn er ausführt: »Mit den Umänderungen zu Bau 3a vollzieht sich bei den Bauten unter dem Kölner Dom der Entwicklungsschritt zum in der primären Funktion festgelegten Kirchenbau ... In dem Bau ist wahrscheinlich die Kölner Bischofskirche dieser Zeit zu sehen. Dies legt schon allein die repräsentative Größe der Amboanlage B208a–c und der Taufpiscina B564 nahe.« (S. 89). Doch müssen auch hier, um dies nochmals zu betonen, bezüglich der Rekonstruktion des Baukörpers erhebliche Vorbehalte geltend gemacht werden. Es muss bei der Vorlage solcher Rekonstruktionen immer bedacht werden, wie schnell solche schön »gemalten Bilder« sich im Bild der Allgemeinheit festsetzen, die sich nicht der Prüfung ihrer Plausibilität unterziehen will oder kann. Hier ist die Verantwortung des Archäologen gefragt!

Vor der Zusammenfassung und einem Nachwort mit der Forderung nach neuen Grabungen werden noch kurz die literarischen Schriftquellen »als historischer Hintergrund für die archäologischen Befunde« resümiert, ohne über das bisher Bekannte neue Aspekte beizubringen (S. 94–97).

Es folgen zwei Beiträge, in denen sich Lothar Bakker mit der rädchenverzierten Argonnen-Terra-sigillata befasst (S. 109–123) und Dorothea Hochkirchen ausgewählte Steinfunde aus der Kölner Domgrabung vorlegt (S. 125–149). Ungünstig ist, dass die jeweils zugehörigen Katalogteile zur Keramik (S. 535–550 und Taf. 17–29) und zu den Steinfunden (S. 551–592) von den Aufsätzen getrennt abgedruckt sind, was ein häufiges Herumblättern zur Folge hat, zumal wenn die jeweiligen

Katalognummern mit den Fundnummern im Gesamtkatalog, den wieder S. Ristow bearbeitet hat, verglichen werden sollen. Was den Beitrag von L. Bakker, der als Spezialist für die Bearbeitung der Argonnensigillata gewonnen wurde, angeht, so liefert er vor allem mit den abgedruckten Tabellen wertvolle Hinweise zur Klassifizierung und Datierung der rädchenverzierten Terra sigillata, die als »Leitfossil spätrömischer Fundplätze des 4. bis 6. Jahrhunderts im Nordwesten des Imperium Romanum« bezeichnet wird. (S. 109) Die Auswertung des Fundmaterials aus der Kölner Domgrabung zeigt »beispielhaft einen Ausschnitt aus den bisher für Köln insgesamt zusammengestellten Funden dieser spätantiken Keramiksorte ... Dabei wird deutlich, dass dieses Leitfossil spätrömischer Fundplätze bis in die dreißiger und vierziger Jahre des 5. Jahrhunderts n. Chr. in die Wohnbauten und ersten Kirchenanlagen in der Nordostecke der römischen Stadt, dem Areal des sich entwickelnden Domes, gelangte. Datierungsmäßig liegt der Schwerpunkt der verzierten Argonnen-TS im letzten Viertel des 4. und in den ersten Jahrzehnten des 5. Jahrhunderts« (S. 118).

Ebenso sorgfältig ist der Beitrag von D. Hochkirchen bearbeitet. Sie versucht, einige charakteristische Steinfunde in ihren ursprünglichen Bauzusammenhang einzuordnen, wobei besonders die Rekonstruktion der Säulenstellung, die im Bereich unter dem südlichen Querhaus des Domes gestanden hat, von Interesse ist. Hieran zeigt sich, wie bei genauer Beobachtung auch aus kleinen Resten erfolgreich architektonische Gliederungselemente rekonstruiert oder Aussagen über Innenausstattungen gewonnen werden können.

Die von S. Ristow vorgelegten Kataloge über die Befunde (S. 155–349) und Funde (S. 351–533) sind sehr ausführlich und liefern meist alle wünschenswerten Informationen. Besonders wichtig sind für denjenigen, der sich intensiv mit diesen Grabungen beschäftigen will, die Hinweise auf die jeweiligen Vorberichte oder bisherigen Publikationen, in denen die Befund- bzw. Fundnummer erwähnt oder diskutiert wurde; dies ist auch deswegen nötig, da ein großer Teil der Befunde in dem vorliegenden Buch weder in den Grundrissen noch in den Profilen abgebildet ist. Wenig hilfreich sind jedoch die sehr häufig zu findenden Bemerkungen: »Fundkomplex mit jüngerem Material durchmischt; für die Befundinterpretation nicht maßgeblich«. Sind hiermit etwa Streufunde gemeint? Was soll der Benutzer des Buches mit solchen Angaben anfangen, zumal im Fundkatalog jeweils die Fundortangabe fehlt? Wenn man schon ausgewählt hat, dann hätte man darauf auch verzichten können!

Eine abschließende Bewertung fällt dem Rezensenten außerordentlich schwer; zu zwiespältig ist der Eindruck. Trotz aller Einwände und Vorbehalte, besonders hinsichtlich der vorgeschlagenen Rekonstruktionen, stellt der Band 9 der Studien zum Kölner Dom einen wichtigen Beitrag zur Erforschung dieses Baudenkmals dar. Verdienstvoll ist das Bemühen, die komplizierten Befunde in eine neue chronologische Ordnung gebracht

zu haben; es wurden nicht nur bisherige Vorstellungen korrigiert, sondern es wurde auch für die weiteren Forschungen eine neue Basis geschaffen. Lobenswert ist es auch, dass die Forderung nach einem »lesbaren Fließtext« (Kölner Dombl. 65, 2000, 31) erfüllt wurde, denn die Herausgeber wollten allen »an der Vorgeschichte des Domes Interessierten ein Buch, das ihnen in verständlicher Weise zu den frühchristlichen Bauten Auskunft gibt«, an die Hand geben. Ob allerdings die Beauftragung eines »Fachzeichners«, »die Ergebnisse auch in für den Laien überschaubaren Rekonstruktionszeichnungen darzustellen« (ebd.), eine gute Idee gewesen ist, ist nach Vorlage des Ergebnisses in höchstem Maße zu bezweifeln. Auch stellt sich die Frage, was der »interessierte Laie« mit den Fund- und Befundkatalogen anfangen soll, die doch wohl eher für die Fachwissenschaftler bestimmt sind. In diesem Falle aber ist festzustellen, dass der vorliegende Band die Vorstellungen einer nach heutigen Maßstäben zu gestaltenden Grabungspublikation in wesentlichen Punkten nicht erfüllt! Dennoch schaut man mit großen Erwartungen den folgenden Bänden entgegen, denn aus Fehlern kann man bekanntlich auch lernen.

Trier

Winfried Weber

STEFAN EISMANN, **Frühe Kirchen über römischen Grundmauern**. Untersuchungen zu ihren Erscheinungsformen in Südwestdeutschland, Südbayern und der Schweiz. Freiburger Beiträge zur Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends 8. Verlag Marie Leidorf, Rahden/Westf. 2004. 383 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Karten.

Die im Jahr 2001 abgeschlossene, hier in überarbeiteter Fassung vorgelegte vor- und frühgeschichtliche Dissertation von Eismann fügt sich nahtlos in das Profil der Schriftenreihe ein, unter deren Dach schon andere brisante Themen aus dem Bereich der Kontinuitätsproblematik aufgegriffen worden sind. Literatur wurde bis zum Erscheinungsjahr 2002 eingearbeitet, leider jedoch nicht mehr der in vielen Punkten das Thema berührende Sammelband zu den frühen Kirchen im Alpenraum (H. R. SENNHAUSER [Hrsg.], *Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet*. Von der Spätantike bis in ottonische Zeit. Abhandl. bayer. Akad. Wiss., Phil. Hist. Kl. N. F. 123 [München 2003]). Das Werk ist in seinem Umfang etwa zweigeteilt: in einen auswertenden Text- und einen Katalogteil zu den einzelnen Kirchenbauten, mit Grundrissplänen und Übersichtskartierungen zu den erarbeiteten Typenklassifizierungen gut ausgestattet. Das Schwergewicht der Betrachtung liegt auf der archäologischen Befundanalyse, die Auswertung von überwiegend der Sekundärliteratur entnommenen Schriftquellen und die historische Interpretation spielen eine deutlich geringere Rolle. So finden sich in diesem Be-

reich auch ganz unkritische Wertungen bzw. Ansprachen wie zum »Toleranzedikt Konstantins d. Gr. 312/13« (S. 13) oder etwa dem »ersten« Mainzer Bischof Marinus/Martinus, der korrekterweise als einer quellenkritischen Analyse nicht standhaltend eingeordnet ist (S. 16), dann aber doch als erster bekannter Bischof der Mitte des 4. Jhs. bezeichnet wird (S. 17).

Einleitend begründet Eismann die Wahl des Themas der Entstehung von Kirchenbauten über römischen Gebäuden damit, dass es bisher noch nicht zu einer überregionalen Bearbeitung dieses mitteleuropäischen Phänomens gekommen sei und konstatiert, die Umnutzung römischer Reste zu sakralen Zwecken sei vordergründig häufiger zu beobachten als zu profanen. Diese Feststellung dürfte so nicht aufrechtzuerhalten sein, ist sie doch, wie auch der Autor bemerkt, von der Überlieferungslage bzw. dem Forschungsstand zum einzelnen Baudenkmal stark abhängig, ebenso aber auch von den vielschichtigen Möglichkeiten denkbarer Nutzungsänderungen im Verlauf der Geschichte eines Bauwerkes deutlich eingeschränkt. Als Untersuchungsregion wurde Südwestdeutschland, Südbayern und die Schweiz gewählt, hingegen die Region von Mittel- und Niederrhein bewusst ausgeklammert, um das Material überschaubar zu halten. Für den Mittelrhein steht eine mehrfach angekündigte Bearbeitung der entsprechenden Befunde durch R. KNÖCHLEIN noch aus (zuletzt: L. GRUNWALD, Tote in Ruinen. Anmerkungen zu den frühmittelalterlichen Bestattungen des Moselmündungsgebietes in römischen Gebäuderesten. *Acta Praehist. et Arch.* 34, 2002, 95–110; R. KNÖCHLEIN, Die Georgskapelle bei Heidesheim, Kr. Mainz-Bingen – ein Situationstyp? In: G. GRAENERT/R. MARTI/A. MOTSCI/R. WINDLER (Hrsg.), Hüben und Drüben – Räume und Grenzen in der Archäologie des Frühmittelalters. *Festschr. M. Martin. Arch. u. Mus.* 48 [Liestal 2004] 141–156).

Die möglichen Formen der Weiternutzung antiker Baureste typisiert Eismann (S. 13) einleitend und später nochmals ausführlich (S. 62–87) als: 1. »Wiederverwendung einzelner Mauer- oder Fundamentzüge und der völligen Missachtung der römischen Bausubstanz, die sich vor allem in unterschiedlichen Baufluchten niederschlagen kann«; 2. als a) vollständige oder b) partielle »Wiederverwendung der Mauern bzw. Fundamente«; 3. als »Sonderfälle ... in römischen Ruinen errichtete(r) Holzkirchen und die Kirchen innerhalb von Kastellen«. Zu prüfen ist dabei, »ob eine Nutzung des Ruinengeländes vor dem Kirchenbau eine Auswirkung auf die Wahl des Bauplatzes hatte« und »ob geistige Gründe für die Entscheidung, eine Kirche über römischen Ruinen zu errichten« vorliegen (S. 13). Nach meiner Ansicht wäre bereits an dieser Stelle auch eine grundsätzliche Klärung sinnvoll gewesen, was der Autor und warum überhaupt unter einer »Kirche« versteht, in welchen Punkten sie von einem Grab- oder Memorialbau und im Einzelfall sogar von einem Profanbau abzugrenzen ist und welche genauere kirchliche Funktion bzw. welchen kirchenrechtlichen Status das jeweilige Gebäude möglicherweise besessen hat. Ohne Definition ist z. B. der Begriff »Grabkapelle«

terminologisch nicht eindeutig, mit der Eismann etwa die Architekturfragmente unter der Martinskirche von Ertligen benennt (S. 61). Weiter unten klärt er dann darüber auf, dass er bei Grabgebäuden keine Unterscheidungen zwischen Memoria, Oratorium, Kapelle und Friedhofskirche vornimmt (S. 97), wobei es sich ja grundsätzlich um Begrifflichkeiten für christliche Gebäude handelt. Lediglich die Bezeichnung »Memoria« kann allgemein auf einen Grabbau oder auf ein »Martyrion« gedeutet werden. Die Möglichkeit der Differenzierung einer aufwendigen Grabarchitektur als nicht kultisch motiviertes Mittel gesellschaftlicher Selbstdarstellung scheint somit außer Acht gelassen, obwohl solche Gebäude im frühen Mittelalter eine bedeutende Befundgruppe darstellen. Weiter unten kommt dann noch der Begriff des »Mausoleums« zu den genannten Bezeichnungen hinzu. Ein solches ersetzte nach Eismann z. B. in Hettlingen eine »Memoria«, bevor es zu einer »Kirche« umgebaut wurde, die oben auf der Seite aber als »erste Kapelle« bezeichnet wird (S. 108). Unter Memorien versteht der Autor also gleichzeitig »Grabkirchen« und Familiengrablagen (S. 109). Darüber hinaus wäre auch zu fragen, weshalb er den merowingischen Grabsaal unter dem Frankfurter Dom, dessen Bausubstanz sogar noch spätantik sein könnte, als »Sakralgebäude« anspricht oder in Bezug auf die Pfostensetzung auf dem Friedhof von Griesheim die fehlenden Hinweise für eine Identifikation als »Kirche« betont, dann aber von einem möglichen »Sakralgebäude« spricht, weil sich Gräber in der Umgebung darauf beziehen (S. 18). Der Versuch, solche funktionsgebundenen Ausdrücke strukturiert zu verwenden, hätte eine deutlich diversifizierte Ansprache archäologischer Befunde, wie sie Eismann diskutiert, zur Folge. Bei Anwendung einer scharf abgegrenzten Terminologie entstehen für ein Phänomen wie die Errichtung von »Kirchen« in oder über römischer Bausubstanz in überregionalen Auswertungen erheblich andere Gesamtbilder. Ein nicht unbedeutender Teil der frühmittelalterlichen »Kirchen«, die in der archäologischen Forschung kartiert werden, waren eben vielfach einfache Grabgebäude der ortsansässigen gesellschaftlichen Elite, die gelegentlich natürlich auch später zu Kirchen umgebaut werden konnten. Weiter unten betont der Autor dann auch zu Recht genau dieses Problem bei der Erörterung der Grab- und Memorialbauten aus der Schweiz »deren christlicher Charakter ... in diesem Zeitraum [sc. 4./5. Jh.] aber noch nicht selbstverständlich ...« ist (S. 33). Dennoch scheint für ihn ein Raum mit Gräbern immer auch ein »Sakralgebäude« zu sein (so auch dezidiert von Eismann geäußert auf S. 97), das er gelegentlich terminologisch unscharf – wenn auch oft nur indirekt ausgesprochen wie beim Beispiel von Langenau (S. 62) – mit einer möglichen Kirche identifiziert und gleichzeitig den Befund »Memoria« nennt (S. 236 f.) und somit Christliches konnotiert. Dabei berücksichtigt er nicht, dass nicht jedes Grabgebäude eine christliche Memoria ist, was auch in diesem konkreten Fall gar nicht nachgewiesen werden könnte. Wünschenswert wäre es in dieser Hinsicht gewesen, die eindeutigen Hin-

weise auf eine kirchliche Nutzung der jeweiligen Gebäude, wie z. B. den Altarstandort und ggf. Indizien für die vermutete kirchliche Funktion zu benennen und gebündelt zu besprechen sowie in die Statistik und Kartierung einfließen zu lassen. Die Ansprache als ›Kirche‹ verbirgt sich bei Eismann etwas versteckt meist hinter Bezeichnungen wie »eindeutige Kirche«, »wirkliche Kirche«, »normale Gemeindegirche« etc., während auch Befunde wie der Grabbau von Regensburg-Harting (S. 63; 281 f.; Nr. 89) einmal neutral als »Bestattungsplatz einer sozial herausgehobenen Familie« benannt, dann aber wieder als »Kirchenbau« angesprochen werden. Nichtsdestoweniger findet der Leser die entsprechenden Angaben zu den für die eigene Beurteilung der maßgeblichen Befunde notwendigen Sachverhalten natürlich im ausführlichen und gut bebilderten Katalogteil der Arbeit.

An die Forschungsgeschichte schließt der Autor einen kurzen Überblick über den Verlauf der Christianisierung im Untersuchungsgebiet an. Der Einfall verschiedener Germanengruppen von 406/07 in das Maingebiet – hier lediglich behandelt nach den wohl nur eingeschränkt glaubwürdigen Angaben des Hieronymus, der diese Ereignisse aus dem fernen Bethlehem kommentierte –, verbunden mit der Ansiedlung germanischer Förderaten in der Folgezeit, scheint als »massiver Rückschlag für die Christianisierung« und möglicherweise Grundlage für eine »Repaganisierung« stark überbewertet. Das nur rudimentär bekannte Mainzer Gräberfeld von St. Alban als »vom 5. bis in das 8. Jh. durchgehend belegt« zu qualifizieren, bedürfte der Erklärung. Solche Schlussfolgerungen hätte Eismann allenfalls aus der nicht von ihm herangezogenen Auswertung einiger spätantiker und frühmittelalterlicher Grabschriften der Region gewinnen können (W. BOPPERT, Die frühchristlichen Inschriften des Mittelrheingebiets [Mainz 1971]). Nach einigen grundsätzlichen Bemerkungen zur christlichen Interpretation von Grabfunden und besonders zu den Goldblattkreuzen (S. 19 f.) wendet er sich der alamannischen Oberschicht als Träger der Christianisierung Südwestdeutschlands zu, die ab 600 greifbare Spuren hinterließ. Im Folgenden erörtert er die Entstehung der Bistumsorganisation, soweit diese für das erste Jahrtausend überhaupt gebietsspezifisch nachvollziehbar ist.

Der südbayerische Teil des Untersuchungsraumes wird von der Überlieferung zu Augsburg und Passau dominiert, während aus Regensburg keine Hinweise auf frühes Christentum vorhanden sind. Der Autor betont, bezogen auf die Augsburger Verehrung der Afra, zu Recht die Möglichkeit der frühmittelalterlichen »... ›Wiederentdeckung‹ einer tatsächlich nie vorhandenen Märtyrerin ...« (S. 24); ein Vorgang, der auch andernorts gängige Praxis war. Spätantike Kirchenbaubefunde aus Augsburg möchte man mit Eismann nach der archäologischen Quellenlage zur Zeit nicht gelten lassen (S. 26; 263–266), die skizzierte Überlieferungssituation zu Kleinfunden mit christlichem Hintergrund hat sich jedoch deutlich verbessert (RAC Suppl. I [2000] 693–718 s. v. Augsburg [E. DASSMANN]; L. BAKKER, Sünden-

fall in Augsburg, Arch. Deutschland 17, 2001 H. 4, 38). Die kommentarlos wiedergegebene Frühdatierung der frühmittelalterlichen Saalkirche unter der Passauer Friedhofskirche St. Severin in das 5. Jh. kann so nicht bestehen bleiben (S. 27; 132 f.; 275 f., Nr. 83; mit Datierung in das 6./7. Jh.: S. RISTOW, Die Datierung des ältesten Vorgängerbaus der Kirche St. Severin in Passau-Innstadt. Kommentar zur Deutung des Grabungsbefundes von 1976. In: M. ALTJOHANN, Das spätrömische Kastell Boiotro zu Passau-Innstadt. Arch. Studien zum Wirkungsraum des Severin von Noricum. Münchner Beitr. Vor- u. Frühgesch. [im Druck]). Schließlich erörtert er kurz die umstrittene Problematik der Bischöfe in der Raetia und der Bajuwarenmission. Die Einführung abschließend wird die Christianisierung des schweizerischen Teils des Arbeitsgebietes vorgestellt. Hier existieren über die Kleinfunde des 4. und die Bischofsnennungen des 5. Jhs. hinaus auch Baubefunde, die mit aller Vorsicht als Kirchenräume schon des 4. Jhs. angesehen werden können, wie in Genf, Martigny und wohl auch Kaiseraugst (S. 33). Die Kontinuitätsfrage bezüglich der Nutzung der ›Kulthöhle‹ von Zillis bleibt nach wie vor kontrovers diskutiert (S. 33 f.; 126 f.; zuletzt gegen eine Kultverdrängung in Zillis, mit Angaben: G. GRAENERT, Tot und begraben: das Bestattungswesen. In: R. WINDLER/R. MARTI/U. NIFFELER/L. STEINER (Hrsg.), Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum frühen Mittelalter 6. Frühmittelalter [Basel 2005] 145–172, hier 155). In Bezug auf die episkopalen Strukturen verzeichnet die Schweiz im Frühmittelalter eine vergleichsweise häufige Rochade der Bischofssitze und auch zahlreiche Überlieferungslücken.

Insgesamt hat Eismann 202 Kirchenbauten über oder in römischen Steinbauresten erfasst, davon die wenigsten in Bayern (27). Nicht berücksichtigt wurden Bauten, bei denen nur Spolienverwendung nachgewiesen ist oder die über römischen Schichten etc. liegen. Bedenklich erscheint der Ausschluss auch von Bauten, um die herum römische Baureste erfasst sind, welche jedoch nicht unter die Kirche reichen. Begründet wird dies mit der primären Fragestellung der Arbeit zum baulichen Zusammenhang zwischen römischem Gebäude und Kirche (S. 37).

Die im zweiten Abschnitt beschriebene geographische Verteilung der untersuchten Kirchen entspricht im Wesentlichen der historischen Entwicklung des Besiedlungsbildes (S. 39–42). Daraufhin erörtert der Autor die Schwierigkeiten, die erfassten Kirchen zu datieren, die ein generelles Problem des geringen Fundanfalls bei Kirchgrabungen sind. Eine mit Vorsicht zu benutzende Statistik zeigt, dass damit gerechnet werden muss, dass in der Schweiz deutlich früher Kirchen in römische Altsubstanz eingebaut wurden, als das in den anderen Gebieten der Fall ist (S. 45 Abb. 7–9). Begründet ist die Skepsis des Autors am grundsätzlichen Nutzen der Patrozinienforschung für die Feinbestimmung archäologisch-historischer Befunde (S. 49–54). Um die Verteilung der Bautypen aufzuschlüsseln, über denen später Kirchen errichtet wurden, sind erfreulicherweise nicht

nur ein erklärender Text, sondern auch übersichtliche Tabellen beigegeben (S. 56 Abb. 12; 58 Abb. 13). Eine Affinität der späteren Kirchen zu einer bestimmten Art von überbautem römischem Bauwerk lässt sich dabei nicht feststellen.

Die folgenden Abschnitte des Buches widmen sich der detaillierten Beschreibung der den einzelnen oben schon genannten Situationstypen zugewiesenen Beispiele, gegliedert nach den Teilbereichen des Untersuchungsgebietes (S. 61–85). Erstaunlich ist, dass das Gros der Kirchen mit kompletter Übernahme des römischen Grundrisses mit einem Zeithorizont im 6.–8. Jh. vergleichsweise spät anzusetzen ist (S. 67); weniger verwunderlich ist, dass zunächst der rechteckige Saalbau die bevorzugte Bauform war und meist erst später Apsiden oder Rechteckchöre und weitere Nebenräume angefügt wurden. »Eine deutliche Kennzeichnung des Gebäudes als Kirche durch eine besondere Bauform wurde nicht als notwendig erachtet« (S. 69). Bei den nur teilweise auf römischen Grundmauern stehenden Bauten fällt die breite chronologische Streuung des möglichen Entstehungszeitraums der kirchlichen Gebäude auf (S. 74 Abb. 18). Relativ häufig ist dabei eine abweichende Ausrichtung der Baufluchten zu konstatieren, was deutlich darauf hinweist, dass sehr oft die Wiederverwendung des Baumaterials den Ausschlag für eine solche Platzwahl gab (S. 74–76; 113–116). Sonderfälle stellen die anschließend besprochenen Kirchen über römischen Straßen und anderen ebenen antiken Bauflächen dar.

Weitere Abschnitte des Buches sind den Holzkirchen in antiker Bausubstanz gewidmet (S. 89–95), wobei hier naturgemäß oft gravierende Schwächen in der Überlieferungslage eine überregionale Beurteilung des Phänomens erschweren dürften. Den Grund für die Errichtung hölzerner Architektur am Ort schon älterer Steinbaureste sieht Eismann einleuchtend in siedlungstopographischen Standortfaktoren begründet, obwohl gerade bei diesen Beispielen im Einzelfall auch kultische Bezüge nicht auszuschließen, aber natürlich genauso wenig zu beweisen sind. Es folgt eine Erörterung der Nutzungsphasen, die an den verschiedenen Fundplätzen zwischen der Existenz des römischen Gebäudes und der Einrichtung einer Kirche in ihm festgestellt werden konnten. Relativ häufig ist im Zusammenhang der Anlage von Bestattungen in diesen Zwischenphasen zu diskutieren, wie die Gräber in Bezug auf den sozialen Status der in und außerhalb der Ruinen Beigesetzten zu bewerten sind. Seine Zweifel an der abenteuerlichen Theorie H. W. Böhmes, dass verschiedentlich Angehörige der fränkischen Elite ihre eigene Verehrung als Ahnen durch ihre Nachkommen mit der Idee antizipiert hätten, die Anlage des eigenen Grabes in einer Ruine später durch eine dort von den Nachkommen eingerichtete Kirche sakralisieren zu lassen (H. W. BÖHME, *Adel und Kirche bei den Alamannen der Merowingerzeit. Germania 74*, 1996, 477–507, hier 484 Anm. 15), äußert Eismann vielleicht etwas zu wenig bestimmt (S. 103 f.). Vor allem für die Schweiz lässt sich die Funktionsabfolge von in oder über Grabbauten eingerichte-

ten späteren Kirchen als charakteristisch benennen (S. 108 f.).

Die Verwendung antiker Spolien ist meistens pragmatisch zu begründen und nicht aus nur in verschiedenen Einzelfällen nahe liegenden symbolischen oder magischen Motiven erfolgt; der Autor hegt allerdings nicht näher begründete Zweifel an der Tatsache, »daß die Existenz von wiederverwertbarem Baumaterial ... der ausschlaggebende Grund für die Errichtung von Kirchen über römischen Ruinen gewesen sein kann.« (S. 116). Zum Phänomen der Kirchen in römischen Kastellen zieht er ausnahmsweise auch Vergleiche aus England heran. Tragfähige generalisierende Schlussfolgerungen lassen sich aus den bekannten Befunden dieser Art jedoch nicht gewinnen (S. 120). Ausführlich und unter Hinzuziehung der aus älteren Arbeiten bekannten Monumente im gesamten Mittelmeerraum werden im Folgenden die Fragen der Konversion paganer Heiligtümer erörtert. In diesem Kapitel zieht Eismann auch umfangreich die für den Problembereich maßgeblichen Schriftquellen heran (zur Problematik der antiken Tempel als Teil städtischer Bauensembles vgl. A. GEYER, »Ne ruinis urbs deformetur ...«. *Ästhetische Kriterien in der spätantiken Baugesetzgebung*, *Boreas 16*, 1993, 63–77). Eine direkte und bzw. oder religiös motivierte Abfolge kultischer Nutzung zwischen den paganen und christlichen Phasen der besprochenen Gebäude lässt sich, wie schon nach der Auswertung der historischen Quellen zu erwarten stand, in keinem Fall sicher belegen (S. 128–130). Als Grund für die bekannten Umnutzungen kann lediglich, wie schon in den anderen Fällen, das Wiederaufgreifen prägnanter topographischer Standorte und Wiederverwendung des Baumaterials ausgemacht werden.

Unter den Stichworten »subjektive Kontinuität« und »Wiederverwendung der Ruinen aufgrund ihres römischen Ursprungs« geht Eismann Hypothesen über die Interpretationen römischer Altsubstanz in der mittelalterlichen Welt nach, ein thematischer Ansatz, der neuerdings eine detaillierte Einzelbearbeitung erfahren hat (L. CLEMENS, *Tempore Romanorum constructa*. *Monogr. Gesch. Mittelalter 50* [Stuttgart 2003], dazu: J. STROTHMANN, *Bonner Jahrb. 202/203*, 2002/2003, 663 f.). Detailreich erläutert wird zudem die auch von historischer Seite vieldiskutierte Frage der »Fiskalkontinuität«, also des Übergangs von römischem Staatsbesitz in die Hände des sich herausbildenden frühmittelalterlichen Adels, und der damit verbundenen Möglichkeit der Errichtung von »Eigenkirchen« über römischen Ruinen. Als tragfähige Grundlage für ein weiteres Erklärungsmodell für Kirchen über römischen Ruinen ist dieses Kontinuitätsschema jedoch auszuscheiden (S. 151 f.).

Die abschließenden Kapitel sind nochmals siedlungsgeschichtlichen Fragestellungen gewidmet. In der Frage der Siedlungs- bzw. Besiedlungskontinuität können die Kirchen über römischen Ruinen die Ergebnisse der Siedlungsarchäologie in der Regel nur unterstreichen bzw. peripher ergänzen.

Der Katalog stellt die behandelten Kirchenbauten in kurzen beschreibenden Fließtexten vor und nennt summarisch die grundlegende Literatur. Für die Grundrissabbildungen im Katalogteil ist die Legende der annähernd vereinheitlichten Signaturen in den Vorbemerkungen des Kataloges an etwas versteckter Stelle erwähnt (S. 199).

Die von mir vorgebrachten Anmerkungen zu terminologischen und methodischen Fragen berühren möglicherweise gar nicht das in dem besprochenen Buch verfolgte, primär vor- und frühgeschichtlich-archäologische Interesse des Autors und sind demnach vor allem als Vorschlag zu einer schärferen, erklärenden Terminologie für weitere Bearbeitungen dieses oder verwandter Themen aus dem Bereich der spätantik-mittelalterlichen Kirchenarchäologie zu verstehen. Muss sich doch die archäologische Forschung bewusst sein, dass ihre Ergebnisse oft kritiklos und ohne Prüfung in nachbarwissenschaftlichen Untersuchungen verwendet werden. Auf diese Weise kommt es dann wiederum bei der Heranziehung historischer oder kirchengeschichtlicher Arbeiten durch Archäologen zu entsprechenden Rückwirkungen, die gelegentlich kritikwürdige Bilder z. B. über die Christianisierung einzelner Kulturlandschaften entstehen lassen. Ein zukünftig noch zu lösendes Problemfeld tut sich nach meiner Ansicht in der Frage der Definition von Bischofs-, Pfarr-, Coemeterialkirchen und Martyrien bzw. Memorien sowie verschiedenen Gebäudeklassen aus dem reinen Sepulkralbereich und der archäologischen Anwendung dieser Begrifflichkeiten in der Befundeutung auf. Untrennbar verbunden mit diesen Wertungsfragen ist die Thematik der Motivation für die Anlage von Bestattungen innerhalb von Gebäuden oder auch von Ruinen. Wie nicht nur die vorliegende Arbeit zeigt, scheint das Thema Martyrium/Memoria, Grabbau nach 60 Jahren (A. GRABAR, *Martyrium. Recherches sur le culte des reliques et l'art chrétien antique* [Paris 1946]) wieder in den Focus der archäologischen Wissenschaften zu rücken.

Das Buch von Stefan Eismann gibt nicht nur reichhaltiges Material zu diesen Themenkomplexen an die Hand, sondern liefert auch Ansätze zur Lösung in der speziellen Frage der Wiederverwendung antiker Baubefunde im Früh- und Hochmittelalter. Wie Eismann schon einleitend selbst betont, steht die überregionale Bearbeitung dieses speziellen Sachverhaltes für einzelne Kulturlandschaften erst am Anfang. Insofern ist das Verdienst dieser Publikation nicht hoch genug einzuschätzen. Darüber hinaus liefert sie eine wertvolle, auf die Themeneingrenzung bezogene Übersicht über die Baubefunde der Untersuchungsregion, die sich sonst in dieser Form bisher nicht finden lässt. Ein bedeutendes, durch die vorgelegte Auswertung jetzt gut greif- und ansprechbares Ergebnis ist in der Tatsache zu sehen, dass die weit überwiegende Mehrzahl der Kirchenbauten wie auch der Sepulkralgebäude über oder in römischen Resten nicht in direkter Nutzungs- oder gar Funktionskontinuität entstanden ist. Neben der möglichen zufälligen Überlagerung älterer Bauten durch spätere Kirchen er-

scheinen die Wiederverwendung eines herausgehobenen Bauplatzes und natürlich noch vorhandener Bauteile oder -materialien die wesentlichen Gründe für das Entstehen aller von Eismann untersuchten Funktions- und Kontinuitätstypen zu sein. Im Einzelfall kann die näherungsweise vollzogene Zuweisung der Motivation für die Errichtung einer Kirche über römischen Ruinen fast immer nur anhand von Indizienbelegen erfolgen.

Köln

Sebastian Ristow

URSULA KOCH, **Das alamannisch-fränkische Gräberfeld bei Pleidelsheim**. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 60. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2001. 647 Seiten; 314 Abbildungen, 120 SW- u. 8 Farbtafeln.

Jenseits einer kleinen Gemeinde von Spezialisten verheißt der Buchtitel nichts Ungewöhnliches, vielmehr im guten Sinne baden-württembergische Routine. »Das [ethnisches Adjektiv] Gräberfeld von/bei [Ortsname]« ist der Standardtitel von Monographien zum frühen Mittelalter, unter dem in den beiden bekanntesten Reihen der Landesarchäologie Gräberfeld um Gräberfeld in qualitativ ansprechenden Bänden publiziert wird. In der Regel erwarten den Leser bei hoher Druckqualität gute Zeichnungen in einem übersichtlich organisierten Tafelteil und ein den Standards genügender Textkatalog, die beide zusammen noch ganz traditionell das Material vollständig der Wissenschaft zugänglich machen, während in anderen Zweigen des Faches vielfach bereits auf ungedruckte Daten und CDs verwiesen bzw. die Notwendigkeit von Quelleneditionen überhaupt in Frage gestellt wird. Zum Katalog gehört regelmäßig eine Auswertung, die zumindest die wesentlichen Materialgruppen sichtet und wissenschaftlich einordnet. Dieser von den Autoren und der Landesarchäologie erfreulicherweise durchgehaltene Publikationsstandard besichert uns für diesen Raum eine ungewöhnlich gute Quellenlage, die Baden-Württemberg zu einem idealen Forschungsfeld für die Frühmittelalterarchäologie macht. Die Monographie von Ursula Koch über Pleidelsheim erfüllt all diese aus der Praxis eines langjährig durchgehaltenen hohen Standards herrührenden Erwartungen und führt angelegte Kontinuitäten fort. So publiziert sie hier z. B. auf acht gelungenen Farbtafeln den lang erwarteten zweiten Teil ihres Typenkataloges merowingerzeitlicher Perlen, dessen ersten Teil sie 1977 in ihrer Schretzheim-Monographie veröffentlichte.

Doch warum führen 264 Gräber eines eher unbekanntes Ortes am mittleren Neckar nahe Ludwigsburg zu fünf Zentimeter Buchrücken und drei Kilogramm Gewicht? Weil Ursula Koch neben der Erfüllung der üblichen Standards und Erwartungen bei zwei entscheidenden Themen aus ihnen ausbricht, so dass Ihre Studie weit mehr leistet als der bescheidene Titel verspricht. Das

Gräberfeld von Pleidelsheim setzt in der Mitte des 5. Jhs. n. Chr. ein und wird kontinuierlich bis ins mittlere Drittel des 7. Jhs. belegt. Insbesondere aus den ersten Belegungsphasen stammen reiche Gräber, unter anderem wurde hier um 500 n. Chr. ein spätadulter Mann mit einer Goldgriffspatha bestattet. Der -heim-Ort (!) liegt geographisch am Nordrand der Alemannia oder am Südrand des fränkischen Siedlungsgebietes, der Fundstoff bietet nebst Lokalem offensichtlich zahlreiche Verknüpfungen in die eine wie in die andere Richtung, so dass die ethnische Fragestellung ein zentraler Aspekt ist. Die Autorin geht auf dieses Problem ausführlich und eindrucksvoll ein. Anders als viele Reihengräberfelder wurde Pleidelsheim gruppenweise belegt; da der Platz zudem nicht vollständig ergraben ist, bietet er für die in Süddeutschland üblichen, chorologisch begründeten Lokalchronologien keine hinreichende Basis. Statt einer denkbaren Improvisation legt uns Ursula Koch zur Lösung dieses Problems eine grundlegend neue Chronologie des Fundstoffes für das gesamte frühmittelalterliche Süddeutschland vor. Mit diesen zwei Themen, ethnische Fragestellung und Chronologie, greift die Monographie weit über das Übliche hinaus; unter Hintanstellung vieler anderer spannender Aspekte konzentriert sich die Besprechung auf diese beiden besonderen Leistungen des Buches.

Während in den vergangenen Jahrzehnten für Fragen der Chronologie in Westdeutschland und in Frankreich Arbeiten im Vordergrund standen, die eher über die Fundkombinationen argumentierten und auf Regionalchronologien zielten (K. BÖHNER, *Die fränkischen Altertümer des Trierer Landes. German. Denkmäler d. Völkerwanderungszeit B 1* [Berlin 1958]; H. AMENT, *Die fränkischen Grabfunde aus Mayen und der Pellenz. German. Denkmäler d. Völkerwanderungszeit B 9* [Berlin 1976]; P. PÉRIN, *La datation des tombes mérovingiennes. Historique – Méthodes – Applications. Centre de recherches d'histoire et de philologie de la IV^e section de l'Ecole Pratique des Hautes Études V. Hautes Études Médiévales et Modernes 39* [Genève 1980]; F. SIEGMUND, *Merowingerzeit am Niederrhein. Die frühmittelalterlichen Funde aus dem Regierungsbezirk Düsseldorf und dem Kreis Heinsberg. Rhein. Ausgr. 34* [Köln 1998]), wurden für den süddeutschen Raum vor allem Lokalchronologien auf der Basis von Gräberfeldchorologien erarbeitet, die immer wieder in vielspaltige Synopsen zusammenzustellen waren, um einen Überblick und eine überregionale Vergleichbarkeit zu erhalten. Ursula Koch war, beginnend mit ihrer für die Chronologie des 6. Jhs. grundlegenden Arbeit über Schretzheim (U. KOCH, *Das Reihengräberfeld bei Schretzheim. German. Denkmäler Völkerwanderungszeit A 13* [Berlin 1977]), eine wichtige Autorin solcher Studien. Vor diesem Hintergrund stehen die Seiten 26–88 der Pleidelsheim-Monographie für einen Paradigmenwechsel. Zunächst referiert Ursula Koch sorgfältig alle wichtigen lokalen und regionalen Studien zur Chronologie und legt neben den Ergebnissen deren sachlichen wie methodischen Hintergrund dar. Dann entschließt sie sich zu

einer auf Fundkombinationen beruhenden neuen Regionalchronologie mit Hilfe einer Seriation, in die sie aus einem weiten Raum alle relevanten Frauengräber und Männergräber einbringt und mit dem weit verbreiteten Standardprogramm (BASP bzw. WinBASP) durchrechnen lässt. Mit etwas mühsam zu lesenden Verschlüsselungen (S. 44: FCode, MCode, usw.) wird der Fundstoff der Frauengräber (S. 44–47) und jener der Männergräber typisiert (S. 61–63), anschließend werden alle Typen und Gräber offen gelegt, die sie nach einer Seriation zu den gebildeten Phasen subsumiert, wiederum gegliedert nach Frauen (S. 47–61) und Männern (S. 63–70). An diese nüchternen, kaum kommentierten Listen schließt sich eine erläuternde Beschreibung der Phasen der neuen Chronologie an (S. 70 ff.); sie umfasst die Phasen SD (für Süddeutschland) 1–10 und deckt die Zeit vom mittleren Drittel des 5. Jhs. bis zum 2. Drittel des 7. Jhs. ab. Hier werden auch die Synchronisierungen mit anderen Chronologien vorgenommen.

Das Ergebnis ist überzeugend, Typentafeln legen es anschaulich dar (S. 71 ff. Abb. 12–24). Die neue »SD-Chronologie« von Ursula Koch wird nun für eine längere Zeit als maßstabsetzende Standardreferenz für Süddeutschland dienen. Eingeflossen in sie sind alle Frauen- und Männergräber mit guten Fundkombinationen aus dem Raum zwischen dem Rheinknie bei Basel und dem bei Mainz, zwischen dem Rhein im Westen und dem Inn im Osten: für die Frauen 175 Typen aus 304 Inventaren, für die Männer 125 Typen aus 207 Inventaren. Da sich gegenüber dem älteren Standard »Schretzheim« manches verändert hat, hat Ursula Koch unlängst die Gelegenheit eines Lexikonartikels genutzt, auch das Gräberfeld von Schretzheim vollständig neu im Sinne dieser modernen Chronologie zu deklinieren und das Ergebnis in klaren Listen verfügbar gemacht (RGA² 27 [Berlin 2004] 294–302 s. v. Schretzheim [U. KOCH]).

Meine neue Niederrhein-Chronologie für den westdeutschen Raum stand Ursula Koch leider nur im Dissertationsdruck von 1989 zur Verfügung, auf den sie sich häufig bezieht; die umfassende Publikation erschien erst 1998 und konnte von Koch, deren Manuskript 1995 abgeschlossen wurde, leider nicht mehr berücksichtigt werden. Eine Synchronisierung beider Systeme ist offenbar ohne große Widersprüche möglich. Über die bereits bei U. Koch vorgenommene Parallelisierung hinaus bietet hier die Studie von Christina Hansen eine inhaltliche wie graphisch dargelegte Synopse beider Systeme (CH. M. HANSEN, *Frauengräber im Thüringerreich: Zur Chronologie des 5. und 6. Jahrhunderts n. Chr.* Basler H. Arch. 2 [Basel 2004] insbes. 146 ff. mit Abb. 149). Der Detailvergleich beider Chronologien bei Hansen legt dar, dass hinter der SD-Chronologie relativ viele Grabinventare stehen (ebd. Abb. 146), in die SD-Chronologie anteilig mehr Frauengräber und -typen eingeflossen sind als in die Niederrheinchronologie (ebd. Abb. 145), und unter den Typen für das SD-System die Fibeln eine sehr große Rolle spielen, während für das NRh-System vor allem auch die Keramik wichtig ist (ebd. Abb. 147–148). Diese sachlichen Unterschiede und

auch die im Detail unterschiedliche Feingliedrigkeit der Phasen sehe ich nicht als Widerspruch, sondern als kulturgeschichtlich deutbare Tatsachen: Wandel und Relevanz der verschiedenen Gattungen des Sachgutes sind im alemannischen Raum im Vergleich zum fränkischen Raum unterschiedlich, und sie betreffen die Geschlechter nicht gleichermaßen.

Selbstverständlich habe ich neben meiner Freude und Bewunderung für das Geleistete kleinere Wünsche oder Monita: Die beiden großen Tabellen, die die Fundkombinationen auch tatsächlich zeigen, hätte ich mir gedruckt gewünscht. Die beiden Parabeln der Seriation hätte ich gerne gesehen. Die Daten der Seriation wünschte ich mir so publiziert, dass nachfolgende Autorinnen ›ihr‹ Material möglichst leicht in diese große Referenzserie einarbeiten könnten. Im Detail bevorzuge ich methodisch einen anderen Weg: Ursula Koch hat die Seriation als Vorordnung genommen und anschließend die Kombinationstabelle gemäß ihrer Vorstellung manuell umgeordnet (S. 44; ähnlich: U. MÜSSEMEIER / E. NIEVELER / R. PLUM / H. PÖPPELMANN, Chronologie der merowingerzeitlichen Grabfunde vom linken Niederrhein bis zur nördlichen Eifel. Mat. Bodendenkmalpfl. Rheinland 15 [Köln 2003] hier S. 14). Mir erscheint es transparenter, die Seriation und die resultierenden Tabellen so wie errechnet unverändert offen zu legen, und dieses (Teil-)Ergebnis zusammen mit anderen Thesen (z. B. Chorologien) anschließend in einer expliziten ›Diskussion‹ zur resultierenden Chronologie zusammen zu fügen. Doch all dies könnte auch im Nachhinein geliefert werden und nimmt dem eindrucksvollen Ergebnis nichts: Mit diesem Werk ist die neue Standardreferenz zur Chronologie der Merowingerzeit für Süddeutschland geboren. Damit ist es keinem Bearbeiter genommen, bei geeignetem Material eine neue eigene Lokalchronologie zu entwickeln, aber solche Chronologien sind nun für Süddeutschland eindeutig auf die moderne Referenzchronologie ›SD‹ zu beziehen. Berücksichtigt man neben den oben bereits genannten Arbeiten von Siegmund (1998), Koch (2001), Müssemeier u. a. (2003) und Hansen (2004) noch die Studie von Maren Siegmann zu Liebenau und Dörverden (M. SIEGMANN, Bunte Pracht: Die Perlen der frühmittelalterlichen Gräberfelder von Liebenau, Kr. Nienburg /Weser, und Dörverden, Kr. Verden/Aller. Chronologie der Gräber, Entwicklung und Trageweise des Perlenschmucks, Technik der Perlen. Beitr. Ur- u. Frühgesch. Mitteleuropa 28,1-5 [Langenweissbach 2002-2006]), ist damit auf methodisch vergleichbarer Grundlage innerhalb eines Jahrzehnts allenthalben eine Renovierung und Aktualisierung der älteren Standardreferenzen aus den 1970er bis 1980er Jahren gelungen, die zu untereinander bestens kompatiblen Ergebnissen geführt hat, wobei die Monographie von U. Koch quasi den krönenden Abschluss bildet.

Das zweite große Thema der Monographie steckt im plakativen Adjektiv des Buchtitels: »alamannisch-fränkisch«. Ursula Koch entwirft auf der Grundlage ihres

methodischen Ansatzes das Bild eines polyethnischen Gräberfeldes, das zunächst von drei alemannischen Familien inklusive einiger Oberschichtbestattungen geprägt wird. Mit dem Wechsel von Phase SD 4 zu SD 5 um 530 n. Chr. entfallen die alemannischen Oberschichtgräber, neu treten Bestattungen einer fränkischen Oberschicht sowie thüringischer Einwanderer hinzu. In sorgfältiger Analyse des Sachgutes und des Belegungsplanes rekonstruiert sie insgesamt zehn Familien und deren Schicksal und ethnische Zugehörigkeit bis in das mittlere Drittel des 7. Jhs.

Während hinsichtlich der Chronologie unter den aktiv Forschenden weitgehend Konsens besteht, war die ethnische Fragestellung im vergangenen Jahrzehnt ein Feld heftigen und nicht bereinigten Dissenses. Die Diskussion, ob Archäologen mit ihren Methoden Ethnien überhaupt sehen können, ist alt und je nach Epoche in unterschiedlicher Intensität strittig. Doch darüber hinaus ist es derzeit sowohl unter Historikern als auch unter Archäologen chic, jenseits der Frage der Erkennbarkeit die Existenz von Ethnien im Frühmittelalter grundsätzlich in Zweifel zu ziehen und ihre nicht zu leugnende Präsenz in den Texten eher als Diskurse und Konstrukte denn als gelebte historische Wirklichkeit zu lesen. Diese Skepsis hat zuletzt für die Frühmittelalterarchäologie am prominentesten die Habilitationsschrift von Sebastian Brather gebündelt (S. BRATHER, Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie: Geschichte, Grundlagen und Alternativen. RGA Ergbd. 42 [Berlin 2004]; vgl. hier S. 462 ff.); er hält die Archäologie für ungeeignet, solche Probleme zu diskutieren. Kurz zuvor hatte der Rezensent in einer Monographie zwar den antiquarischen Ansatz samt Analyse der Verbreitungsbilder von Typen zurückgestellt, statt dessen aber Beigabensitten analysiert und anhand dieser Sitten mit rein archäologischen Argumenten drei archäologische Ethnien herausgearbeitet, die sich als Alemannen, Franken und Thüringer identifizieren lassen (F. SIEGMUND, Alemannen und Franken. RGA Ergbd. 23 [Berlin 2000]). Die Umsetzung der dort formulierten Modelle auf das Gräberfeld von Pleidelsheim fällt technisch leicht, weil die Publikation von U. Koch alle notwendigen Informationen bestens aufbereitet präsentiert (hier: S. 364 ff. Tab. 8 f. für die Frauengräber und 370 ff. Tab. 10 f. für die Männergräber). Wendet man das bei Siegmund formulierte Modell auf die Pleidelsheimer Gräber für die Phasen SD 1-4 (ca. 430-530 n. Chr., entsprechend ›Zeitschnitt A‹ nach Siegmund, vgl. ebd. 258 Abb. 138) an, erweist sich das frühe Pleidelsheim auch in diesem Sinne als alemannisches Gräberfeld. Die Inventare der Phasen SD 7 ff. (ca. 580-670 n. Chr. und folgende Jahre, entsprechend ›Zeitschnitt C‹ nach Siegmund, dazu ebd. 275 ff. Abb. 155) erweisen das späte Pleidelsheim als sicher fränkisches Gräberfeld; dabei zeigt die Bewaffnung mit einem auffallend hohen Anteil an Saxen eine große Nähe zum ebd. 210 f. Abb. 108 f. formulierten ›Modell Ostfrankreich‹, das jene fränkischen Gräberfelder zusammenfasst, die im 7. Jh. bereits stark der Romanisierung der Beigabensitte

unterliegen. Soweit sind die Thesen von mir, die ja auf einem ganz anderen methodischen Ansatz beruhen, mit der Analyse von U. Koch im Ergebnis vergleichbar. Eine deutliche Divergenz ergibt sich allerdings für die Phasen SD 5 und 6 (ca. 530–580 n. Chr., entsprechend ›Zeitschnitt B‹ bei SIEGMUND 2000, dazu ebd. 265 ff. Abb. 145), da sich Pleidelsheim nach meinem Modell klar in die Gruppe der alemannischen Gräberfelder einfügt. U. Koch würde dem entgegenhalten, dass sie eine solche Betrachtung für alle datierten Gräber gemeinsam als ungenügend erachte, da in Pleidelsheim zu dieser Zeit die Bestattungsgemeinschaft aus Familien unterschiedlicher ethnischer Herkunft bestehe. Doch auch wenn man ihrer Gliederung folgen würde, lösen sich die Widersprüche nicht: Ihre alemannischen Familien 1–3 in den Phasen SD 5–6 ergeben tatsächlich ein zweifellos alemannisches Beigabenspektrum. Ihre aus Thüringen stammende Familie 5 jedoch steht dem alemannischen Kulturmodell deutlich näher als dem thüringischen, vor allem, da die Intensität der Gefäßbeigabe erheblich zu gering ist und Thüringische Drehscheibenkeramik völlig fehlt. Ihre Familie 4 »fränkische Amtsträger« entzieht sich der Beurteilung, da sie neben drei Frauengräbern nur ein Männergrab umfasst, weshalb die Waffenbeigabensitte nicht erkennbar ist. Zieht man diese Familie 4 mit der Familie 6 »Gefolgschaftskrieger« zusammen – was sicherlich im Sinne von Koch wäre – ergibt sich insgesamt ein zwar wenig typisches, aber dennoch alemannisches Beigabenspektrum. Kurz: die Thesen Kochs und die des Rezensenten zu Pleidelsheim im 6. Jh. gehen auch dann nicht zusammen, wenn man die Bestattungsgemeinschaft entsprechend der Analyse Kochs in Familien aufgliedert und diese separiert betrachtet.

Keine der drei divergenten Grundpositionen und Ansätze zur ethnischen Fragestellung, die hier exemplarisch an den Arbeiten von Koch, Siegmund und Brather skizziert wurden, ist gänzlich neu, zudem kennen die genannten Autoren einander aus Vorveröffentlichungen, Vorträgen und Kongressen. Keine der drei Positionen hat die beiden anderen grundsätzlich erübrigen können, sie stehen derzeit konträr gegenüber. Daher ist zu fragen: was ist der besondere Beitrag der Pleidelsheim-Monographie zu diesem Thema? Die Antwort steckt vor allem in den Seiten 190–352 des Buches mit den Kapiteln zur »formenkundlichen Analyse«. Hier wird, zunächst für die Frauen, dann für die Männer, Grab für Grab das Sachgut des Pleidelsheimer Gräberfeldes diskutiert und am Ende für jedes Grab eine chronologische und ggf. auch ethnische Bilanz gezogen. Hier breitet U. Koch ihr ganzes Wissen aus, beschreibt die Charakteristika einzelner Objekte, verfolgt diese über die Literatur der Merowingerwelt, und gewinnt so ihre Einordnungen. Allein 32 Verbreitungskarten mit meist mehreren Typen samt aller Nachweise dokumentieren ihren Gelehrtenfleiß, doch über die mit Abbildungen kartierten Typen hinaus formuliert der Text weit mehr Gruppierungen und Bezüge. Dabei unterstützt sie die Typenbildungen verstärkt auch durch merkmalanalytische Tabellen (wie z. B. S. 211 Tab. 4), die ihr Vorgehen besser nachvollziehbar

machen. Quantitativ liegt der Schwerpunkt ihrer Argumentation auf den Frauengräbern, was am Beispiel der Auszählung der Verbreitungskarten belegt werden soll: 16 Verbreitungskarten beziehen sich auf Typen aus Frauengräbern, acht Kartierungen betreffen Gefäße im weitesten Sinne (Kästchen, Eimer, Glas- und Keramikgefäße) und acht Kartierungen gelten Waffen und Gürteln aus Männergräbern. Die Texte mögen passagenweise langatmig und kaum über viele Seiten hinweg konzentriert lesbar sein, aber die Autorin gibt dem Leser viele spannende Erkenntnisse und Hinweise mit und bündelt diese zu plausiblen Deutungen der Grabinventare. Nie hat man den Eindruck, Ergebnisse könnten durch möglicherweise versehentlich nicht wahr genommene Parallelen anders ausfallen oder die Zusammenfassung von Individuen zu Typen könnten ebenso plausibel ganz anders vorgenommen werden und dann zu erheblich abweichenden Thesen führen. Kurz: kenntnisreich und fleißig ist hier ein spezifischer methodischer Ansatz zu einem offenen Forschungsproblem an einem spannenden Material ungemein konsequent durchgeführt worden.

Diese Bilanz und meine Bewunderung für das Erreichte ändern indes nichts an meiner Überzeugung, dass im Fall der divergenten ethnischen Zuordnung des Gräberfeldes für die Phasen SD 5–6 mein Modell richtig ist. Gemäß seiner inneren Logik ist der Ansatz von U. Koch nicht falsifizierbar: Oft ergeben die einzelnen Objekte eines Grabes in sich konsistente Zeit- und Raumbezüge. In den Fällen, in denen die Raumbezüge heterogen sind, wird dies in die individuelle Biographie der Verstorbenen projiziert (z. B. zu Grab 81, 89), wodurch verständlich gemacht wird, weshalb eine thüringische Fibel, eine alemannische Fibel und ein fränkisches Gefäß in einem Inventar vereint sind. »Passende Ensembles« bestätigen das System, »unpassende« jedoch ebenso, und dies ist wissenschaftslogisch ein – je nach Temperament – unbefriedigender bis unhaltbarer Zustand. Andererseits erscheint es gerade im 6. Jh. auch keinesfalls unmöglich, dass es eine geborene Ostgotin über Thüringen in eine fränkische Siedlungsgemeinschaft auf dem Boden der ehemaligen Alemannia verschlägt und man dies an ihrem Besitz auch sehen kann. »Irgendwie« müsste ein Weg gefunden werden, die Aussagen anhand der Bestattungs- und Beigabensitten einerseits und anhand der Typen und ihrer Verbreitungsbilder andererseits zu kombinieren und gegenseitig abzugleichen. Hätte ich für dieses Problem eine gute Lösung, die auch U. Koch und die weiteren Vertreter der antiquarischen Schule einbindet und überzeugt, schriebe ich anstelle einer Besprechung ein neues Buch.

Basel

Frank Siegmund

WALTER POHL und MAX DIESENBERGER (Hrsg.), **Integration und Herrschaft: Ethnische Identitäten und soziale Organisation im Frühmittelalter**. Denkschriften / Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phi-

losophisch-Historische Klasse, Band 301. Forschungen zur Geschichte des Mittelalters, Band 3. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2002. 354 Seiten inkl. gemeinsamem Quellen- und Literaturverzeichnis, 22 Abbildungen, Text in deutscher und englischer Sprache.

Der Band veröffentlicht die erweiterten Ergebnisse einer Tagung, die im Frühjahr 1998 in Wien stattfand. Autoren und Herausgeber haben keine Buchbindersynthese hinterlegt, sondern die Beiträge sorgfältig ausgearbeitet, um einen umfangreichen wissenschaftlichen Apparat ergänzt und so ein spannendes und nützliches Buch verfasst, das einen Anlass, ein Thema und Ergebnisse hat. Doch um so schwerer ist die Aufgabe des Rezensenten, denn Anlass und Thema des Werkes sind in der Einleitung von Walter Pohl knapp und präzise umrissen (S. 9–14), und eine kurze, aber hinreichend informierende Bilanz von Ian Wood schließt den Band (S. 303–312). Beides kann diese Besprechung nicht besser machen oder zusammenfassender darstellen.

Anlass der Tagung war der Wunsch nach einer Abrechnung des von der Europäischen Wissenschaftsstiftung ESF 1993–1997 geförderten Projekts »The Transformation of the Roman World« mit seinen Treffen verschiedener kleiner Arbeitsgruppen und deren Publikationen (Übersicht: S. 275 Anm. 3). In Wien sollte in größerer Runde der Versuch einer gemeinsamen Bilanz unternommen werden, wobei die Organisatoren eine stärkere Integration »Ostmittleuropas« anstrebten. Übergreifendes Thema ist der Übergang von der Antike in das Mittelalter. Die neu aufkommenden ethnischen Identitäten und die sich verändernde soziale Organisation sowie der damalige und der heutige Diskurs darüber stehen im Mittelpunkt der insgesamt zwanzig Beiträge, die die Herausgeber in fünf Themenblöcke strukturiert haben: »Städte, Kirchen und Ethnische Identitäten«, »Regnum und Gens in der fränkischen Welt«, »Gotische Identitäten«, »Die frühen Slawen: Integration ohne Herrschaft?« und »Wandlungen in der römischen Welt«. Die Beiträge sind aktuell und beziehen in der Sache da, wo die Wissenschaftslandschaft kontrovers ist, auf angenehme Weise klare Positionen. Besonders charmant führen Helmut Castritius und Dieter Geuenich ihre Kontroverse um die Frage der Verfassung und des Einkönigtums der Alemannen im 5. Jh. fort, indem sie ihren Dissens offen und verständlich in einen gemeinsamen Artikel fassen. Leser, die die Fachdiskussion zum Frühmittelalter unter Historikern nicht aus der Nahtsicht verfolgen können, erhalten über das ganze Buch hinweg einen lebendigen Einblick in den aktuellen Stand der Diskussion und werden über zahlreiche Hinweise und Literaturangaben angeregt, sich weiter zu vertiefen. Paradigmen und Gewissheiten des 19. Jhs. und der ersten Hälfte des 20. mussten aufgegeben werden, und an ihre Stelle ist nicht eine neue Gewissheit getreten, sondern vielfältige Ansätze und Sichtweisen. »World in great disorder: excellent situation« – mit diesem Zitat schließt Ian Wood auf S. 312 seine Zusammenfassung, und er meint

damit offensichtlich sowohl das Frühmittelalter als auch die Geschichtsforschung.

Und was lernen wir daraus? – fragt eine kluge und interessant geschriebene Synthese von Walter Pohl (S. 275–288): Dass das frühe Mittelalter ungemein kompliziert mehrdeutig war und viele ehemals als sicher geltende Tatsachen sich heute als wesentlich komplexer darstellen. Weshalb viele einst in griffigen Polaritäten gedachte Themen (Romanen versus Germanen, Freie versus Sklaven) heute in komplexere und vielfältigere Begriffe und Skalen aufgelöst werden. Dass Historiker heute ungern schreiben, »wie es denn gewesen ist«, sondern versuchen, für das frühe Mittelalter aufzuzeichnen, wer wann in welchen Worten, aus welcher Tradition heraus, mit welchen Motiven und in welcher Weise über etwas berichtete, und dass in dieser Diskursanalyse eher Gewissheiten zu gewinnen sind als über die berichteten »Tatsachen«. Beispielhaft der Artikel von Hans-Werner Goetz (S. 133–150), der analysiert, wann in den Quellen von wem der Begriff »Franken« in welcher Bedeutung verwendet wurde. Die neuen Unsicherheiten gehen einher mit einer wieder frischen und breiten Lektüre der Quellen. Aber Pohl bilanziert unter den Ergebnissen auch die interessanten Erfahrungen des ESF-Projektes, die sich aus dem Zusammenkommen ganz unterschiedlicher Europäer und unterschiedlicher Wissenschaftsschulen ergaben. Erfreulich seine Selbstreflexion als Historiker: Warum eigentlich kommen derzeit aus verschiedenen Ländern und Schulen im Bereich des frühen Mittelalters so viele Forscher wieder auf genau diese Themenfelder der ethnischen und sozialen Fragestellung, während andere Themen zurücktreten? Pohl sieht einen Zusammenhang mit unserem Zeitgeschehen und nennt Schlagworte wie Maastricht-Verträge, Schengen-Abkommen und das Auseinanderfallen Jugoslawiens. Leider wird dieser Zusammenhang allein im Sinne einer Selbstreflexion genutzt, d. h. als kritische Hinterfragung der Zeitbedingtheit der eigenen Fragestellungen. Mir schiene mehr Mut fruchtbar. Denn die Frage, was lernen wir aus der frühmittelalterlichen Geschichte für Heute, steht im Raum. Wenn nicht die Fachhistoriker selbst eine Beantwortung angehen, wird sie allein schon über die Zwänge eines nach Nützlichkeit orientierten Wissenschaftsbetriebes von außen an sie herangetragen werden.

Bis auf eineinhalb Beiträge ist der Band archäologiefrei, und der eine rein archäologische Beitrag von Michael Schmauder über Dakien und das Dekumatland wirkt wie ein Fremdkörper. Dem Frühmittelalter-Archäologen gibt das Buch also vor allem einen lebendigen und weiterführenden Einblick in die aktuelle Diskussion unter Historikern. Er könnte ihm auch Anlass geben zur Selbstreflexion: Werden hier Themen verfolgt, in die Archäologen direkt eigenes Wissen einbringen können? Mir scheint dieser Tagungsband eher das Gegenteil deutlich zu machen: Die dort derzeit verfolgten Fragestellungen, Themen und Diskurse stehen für sich und bedürfen der Archäologie nicht, und Archäologen sollten diesem

Diskurs nicht hinterherlaufen. Aber sie sollten die Nachbardisziplin mit wachen Augen beobachten, und dazu bietet dieser anregende Band viel Stoff.

Basel

Frank Siegmund

SEBASTIAN BRATHER, **Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen und Alternativen.** Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 42. Verlag Walther de Gruyter, Berlin/New York 2004. 807 Seiten, 94 Abbildungen, 25 Tabellen.

Der Verfasser bedauert, dass eine wissenschaftliche Revolution in der prähistorischen Forschung bisher nicht stattgefunden und traditionelle Forschungsprogramme weiterhin verfolgt werden, vor allem bei ethnischen Zuordnungen. Von Anfang an ist zu spüren, dass er es ablehnt, ethnische Identitäten aus Sachgut mit archäologischen Methoden zu erschließen (S. 3). Dies hat er zudem in mehreren Vorträgen (u. a. Leipzig, Mannheim 2000) und Aufsätzen (u. a.: *Ethnische Identitäten als Konstrukte der frühgeschichtlichen Archäologie*. *Germania* 78, 2000, 139–177) kund getan. Als wesentlichen Ansatzpunkt seiner Studie nennt Brather die Ergebnisse von Siân Jones (*The archaeology of ethnicity. Constructing identities in the past and the present* [London/New York 1997]), die den subjektiven Charakter ethnischer Selbstidentifikation betont (S. 9); damit wird bereits deutlich, dass Brather sich auf Gedanken von Historikern, Kulturanthropologen und Soziologen stützt und nicht von archäologischen Quellen herkommend arbeitet. Brather argumentiert theoretisch und reiht eine Behauptung an die andere. Ich werde versuchen, seine Standpunkte wiederzugeben. Die ethnische Interpretation in der frühgeschichtlichen Archäologie müsste, sensibilisiert durch die Arbeit des Verfassers, nun vom archäologischen Material ausgehend, noch einmal aufgerollt werden, das kann ich im Rahmen dieser Rezension nicht leisten.

Die erste zentrale Frage Brathers gilt Gruppierungen, die eine starke Identität entwickelten, denn jedermann, wie wohl auch jede Frau, gehöre verschiedenen sozialen Gruppen an, wobei ethnische Übereinstimmung nur eine der Gruppenidentitäten sei (S. 616). Auf die komplexen sozialen Verhältnisse in frühgeschichtlichen Gesellschaften weist Brather in einem Aufsatz (*Zeitschr. Arch. Mittelalter* 32, 2004, 1–58) detaillierter und konkreter hin; darauf komme ich zum Schluss noch einmal zurück. Die zweite zentrale Frage betrifft die Voraussetzungen für eine ethnische Interpretation (S. 5). Kapitel I »Fragestellung« wirft allerdings weniger Fragen auf, sondern beschreibt mehr die Gliederung der Studie. Mehrmals weist Brather darauf hin, dass er die Fragen neu und anders stellen möchte (S. 7; 27; 31; 353) und das Problem in der Fragestellung liege (u. a. S. 294).

Da es sich um vielschichtige Fragen handelt, geht er weit ausholend der Geschichte ethnischer Interpretationen in der prähistorischen Forschung nach (S. 5; Kap. II). Er fordert schließlich, dem Gedankengang von Hans Jürgen Eggers, dass archäologische und literarische Quellen nicht zu gleichen Ergebnissen kommen müssten, konsequent weiter zu folgen, weil der Charakter der Archäologie als historische Wissenschaft auch ohne ethnische Interpretation erhalten bleibe. Fehlt da nicht das Salz in der Suppe? Warum sollen Menschen aus dem Elb-Saale-Gebiet im 5.–6. Jh. nicht als Thüringer angesprochen werden. Wir wissen doch, wo und zu welcher Zeit Langobarden im 6. Jh. siedelten. Wie anders als über diese ethnischen Bezeichnungen können wir mit Historikern ins Gespräch kommen? Ein Hauptproblem ethnischer Interpretation archäologischen Materials sieht Brather darin, dass dieses Paradigma bereits abgefragt wird, bevor andere Erklärungen erwogen werden (S. 565). Müssen ergebnislose Kartierungen, Überlegungen und Theorien immer fixiert werden? Der Verfasser unterstellt der frühgeschichtlichen Archäologie methodische Einseitigkeit, die er analysieren will, um anschließend Alternativen aufzeigen zu können (S. 27). Seine späteren Analysen zeigen dann allerdings, dass er sich nicht in archäologische Untersuchungen vertieft, sondern diese nur mit seinen Theorien konfrontiert.

Wie die Begriffe Volk, Kultur, Sprache und Rasse zu verstehen sind, in Zusammenhang mit Beobachtungen, dass Gesellschaften nicht einschichtig sind und sich selten scharf abgrenzen lassen, ist ein weiteres Thema (S. 6; Kap. III): Diese Begriffe wurden im 19. Jh. geprägt, und ihre Verflechtungen würden selten durchdacht. Noch problematischer werde es, wenn einer dieser Begriffe von unterschiedlichen Disziplinen verwendet wird, deren Erkenntnisse unterschiedliche Bereiche der einstigen Realität betreffen (S. 31 f.). Für die wissenschaftliche Analyse erhalte der Begriff Ethnos nur einen Sinn, wenn er nicht klassifizierend, sondern beschreibend verwendet werde (S. 51; 322); ich kann da keinen Unterschied erkennen.

Kultur bezeichnet die vom Menschen selbst geschaffene Welt (S. 54); im archäologischen Fundmaterial schlagen sich wesentliche Teile der geistigen Welt jedoch nur gebrochen nieder (S. 76). Heute konkurrieren zwei gegensätzliche Auffassungen von archäologischer Kultur. Das methodische Problem liegt nach Brather in der Definition von Kultur. Der eine Ansatz geht davon aus, dass es sich bei einer archäologischen Kultur um eine tatsächlich vorhandene, von Zeitgenossen auch bewusst wahrgenommene Gruppierung handelt. An den jüngst von Volker Bierbrauer und Frank Siegmund beschriebenen Kulturmodellen in der frühgeschichtlichen Archäologie kritisiert Brather, dass sie homogene Verhältnisse voraussetzen und bezweifelt, dass eine solche Teilung der gemeinsamen Lebenswelt gerecht wird, weil die Gruppen sich eben nicht als einheitliche und abgegrenzte Blöcke gegenüberstünden, sondern die Entwicklung gemeinsam vollzogen (S. 71 f.; 564). Brather übersieht, dass die ethnische Fragestellung immer dann

aktuell wird, wenn solche Blöcke erstmals zusammen treffen und durchaus noch als jeweils homogen betrachtet werden dürfen. Entscheidender ist für ihn, dass die Annahme einer einheitlichen, scharf umgrenzten archäologischen Kultur in deutlichem Widerspruch zu heutigen ethnozoologischen Modellen steht, die innere Abstufungen und uneinheitliche Veränderungen betonen. Diese Binnendifferenzierung der Gesellschaften bereite auch Akkulturationskonzepten große Schwierigkeiten, soweit sie wechselseitige Beeinflussung auf der Basis abgegrenzter Kulturen zu ermitteln suchen (S. 74).

Der zweite Ansatz betrachtet archäologische Kulturen als beschreibende Ordnungsbegriffe. Da von einem ständigen kulturellen Wandel sowie unterschiedlich verbreiteten Kulturelementen auszugehen sei, seien archäologische Kulturen ein Gebilde – Brather verwendet dafür gern das Fremdwort Konstrukt – der Wissenschaft (S. 162; 526), deren Bedeutung für die Zeitgenossen sich nicht beurteilen lasse (S. 581). Nach seiner Ansicht sollten nur langfristige Entwicklungen im Mittelpunkt archäologischer Interpretationen stehen, quasi das Fundament, auf dem sich die politische Geschichte abspielt (S. 75 und Kap. VI).

Um archäologisches Material ethnisch zu interpretieren, müsse geklärt werden, unter welchen Bedingungen ethnische Zusammengehörigkeitsgefühle überhaupt entstehen, wie sich soziale und ethnische Gruppen darstellen und erkennbar werden (S. 6f.; Kap. IV). Unter Identität wird eine subjektive Selbst-Zuordnung, das Bewusstsein sozialer Zugehörigkeit verstanden (S. 97). Vorhandene Unterschiede innerhalb einer Gruppe lassen sich durch Abgrenzung zu anderen ausblenden, nur ethnische Identität ist von der Konfrontation mit anderen abhängig (S. 620f.). Gruppenidentitäten spielen für die historische Entwicklung von Gesellschaften eine wichtige Rolle (S. 98), sie sind aber weder homogen noch abgeschlossen (S. 101). Identitäten bilden den Orientierungsrahmen für soziales Handeln (S. 103). Das methodische Problem der Archäologie bestehe in der Beurteilung der Rolle des Einzelnen innerhalb sozialer Gruppen (S. 98 mit Abb. 14), aus der sich seine Gruppenbindung ergebe. In den Mittelpunkt des Interesses rückt dann hinsichtlich der ethnischen Identität das Erscheinungsbild von Gruppen (S. 98). Ethnische Identität, auch als Gemeinsamkeitsglaube oder kollektives Bewusstsein bezeichnet (S. 106) oder als komplexe Vorstellung gemeinsamer Kultur und Abstammung (S. 313), umfasst eine Gesellschaft, die räumlich und sozial begrenzt ist (S. 104). Darum siedelt Brather sie auf einer höheren Ebene an, primär auf der Ebene der politischen und Ereignisgeschichte (S. 350), von der er annimmt, dass sie der Archäologie verschlossen bleibe (S. 520). Ethnizität stelle die mit Hilfe weniger kultureller Merkmale (S. 107) definierte soziale Identität dar, die soziale Unterschiede überdecke (S. 164). Repräsentiert wird ethnisches Bewusstsein oft nur von einer Elite (S. 105), wobei soziale Eliten als Identitätskerne fungieren (S. 112). Entscheidend für ethnische Abgrenzung sind Wahrnehmung und Handlung von Gruppen; in Krisen und

Übergangsphasen können Identitäten rasch wechseln (S. 108). Um die Vielfalt ethnischer Identitäten zu erklären, bedient sich der Verfasser bei der Ethnozoologie (S. 109f.). Ethnische Identitäten entstehen durch historische Prozesse (S. 111); sie differieren je nach historischem und regionalem Kontext (S. 156). Gesellschaften brauchen die Erinnerung an ihre Vergangenheit zur Selbstdefinition (S. 115). Die Rolle ethnischer Identitäten im Alltag der meisten Menschen ist nicht abzuschätzen (S. 113).

Die Kernfrage, »wieweit lassen sich ethnische Identitäten im archäologischen Fundgut wieder finden?«, wird mehrfach umkreist. Das Problem ist, dass die ermittelten Zeichen auch in den Augen der Zeitgenossen irgend eine Rolle bei der ethnischen Identifizierung gespielt haben sollten. Die antiken Ethnographien bieten keinen Einblick in ethnische Identitäten (Kap. IV,7; S. 163). Völkernamen wie Kelten, Germanen und Slawen sind Oberbegriffe der antiken Ethnographie (S. 131; 225; 228). Erst im frühen Mittelalter operieren alle zeitgenössischen Quellen mit ethnischen Bezeichnungen (Kap. IV,8). Die Frage ist allerdings, wer oder was jeweils gemeint war (S. 141f.). Die ethnischen Bezeichnungen sind mehrdeutig, die Terminologie schwankt; gebietsbezogene Gruppenidentitäten können nicht schlüssig abgeleitet werden (S. 145). Zum Beispiel verbergen sich hinter Franken, abhängig von Zeit und Situation, verschiedene Bedeutungen (S. 156; 193). Unbestritten trafen in Spätantike und frühem Mittelalter verschiedene kulturelle Traditionen auf dem Gebiet des Imperium Romanum zusammen, bezeichnet *Francus* einen *ingenuus*, der für das Heer verfügbar war, *Romanus* einen steuerzahlenden Grundbesitzer (S. 144; 147; 294), doch bezweifelt Brather, dass sich die Bevölkerung auf zwei homogene, abgegrenzte ethnische Gruppen – Romanen und Germanen – aufteilen lasse. Wegen der raschen Akkulturation können weder Waffengräber noch Beigaben führende Bestattungen pauschal als germanisch angesehen werden (S. 295), denn es handele sich um Statussymbole (S. 300). Mit Franken werden im 7. Jh. sowohl regionale soziale Eliten als auch ein übergentes Herrschaftsgebilde (S. 152) bzw. die politische Oberschicht im Merowingerreich (S. 192) bezeichnet. Noch im 8. Jh. wird nur eine kleine Gruppe politisch Handelnder als Franken verstanden (S. 146). Die gentile Identität erweist sich meist als Begriff für einen politischen Verband (S. 157), für eine soziale Elite in Königsnähe bzw. für das Heer (S. 148). Die Einseitigkeit der Schriftquellen und wie die darin unerwähnt bleibenden Unpolitischen zu benennen sind, wird nicht weiter diskutiert. Für wechselnde Zuschreibungen von Einzelpersonen wird das Beispiel eines Herzogs angeführt (S. 149; 290). Ethnische und geographische Termini sind oft vermischt (S. 150), mit Alamannen wird z. B. die regionale Identität in einem merowingischen Herzogtum beschrieben (S. 192). Eine Vielzahl von Ethnogenesen vollzog sich in Spätantike und im frühen Mittelalter auf dem Boden des Imperiums (S. 154) oder um militärische Anführer und Sippenrepräsentanten (S. 155). Aus den Angaben in

schriftlichen Quellen lassen sich jedoch kaum materielle Zeichen erschließen, die der Archäologie zugänglich wären (S. 158; 315; 318).

Bei der ethnischen Deutung archäologischer Quellen steht fast immer eine räumliche Verbreitung im Mittelpunkt des Interesses (S. 159; 518). Da es Brather um grundsätzliche methodische Probleme geht (S. 160; 304 ff.) und er den Versuch ethnischer Interpretation unter methodologischem Blickwinkel betrachtet (S. 161), lautete seine zentrale Frage nicht, wie, sondern ob sich Ethnos und Kultur miteinander verbinden lassen (S. 159; 326).

Mit fünf Schwerpunkten versucht er alle in der Archäologie erörterten Varianten ethnischer Interpretation zu erfassen (S. 160): Zuweisung von Siedlungsräumen bzw. Parallelisierung von Kultur und Ethnos als am weitesten verbreitete Variante (Kap. V,9), Kontinuitäten (Kap. V,10), Ethnogenese (Kap. V,11), Wanderung (Kap. V,12) und Fremde (Kap. V,13). Als methodisches Problem erweist sich die Zusammenarbeit der drei Disziplinen Historiographie, Linguistik und Archäologie, denn jede Disziplin arbeitet mit eigenen Begriffen, wie an den Beispielen Kelten – Hallstatt- und Latène-Kultur (S. 166 ff.), Germanen und Jastorf-Kultur (S. 174 ff.), Slawen – Prag-Korčak – und Sukow-Dziedzice-Kultur (S. 184 ff.) aufgezeigt wird. Als ethnisches Beispiel von Stammesverbänden werden Franken und Alamannen angeführt (S. 192 ff.). Den von Frank Siegmund nachgewiesenen kulturellen Differenzierungen fehle jegliches Indiz, dass es sich um ethnische Identitäten handele (S. 197). Ob kulturelle Veränderungen mit Ethnogenese zusammenhängen und kulturelle Weiterentwicklungen mit ethnischer Kontinuität (Kap. V,10–11), wird wiederum an den Beispielen der Kelten (S. 206 ff.), Germanen (S. 210 ff.) und Slawen (S. 213 ff.) besprochen. Die Parallelität und Kongruenz von sprachlicher, kultureller und ethnischer Entwicklung wird vor allem bei den Germanen in Frage gestellt. Für die Konstituierung aller drei Gruppen spielten äußere Einflüsse eine entscheidende Rolle, Akkulturationen und Fremdwahrnehmungen dürften parallel verlaufen sein (S. 217 f.). Allein kulturelle Kontinuität reiche aber nicht aus, um den Zeitpunkt der Ethnogenese zu bestimmen (S. 218). Auch wenn diese sprachlich definierten Großgruppen von der Archäologie mit umfassenden Kulturräumen identifiziert werden, dürfen diese mangels Bewusstsein einer Zusammengehörigkeit nicht als Ethnien bezeichnet werden (S. 219; 228). Um Ethnien kann es sich nur bei einzelnen keltischen, germanischen oder slawischen *gentes* handeln (S. 219 f.). Die Alamannen sind ein gutes Beispiel, wie unterschiedlich Ethnogenese beurteilt werden kann. Entweder gab es hier mehrere Ethnogenesen oder einen nie abgeschlossenen kontinuierlichen Prozess; im archäologischen Fundmaterial spiegelte sich dieser aber allenfalls in Ansätzen wieder (S. 232–236). Die unterschiedliche Bewertung archäologischer Quellen im Hinblick auf Wanderungen hänge stets mit den Aussagen schriftlicher Quellen zusammen, dies gelte bereits für die Kelten (S. 240–248). Der Goten-Name verbinde je-

doch die unterschiedlichsten Gruppierungen, in ethnischer, sozialer oder territorialer Hinsicht (S. 257 f.). Brather unterstellt, dass die Archäologie das Volk der Goten sicher nicht über mehrere archäologische Kulturen hinweg verfolgen würde (S. 228–231; 255–268), wenn es die von Jordanes überlieferte Konstruktion gotischer Geschichte nicht gäbe, in der er keine verlässliche Grundlage sieht (S. 255; 542). Er verkennt die Tatsache, dass sich vor allem die Forschungen von Volker Bierbrauer auf ein über die Gräber- als auch die Siedlungsarchäologie erarbeitetes Kulturmodell stützen und es für die Periode, als Goten an das Schwarze Meer zogen und erstmals an die Grenzen des Römischen Reichs stießen, die schriftlichen Quellen inklusive Jordanes mehr als kärglich sind (Die ethnische Interpretation der Sintana de Mureş-Černjachov-Kultur. In: G. GOMOLKA-FUCHS [Hrsg.], Die Sintana de Mureş-Černjachov-Kultur. Akten Internat. Koll. Caputh 1995. Koll. Vor- u. Frühgesch. 2 [Bonn 1999] 211–238). Im Fall der Zuwanderung nach England im 5. Jh. sind Ausgangs- und Zielgebiet bekannt, der Weg jedoch unklar. Das Ende des römischen Britannien erzwang die Entwicklung neuer Identitäten (S. 268 ff.). Die Möglichkeit, ethnisch fremde Personen zu identifizieren, bestehe nur in einem fremden homogenen Raum. Auch die Koexistenz von größeren Gruppen unterschiedlicher Herkunft sei denkbar (S. 276 ff.). Doch über Koexistenz, Abschottung oder Integration und Akkulturation könne aus archäologischer Sicht meist nur spekuliert werden, weil zwischen individueller Mobilität und kulturellem Austausch nicht begründet unterschieden werden könne (S. 282). Der Verfasser bemängelt, dass in den merowingerzeitlichen Gräberfeldern von Altenerding, Schretzheim und Pleidelsheim nur Frauen fremder Herkunft bestimmt und Fibeln zum entscheidenden Symbol ethnischer Herkunft stilisiert wurden. Er setzt dagegen, dass gerade jene ethnisch bezeichneten frühmittelalterlichen Gruppen, Gruppen von Männern waren (S. 283–286), und übersah, dass sowohl in Schretzheim (U. KOCH, Das Reihengräberfeld bei Schretzheim [Berlin 1977] 188) als auch Pleidelsheim (U. KOCH, Das alamannisch-fränkische Gräberfeld bei Pleidelsheim [Stuttgart 2001] 384) von Familien die Rede ist, weil auch in Männergräbern Hinweise auf die fremde Herkunft vorhanden sind. Wesentlich besser identifizierte mittlerweile Max Martin die thüringischen Männer (Thüringer in Schretzheim. In: Reliquiae Gentium. Festschr. Horst Wolfgang Böhme 1 [Rahden 2005] 285–302) und zeigte einmal mehr, wie viel weiter der Weg von unten, die sorgfältige und genaue Analyse archäologischer Quellen, führt. Brather bestreitet auch nicht, dass es im frühen Mittelalter Wanderungen und Umsiedlungen gab und diese ihre Spuren hinterlassen haben können, doch bleibe das methodische Problem, Erklärungsmöglichkeiten begründet zu unterscheiden (S. 287). Ich kann nur immer wieder darauf hinweisen, dass eine der wichtigsten Voraussetzungen für jegliche Interpretation die Sorgfalt bei der chronologischen Zuordnung ist. So rechnet Brather nach Eingliederung des Thüringerreiches und der Ala-

mannen in das Merowingerreich mit sozialen Ausgleichs- und Anpassungsprozessen, und die beiden Herzöge Leuthari und Butilin müssen wieder einmal für den Fortbestand einer sozialen, sich dann vollständig fränkisch gebenden Elite in der Alamannia erhalten (S. 289 f.). Warum wird nicht unterschieden zwischen dem nach kriegerischen Auseinandersetzungen bereits zu Beginn des 6. Jhs. dem Frankenreich angegliederten alamannischen Gebiet in Nordwürttemberg und Nordbaden, wo die reichen Grablegen abbrechen, und der 536/37 von den Ostgoten übernommenen *Alamannia*? Erst zu diesem späteren Zeitpunkt tauchten die vornehmen Brüder auf (Quellen zur Geschichte der Alamannen 5 [Sigmaringen 1983] 22).

Brather vermisst bei den bisherigen ethnischen Interpretationen von archäologischem Material systematische Anwendungen theoretischer Modelle (S. 304) und vor allem den Zugang zum Selbstverständnis der Zeitgenossen (S. 305 f.; 519). Auch durch eine Kombination mehrerer kultureller Merkmale würden Stammesverbände nur diffus und variabel identifiziert (S. 306 ff.). Bei den Einzelobjekten bleibe das Problem, ob überhaupt materielle Symbole ethnisch gebraucht wurden (S. 310; 567 ff.). Er ist der Meinung, dass Kleidung bei weitem nicht das wichtigste Mittel war, ethnische Identität mitzuteilen, sondern vor allem sozialen Rang demonstrieren sollte (S. 314). Und weil es in schriftlichen Quellen keine Hinweise auf ethnische Symbole gibt, seien solche auch archäologisch nicht zu finden (S. 317 f.; 569 f.; 577).

Da ethnischen Interpretationen keine aus der Archäologie entwickelten Fragestellungen zu Grunde liegen (S. 319), versucht der Autor nun, die Interpretationsmöglichkeiten der Archäologie grundsätzlich zu klären. Das umfangreichste Kapitel VI (S. 323–577) ist den strukturellen Alternativen gewidmet. Es enthält zunächst zahlreiche Wiederholungen aus den vorangegangenen Kapiteln und befasst sich dann überwiegend mit so grundlegenden Eigenschaften und Aussagemöglichkeiten der Archäologie, wie sie in Proseminaren besprochen werden sollten: Wenn geordnetes und zusammengefasstes archäologisches Material historisch interpretiert wird, können räumliche und zeitliche Entwicklungen beschrieben werden, sie enthalten Wirtschafts-, Verkehrs-, Kulturräume, Werkstattkreise, Technikbereiche, Sozialstrukturen und Lebensverhältnisse (S. 8; 330). Doch einen methodischen oder inhaltlichen Zusammenhang mit Ethnos, dem Niederschlag eines subjektiven Gruppenbewusstseins, sieht Brather nicht und fragt sich, ob ethnische Identitäten überhaupt ein Thema der archäologischen Forschung sein können (S. 8; Kap. VI), denn dem Charakter archäologischer Quellen würde eine solche Fragestellung nicht gerecht (S. 323). Über geistige Kultur, soziale Abgrenzungen, religiöse Vorstellungen, politische Verbände, rechtliche Konzepte gäben archäologische Quellen nur mehrfach gefiltert fragmentarische Auskunft (S. 335). Die Sozial-, Wirtschafts- (S. 336 f.) und Kulturgeschichte (S. 351), auch die Alltagslichkeiten des Alltags sind zugänglich (S. 338; 353), außen vor bleibe der Bereich des Politischen und die Er-

eignisgeschichte (S. 339). Regelmäßigkeiten und Übereinstimmungen (S. 343), längerfristige Entwicklungen und Strukturen (S. 352 f.) lassen sich mit archäologischem Material erfassen; der abweichende Einzelfall entziehe sich dagegen individuellen Erklärungen. Mir leuchtet nicht ein, warum erkennbare kurzfristige Prozesse im archäologischen Material ausgeklammert werden sollen, warum in einem Gräberfeld ganz individuelle Erscheinungen nicht als solche angesprochen und erklärt werden dürfen, was in der ersten Generation natürlich immer auch Überlegungen zur Herkunft einschließt. Brather verlangt eine Fragstellung, die strukturelle Verhältnisse in den Mittelpunkt rückt (S. 353 f.; 514). Denn eine strukturelle Betrachtungsweise argumentiere auf einer quellennäheren und allgemeineren Basis, dadurch würden die nicht zu einem befriedigenden Ergebnis gelangenden Diskussionen um historische Erklärungen und ethnische Deutungen vermieden und die Aussagekraft der Quellen nicht überstrapaziert (S. 514; 521; 532).

In diesem Sinne handelt er die archäologischen Quellen – Gräber, Siedlungen, Hortfunde – unter verschiedenen Gesichtspunkten noch einmal ab (S. 354–513). Auch dieses Kapitel enthält so manche nicht zutreffende Behauptung und Ungenauigkeit. Nur ein Beispiel, wo es um die kulturelle und soziale Bedeutung des Essens und Trinkens geht, um das Mahl und den Kreis der Beteiligten. »Die Grabfunde machen deutlich, dass dies eine Welt der Männer war.« Dem widersprechen die Grabbeigaben wie Bronzebecken und Holzzeimer, die zur Ausstattung eines großen Mahles gehörten, aber nicht nur in Männergräbern vorkommen, sondern auch in den Gräbern zahlreicher wohlhabender Frauen an Rhein und Neckar; ich zähle sie im 6. Jh. zu den Statussymbolen einer Hofherrin (zuletzt: Frauen in verantwortungsvoller Position: drei Frauen – zwei Gräber von Mannheim-Vogelstang. In: *Reliquiae Gentium. Studia Honoraria* 23. Festschr. Horst-Wolfgang Böhme 1 [Rahden/Westf. 2005] 263–272). Das umfangreiche Kapitel VI stützt sich nicht – wie die Einführung in die Vor- und Frühgeschichte von Hans-Jürgen Eggers – auf eigene archäologische Untersuchungen, sondern ist eine fleißige Literaturrecherche. Das zeigen zum einen sehr deutlich die eingestreuten Tabellen und Graphiken, die alle den Hinweis auf eine fremde Herkunft enthalten, zum anderen der umfangreiche Anmerkungsapparat mit entsprechend langer Literaturliste, in der Materialeditionen nicht gerade überwiegen. Neu ist Tabelle 18 mit einer Gegenüberstellung der Interpretationsmöglichkeiten und -ziele einer strukturellen Betrachtung einerseits und eines auf den Einzelfall zielenden historischen Ansatzes andererseits (S. 515).

Brather möchte die frühgeschichtliche Gesellschaft gern gleichzeitig unter mehreren Perspektiven betrachten, der Vielzahl von einwirkenden Faktoren Rechnung tragen und stets bedenken, wie kompliziert und mehrschichtig historische Prozesse sind (S. 518 f.; 627). Er möchte bei historischen Interpretationen im Rahmen der Möglichkeiten bleiben, d. h. strukturelle Bedingungen untersuchen (S. 523). Er will ethnische Deutung

nicht gegen strukturgeschichtliche Erklärungen ausspielen, sondern gegeneinander abwägen (S. 525); groß ist der Unterschied hier wohl nicht. Dazu stellt er ein Modell vor, mit der Ordnung des Fundmaterials in der ersten Ebene, den strukturgeschichtlichen Erklärungen in der zweiten Ebene und einem eingeschränkten Zugang zur dritten Ebene mit den Ereignissen (S. 521 f. Abb. 85). Nach der Feststellung, dass Kartierungen von Funden Siedlungsareale und Kommunikationen widerspiegeln, Ethnien Kommunikationsgemeinschaften sind und zwischen Gemeinsamkeitsglauben und Sachkultur eine lockere, mittelbare und indirekte Beziehung existiert, stellt er noch einmal die Frage, welche Züge der materiellen Kultur für die hypothetische Abgrenzung ethnischer Gruppen zu berücksichtigen sind (S. 532). Auszuschließen sind Verbreitungsbilder, die von wirtschaftlichen Faktoren bestimmt sind (S. 533), das betrifft auch Kleidungsbestandteile, solange keine Klarheit über Produktion und Vertrieb besteht (S. 534). Weil ethnisches Selbstverständnis als Verhalten anderen gegenüber zu verstehen ist, könne es nicht aus Totenritualen, dem Umgang mit den eigenen Toten, erschlossen werden (S. 534 f.). Warum gerade Totenrituale, die mit Traditionen derart behaftet sind, keine ethnischen Unterschiede erkennen lassen, leuchtet wohl kaum ein. Dann wird weiter theoretisiert: dass es sinnlos sei, nach Abgrenzungen zu suchen, da sich Kulturräume weder als homogen noch abgegrenzt erweisen (536 f.), dass sich kulturelle und ethnische Identität nicht parallelisieren lassen, auch nicht mit archäologisch nachweisbarer Bevölkerungskontinuität (S. 537–544). Die Frage, was mit ethnischen Kontinuitäten im Einzelfall gemeint sei, zeigt das ganze Dilemma, denn biologisch wie kulturell seien Kontinuitäten ja die Regel (S. 541). Und das Ergebnis: eine Kultur lässt sich nicht über Kontinuitäten, sondern nur regionen- und zeitspezifisch beschreiben (S. 544). Ein Problem der Archäologie sei, dass sich neu entstehende bzw. entstandene Identitäten nicht in der Sachkultur niederschlagen müssen (S. 547). Dies Problem hat allerdings nur, wer vom theoretischen Modell her kommt, nicht wer von den Funden und Befunden ausgeht!

Ethnische Gruppen bildeten sich meist allmählich, daher hängen Kontinuitäten und Ethnogenese eng zusammen. Für die Archäologie sei es interessant, die kulturellen Veränderungen in struktureller Hinsicht zu beobachten. Art und Weise der Veränderungen würden dann Rückschlüsse auf die Dynamik der Kulturentwicklung erlauben (S. 549 ff.).

Ein weiterer Punkt in den Überlegungen über ethnische Deutung oder strukturgeschichtliche Erklärung betrifft die Wanderungen. Aus unterschiedlichen Gründen waren selten Einzelpersonen mobil, mobil waren in der Regel Teile von Populationen, die sich an traditionelle Bahnen hielten (S. 551 ff. mit Abb. 88). Eindeutige Kriterien, Wanderungen und Gütertausch auseinander zu halten, gebe es nicht (S. 554 Tab. 21). Kleinräumige Verschiebungen blieben im archäologischen Fund ohnehin unentdeckt (S. 557). Bei einer strukturellen Betrachtung

weise erscheine es wichtiger, was Kommunikation und Austausch in der jeweiligen Gesellschaft bewirkten (S. 558). Häufigkeit und Vorbildwirkung fremder Objekte seien zu berücksichtigen, um die relative Bedeutung für die einheimischen Verhältnisse abzuschätzen (S. 565). Fremde Objekte oder Kleidung und abweichende Bestattungssitten oder Bauweisen sind als fremde Beeinflussung zu werten (S. 559). Eine begründete Entscheidung zwischen fremder Person oder Fremdgut hält der Autor auch im Einzelfall für kaum möglich (S. 562). Er räumt zwar ein, wenn man nicht nur Kleidung, sondern auch die Anlage des Grabes, also den Gesamtbefund zum Ausgangspunkt macht – was eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein sollte – so könnten sich die Hinweise auf fremde Herkunft verdichten, zieht dann aber gleich wieder zurück (S. 563), denn Gräber wurden von Hinterbliebenen angelegt, und ob diese die Regeln noch kannten? Auch wenn verschiedene kulturelle Traditionen auszumachen sind, bleibe das Problem, kulturelle Merkmale eindeutig zuzuweisen (S. 564). Aufschlussreich seien auch nicht die vermuteten ethnischen Unterschiede, sondern die sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Möglichkeiten, die sich den Menschen ungeachtet ihrer Herkunft innerhalb ihrer gemeinsamen Lebenswelt böten (S. 564). Der ethnischen Identität käme für die meisten Zeitgenossen allenfalls eine sekundäre Bedeutung zu (S. 566). Eine eventuell von der ethnischen Herkunft abhängige soziale oder wirtschaftliche Stellung wird nicht erwogen.

Dass eine Identifizierung regionaler Gruppen mit Zusammengehörigkeitsgefühl, also Ethnien, allein mit archäologischen Methoden nicht möglich sein kann, soll ein Ausflug in die Prähistorie untermauern (S. 8 f.; Kap. VII), bevor die einzelnen Kapitel ausführlich zusammengefasst werden (S. 615–631). Verdienstvoll ist ein angehängtes Personen-, Orts- und Sachregister.

Wie ich eingangs erwähnte, demonstrierte Brather (Kleidung und Identität im Grab. Gruppierungen innerhalb der Bevölkerung Pleidelsheims zur Merowingerzeit. Zeitschr. Arch. Mittelalter 32, 2004, 1–58) seine strukturelle Betrachtungsweise jüngst am Beispiel Pleidelsheim. Er kam zu dem Ergebnis, dass Kleidung und Waffen Gruppenzuordnungen und Rollenverteilungen sichtbar werden lassen und dass das Lebensalter die Grabausstattung ganz entscheidend beeinflusste. Um die nötigen statistisch relevanten Größen zu erreichen, wurden statt der SD-Phasen 1–10, die den etwa zehn im Gräberfeld beobachteten Generationen entsprechen (U. KOCH, Das alamannisch-fränkische Gräberfeld bei Pleidelsheim, Kr. Ludwigsburg [Stuttgart 2001]), nur drei zwar gebräuchliche, aber in diesem Fall doch recht willkürlich eingesetzte Zeitphasen unterschieden. Das nimmt natürlich jede Möglichkeit einer differenzierteren Beobachtung. So ergaben Kartierungen auf dem Gräberfeldplan, wie z. B. alle Familien, alle Gefäße, alle Fibeln, alle Waffen oder die in nur drei Gruppen zusammengefasste Grabarchitektur, keinerlei Sinn. Es sind eben nicht alle 285 innerhalb von etwa 200 Jahren angelegten Gräber als Einheit zu betrachten. In Pleidels-

heim bestatteten in den ersten drei Phasen bis zu drei Familien, dann in SD-Phase 4 nur eine Familie, was nicht allein mit der Ausschnitthaftigkeit des Gräberfeldes zu erklären ist. Im Unterschied zu vielen anderen Gräberfeldern aus der alamannischen Periode in Nordwürttemberg und Nordbaden bricht das Gräberfeld bei Pleidelsheim mit dem Ende von SD-Phase 3 nicht völlig ab, aber teilweise. Dann beginnt ab SD-Phase 5, d. h. in der Zeit König Theudeberts (533–548), auf dem gleichen Areal ein Reihengräberfeld, auf dem nun bis zu fünf fassbare Familien bestatteten, darunter auch die seit alamannischer Periode ansässige. Auch unter strukturellen Gesichtspunkten sollte jedes dieser beiden zu großen Teilen übereinander liegenden Gräberfelder für sich betrachtet werden, allein das würde sicher schon zu wesentlich befriedigenderen Ergebnissen führen. Wenn Inventare »nicht so eng und unmittelbar an die Herkunft der Bestatteten gebunden« gesehen werden und wenn »in gewissen Grenzen flexible Identitäten und Orientierungen der Zeitgenossen für möglich« gehalten werden, werden zwar alternative Interpretationen denkbar, aber

welcher Realität sollen sich diese denn annähern? Wenn der Hiatus auf dem Bestattungsplatz bei Pleidelsheim, den nur eine Familie von geringer Wirtschaftskraft überbrückt, nicht übersehen wird, erübrigen sich z. B. Überlegungen, ob es zwischen dem Herrn mit Goldgriffspatha in Grab 71 (SD Phase 3) und dem Herrn in dem extrem tiefen, aber beraubten Kammergrab 247 (SD-Phase 5) eine Verbindung gab und ob es sich bei letzterem um einen der einheimischen Alamannen handele, »die aufgrund ihrer Loyalität neuen Herrn gegenüber im Amt blieben« – was letztendlich auch eine ethnische Zuordnung ist.

Ethnische Deutungen bleiben zwar bei Brather eine unter vielen denkbaren – und auf über 600 Seiten mehrfach wiederholten – Möglichkeiten historischer Interpretation archäologischen Materials, werden aber abgelehnt, da sie sich von den archäologischen Quellen viel weiter als strukturgeschichtliche Interpretationen entfernen.

Heroldsberg

Ursula Koch

NACHLEBEN UND WISSENSCHAFTSGESCHICHTE

VINNIE NØRSKOV, *Greek Vases in New Contexts. The Collecting and Trading of Greek Vases – An Aspect of the Modern Reception of Antiquity*. Aarhus University Press, Aarhus 2002. 407 Seiten, 87 Abbildungen, 17 Tafeln, 3 Appendices.

The purpose of this interesting book is to explore the most recent developments in the tradition of collecting Greek vases, in order to examine how these changes have taken place. This study is based on the assumption that the change of the scholarly approach to Greek ceramics after World War II and the increasing focus on unauthorised excavation of archaeological sites have influenced the collecting and perception of Greek vases. Vinnie Nørskov hopes that her book contributes to the discussions on modern collecting and will be a basis for gaining a deeper understanding of the scale of it and the problems involved.

To show how modern treasure hunting and the looting of archaeological sites have their roots in the history of collecting and trading of Greek vases, the author devotes two chapters to historical aspects. Ancient ceramics were known in the 13th century and were kept in the Italian cabinets of curiosities of the 16th and 17th century. But in the 18th century painted vases, then thought to be Etruscan, were mentioned and published in scholarly books. Real vase collections were created now, as the col-

lection of Cardinal Gualtieri, left to the Vatican in 1728, and the Mastrilli-collection in Naples, seen by Winckelmann and in 1766 bought by Sir William Hamilton. Due to the influence of these two men the tradition of collecting Greek vases spread to the rest of Europe. The publication of the Hamilton-collection by d'Hancarville made them attractive collector's items. In 1828 the excavations of Vulci by Lucien Bonaparte, Prince of Canino, recovering more than 3000 Athenian vases caused a collecting fever all over Europe.

In the second half of the 19th century the methodology of archaeology developed and archaeological studies were introduced in the universities. The museums became research centres.

The growing collections demanded systematical publication and exhibition. A chronological sequence became the standard, urging a new kind of acquisition: to obtain a complete sequence museums wanted to fill 'holes' in their collections.

In the 20th century the study collection was an important innovation. Sherds that were not suitable for exhibition could be used in teaching and for study purposes. The studies concentrated on production centres and the individual vase painter. J. D. Beazley was able to distinguish many different painters and schools. In France iconological studies focused on the relationship between representation and reality moving from the producer of

the painting to the viewer. The same is seen in the studies on trade and distribution of the products.

Where art is collected there are art dealers. First the trade was limited to Italy, but later the royalty of Northern Europe started to collect, buying objects from Italian collections of impoverished heirs. In 1624 a decree was issued introducing license requirements for excavations and export of antiquities. Many laws followed, none of which was effective. Greek vases became an attractive souvenir for travellers and in Italy the prices increased. This was not the case in Northern Europe as Hamilton discovered when he tried to sell his second collection.

In Greece, where it had been easy to obtain a licence for excavations and export from the Turkish Sultan, things changed after the War of Independence. In 1834 the first law preventing random excavation and export of antiquities passed. In Turkey where the rules were generous for foreign excavators a new antiquities law prohibiting export was introduced in 1884.

In the 19th century commercial interests guided most of the excavations. A scholarly catalogue and an exhibition proved to be good marketing. There were many trained archaeologists working as art dealers in Rome, as Hartwig, Hauser and Pollak who did research in the field of attributions, maybe to increase the appreciation and the value of the vases. The price of the vases went up when America entered the market, but with the crash of the stock market in 1929 the antiquities market came to a low point, to recover only after World War II.

In the first half of the 20th century the protection of cultural heritage was considered a national problem. But after the war there was an internationalisation with the "The Hague Convention for the Protection of Cultural Property in the Event of Armed Conflict" of 1954 and the "UNESCO's Convention on the Means of Prohibiting and Preventing the Illicit Import, Export, and Transfer of Ownership of Cultural Property" of 1970. The prevention of the looting of archaeological sites is in the interest of everyone like the preservation of the environment. But in the meanwhile antiquities are seen as possession and investment, which is the reason that archaeological sites still are looted. There are four responsible parties: the source countries, who do not protect their sites, the dealers who buy objects from clandestine excavations, the collectors who create the market for unprovenanced objects and the scholars and museums who neglect the contextual value. All agree that looting is negative, but the archaeologists and source countries blame the trade and the collectors and make the regulations more severe, while the art dealers wish a more liberal policy, with a system of export licences.

The heart of the book is formed by eight case studies of museums with vase collections. Questions asked are how has the collecting of Greek vases been carried out during the last 50 years, what kind of objects have been collected, which criteria have been decisive for acquisitions and how are the vases presented to the public? The eight museums are the British Museum in London, the first public museum and the first museum that intro-

duced painted vases in Northern Europe, the National Museum of Copenhagen, which has its roots in a princely collection, the Metropolitan Museum of New York, which is one of the first and most important museums of the United States, the Ny Carlsberg Glyptotek in Copenhagen, chosen as an example of a museum built up by industrialists, the Antiken Museum and the Sammlung Ludwig in Basel, founded after World War II, the Ashmolean Museum in Oxford, the earliest University collection and important because of the influence of J. D. Beazley, the Antikensammlung in Kiel, founded when classical archaeology was introduced as an independent study, and the Duke Classical Collection in Durham, North Carolina, a small collection founded after World War II. The analysis of the collections is based on the registration of all vases acquired by the respective collections, with special attention for the post-war acquisitions. Interviews with the curators (Appendix A) give also important information on this subject.

The author also gives a short introduction in the history of each museum and its way to exhibit the objects. This is not the place to give all the details, but in general there is a development from an exhibition based on material to a chronological exhibition, sometimes within a geographical frame. Research done on a particular group of objects could upgrade it and cause the creation of a special room devoted to this subject.

That the historical and cultural contexts of the objects become more important after 1970 is also seen in the fact that the vases were often shown in a thematic exhibition, which offers a reconstruction of a context. This attention for the context and provenance had also influence on the acquisition policy. The directors and curators had great influence on the acquisition and the exhibition of the objects. Some were very keen on the legal provenance of the pieces, while others had fewer problems with the art market.

In chapter 5, "A look at the market", the author gives a survey of the most important dealers and auction houses followed by an analysis of vases put up for sale on the antiquities market from 1954 to 1998, based on 596 catalogues from auction houses and antiquities dealers in Europe and the United States. More than 18.000 painted Greek vases from the Geometric to the Hellenistic period (excluding prehistoric, Cypriot, black-glazed and bucchero ware) are registered. The statistics show a continuous increase in the supply of vases, with the 1980s as the most intensive period and a marked reduction in the number of vases offered in the 1990s. All vases with a reference to earlier owners (with names or anonymous), to publications or to a possible find spot, have been grouped under the category 'provenanced', the rest was grouped under the category 'unprovenanced'. Until the 1990s 80–90% of the vases was without provenance, after 1991 the percentage became 50%.

In the 1990s the Gulf crisis and the lack of important objects had their influence on the market. Smaller, less important pieces remained unsold, while the top

pieces, seen as an investment, were sold for high prices. Rarity, quality of drawing, provenance, attribution and preservation were the most important criteria for top prices.

The conclusion of the book is that the tradition of collecting Greek vases had been closely connected to the changes in scholarly interests and approaches. The curator will always try to improve and enlarge the collection of the museum by acquisitions and loans and his choice based on his scholarly interest is the most important factor.

Private collections are often the foundation on which museum collections are built. In that case the collector made the selection (although sometimes with the intention to give the object to the museum and guided by the museum staff). There are many reasons why people collect Greek vases, but mostly they do it for the originality and the quality of the shape and decoration. From the 1970s the curator's choice began to differ from the collector's choice. The interest in the archaeological context and provenance in combination with financial problems led to a decrease of acquisitions and sometimes to the development of an acquisition policy. Most curators are members of ICOM and observe the ethical rules set up by it. Especially when a curator is active in excavation projects he is keen on a find context and legal provenance. So here too the scholarly activity of the curator is decisive.

After World War II it took more than ten years before museums started to change their displays. The museums became more public-orientated. First they reduced the number of exhibited objects, making primary and secondary rooms. In the primary rooms the general public could admire the highlights, while the professional had admittance to the rest of the collection in the secondary rooms. Later the thematic displays offered more information on special subjects to the visitor.

Therefore the museums are changing their policy in acquisition and exhibition. But for the private collectors the historical context of an object is still less important than its aesthetic value, except that objects with a provenance are more expensive. Maybe the 'cult of the original' is coming to an end. There is already more interest in the old cast collections and copies of Greek vases.

The book ends with three appendices. In Appendix A you will find the interviews with the curators of the museums which are treated. They give a nice inside view in

the work of a curator in different types of museums. Appendix B and C consist of tables with the numbers and percentages of vases on the market and a list of the 172 most expensive vases sold.

This book is a highly interesting study and should be read by anyone dealing with collecting Greek vases, private collectors and especially museum curators.

For museum curators it is enlightening to compare the history of their own museum with the general tendencies described in this book. It makes one conscious of the powers that influenced the acquisition and the exhibition of the objects. In the case of 'my' museum, the Allard Pierson Museum, the archaeological Museum of the University of Amsterdam, I recognised many resemblances. One little point: the museum has been founded in 1934, when the collection of Museum Scheurleer in The Hague was bought by the Allard Pierson Foundation and given to the University of Amsterdam, and not in 1921 (p. 204, Table 11).

The tables with numbers and percentages of vases on the market give food for reflection. Although the number of unprovenanced vases has been diminished, it is still the greater part. And for many provenanced vases the only provenance is the name of the former owner, which says nothing on the archaeological context. Most museums keep themselves to the ICOM rules or their own acquisition policy when they buy objects, but for private collectors the aesthetic value is more important, so most of the objects on the market will go to private collections. More severe rules for the art market will not prevent the trade of illegal excavated objects as history has pointed out.

Creating a better understanding with the private collectors for the importance of the archaeological context will be the first and most important step. Therefore private collectors should read this book also. But, learning from this book that through the ages the scholarly approach to Greek ceramics has influenced the collecting, maybe the museums and curators also have work to do here, not only by giving the good example by developing a strict acquisition policy for themselves and their benefactors, but also by organizing exhibitions which give full attention to the archaeological and historical context of the objects to make the public conscious of the importance of it.

Amsterdam

Geralda Jurriaans Helle